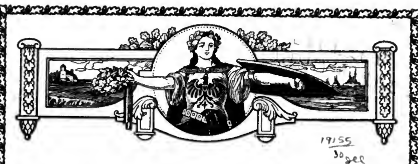




Für Feld und Heimat

Eine Gabe für unsere Helden daheim und draußen

herausgegeben
von D. Paul Blau.

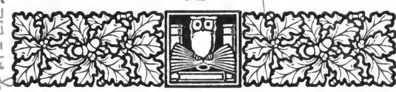


Feldausgabe des Jahrbuchs „Am Wegsaum",
VIII. Jahrgang.

Agentur des Rauhen Hauses
Hamburg.

1916

Druckerei des Rauhen Hauses, Hamburg 26.



Vorwort

Wieder ein Kriegsjahrgang!

Die diesjährige Ausgabe des Jahrbuchs ſollte die Gedanken hinlenken auf das Jubiläumsfeſt der Reformation. Nun miſchen ſich in das Jubelgeläut noch immer die grauenvollen Klänge des Weltkrieges, und unſer Empfinden iſt geteilt zwiſchen dem Erleben der Gegenwart und der Erinnerung an die Vergangenheit — ja, unſere Blicke ſind geſpannt gerichtet in die Zukunft, und wir warten deſſen, das werden ſoll.

Daraus erklärt ſich, daß der vorliegende Band ſehr verſchiedene Gedankenreihen wiedergibt und auf ſehr weit auseinander liegende Gebiete führt. Aber eben damit entſpricht er den geteilten Intereſſen der Zeit. So werden in ihm ſowohl diejenigen etwas für ſich finden, deren Intereſſe ſich der vierhundertjährigen Geſchichte der evangeliſchen Kirche zuwendet, wie auch diejenigen, die weſentlich durch den Krieg und das, was er mit ſich bringt, in Anſpruch genommen ſind.

Möge er der letzte Kriegsjahrgang ſein und ſeinem Nachfolger beſchieden ſein, nur Frieden atmen zu dürfen.

Der Herausgeber.



Inhalt



Ein feste Burg ist unser Gott

Von Paul Blau

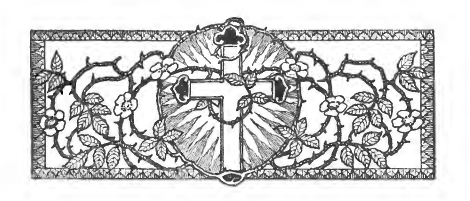
Es rauscht wie ein Sturm durchs deutsche Land,
Es flammt in den Herzen ein heißer Brand.
Horch, wie es gewittert!
Die Welt erzittert! —
„Der Papst kann irren und das Konzil."
Habt ihr's vernommen? Das ist zuviel!
Sie schleudern den Bannstrahl, sie sprechen die Acht. —
Mönchlein, Mönchlein! Was hast du gemacht! —
Aber das Mönchlein weicht nicht zurück,
Hebt zum Himmel den freien Blick,
Stützt die Faust auf das Bibelbuch:
„Was schiert mich Acht und Bann und Fluch?
Was Kaiser und Papst und der Feinde Rott? —
Ein feste Burg ist unser Gott!"

☆ ☆ ★

Und wieder brach das Wetter los
Riesengroß,
Und wieder beben der Erde Festen
In Osten und Westen.
Feinde umher!
Nun, deutsches Volk, setz dich zur Wehr!
Wer wird dir helfen in heißer Schlacht?
Wer wird dich stärken mit Kraft und Macht?

Wer wird dich schützen im Weltenbrand?
Wer wird dich retten aus Feindeshand? —
Horch, da klingt es die Reihen entlang
Wie ein einziger Sang.
Sie singen's alle im ganzen Land,
Ob Katholik oder Protestant;
Sie singen's daheim, sie singen's im Feld,
Auf den Lippen noch trägt es der sterbende Held;
Es singen's die Kinder, es singen's die Alten
Mit gläubigem, betendem Händefalten,
Und das Echo hallt es durch Berg und Tal.
Das Lutherlied ward zum deutschen Choral.
Nun wird der Feinde Macht zum Spott:
Ein feste Burg ist unser Gott!





Deutscher Glaube, deutscher Gott

Vom Herausgeber

Allenthalben hatte die evangelische Christenheit sich gerüstet, das Jubeljahr der Reformation festlich zu begehen. Die Kirchenbehörden erwogen Maßnahmen zu einer würdigen Feier; der Gustav-Adolf-Verein und andere evangelische Arbeitsorganisationen begannen Jubiläumsgaben zu sammeln; man plante großzügige, allgemein protestantische Unternehmungen; die Schriftsteller spitzten ihre Federn, und die Dichter stimmten die Saiten ihrer Leier, um das große Ereignis seiner Bedeutung entsprechend zu würdigen. Die evangelische Welt auf dem ganzen Erdenrund empfand, seit auf der großen Edinburger Missionskonferenz der erste Versuch einer Zusammenfassung ihrer Kräfte auf einem einzelnen Gebiet unternommen war, war mehr und mehr die innere Zusammengehörigkeit aller Glaubensgenossen, gleichviel in welchem Erdteil sie wohnten, und der Gedanke einer großen evangelischen Weltverbrüderung für das Jubiläumsjahr 1917 lag nicht fern — da brach der Weltkrieg aus. Alle Vorbereitungen mußten eingestellt werden, alle Gedanken wurden auf näherliegende Aufgaben gerichtet,

die Feststimmung wurde gedämpft; denn jeder empfindet, daß für große Feiern der Ernst der Zeit keinen Raum läßt; und die eben sich mühsam anbahnende Verständigung der Protestanten verschiedener Zunge und verschiedener Denominationen und kirchlichen Gebilde brach klirrend in tausend Scherben. 400 Jahre nach seiner Entstehung erlebt der Protestantismus die erschütterndste Tragödie, daß seine Bekenner sich mit Anhängern anderer Bekenntnisse und Religionen verbünden, gegenseitig aber sich im mörderischsten Kampf, den die Weltgeschichte je erlebt hat, zerfleischen.

Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß infolgedessen die Lage des Protestantismus in der Gegenwart kritischer ist als je. Mit dem gesamten Christentum muß er sich den Vorwurf gefallen lassen, daß die Religion, daß insonderheit das Evangelium des Friedefürsten nicht imstande gewesen ist, diesen furchtbaren Krieg zu verhindern; er muß es mit ansehen, daß die elementarsten Grundlagen seines Glaubens, des Glaubens an einen gnädigen und gerechten, die Welt regierenden und in ihr sein Reich bauenden Gott vielen ebenso unsicher werden, wie die einfachsten Grundsätze seiner Sittlichkeit vielen im unversöhnlichen Gegensatz zu stehen scheinen zu den Forderungen des Krieges und der gesamten durch ihn geschaffenen Lage. Aber für ihn in seiner konfessionellen Besonderheit will es geradezu tödlich erscheinen, daß diejenige Macht, die sich bisher als Vorkämpferin des evangelischen Christentums in der Welt gebärdete, England, sich in den Augen aller urteilsfähigen Menschen als Großmacht der Heuchelei und brutalsten Selbstsucht entpuppt. Wer will es den fernestehenden, vielleicht dem Protestantismus feindlich gegenüberstehenden Kreisen verdenken, wenn sie, mit Fingern auf England weisend, in ihm den Protestantismus als solchen gerichtet und zuschanden geworden sehen? Kommt dazu, daß auch in breiteren Schichten unseres eigenen Volkes, die dem kirchlichen Leben abgewandt stehen,

von gewissen Seiten geflissentlich die Anschauung verbreitet wird, die Kirche habe bankerott gemacht, der Protestantismus habe abgewirtschaftet, allein eine neue germanische Religion sei Aufgabe und Hoffnung der Zukunft, so darf das pessimistische Urteil gewiß berechtigt erscheinen, daß sich die Sache des Protestantismus in einer überaus ungünstigen Lage befindet.

Wir müssen dabei noch ein Moment im Auge behalten: So stark religiös bewegt unsere Zeit uns in mancher Hinsicht erscheint, im Grunde genommen ist sie einer bewußt ausgeprägten, vor allem konfessionell ausgeprägten Religion nicht günstig. An die Stelle der Konfessionalität ist durch die engen Berührungen der Männer verschiedener Bekenntnisse im gemeinsamen Erleben und Erleiden des Krieges eine Interkonfessionalität getreten, die die Unterschiede verwischt, das gemeinsam Christliche hervorhebt. Man wird darin ein erfreuliches Zeichen sehen für ein besseres gegenseitiges Sichverstehen und Sichtragen der christlichen Konfessionen und nur wünschen können, daß die Frucht dieser Annäherung ein Zurücktreten von Schärfen und Schroffheiten und übelwollender Mißdeutungen auf beiden Seiten sein möchte. Aber trotzdem kann der Protestantismus seine Eigenart so wenig aufgeben, wie Rom die seine aufzugeben gewillt ist; ein Burgfriede, der den Konfessionen zumutete, ihre Besonderheiten einfach abzuschaffen, würde in einem saft- und kraftlosen Allerweltschristentum enden, das niemanden befriedigen würde. Religion muß ein gewisses Maß von individueller, geschichtlich gewordener Färbung tragen, sonst wird sie Phrase.

Aber es handelt sich in der Gegenwart nicht nur um eine mögliche Verschleifung der konfessionellen Unterschiede, sondern auch um die Gefahr einer Religionsmischung, die nicht als erwünscht bezeichnet werden kann. Christen, Juden und Mohammedaner kämpfen Schulter an Schulter; schon

sind Stimmen laut geworden, die auch den Islam auf Grund seines Bekenntnisses zu dem alleinigen, einzigen Gott und seiner Achtung vor dem Propheten Jesus von Nazareth als eine Art Christentum wollen gelten lassen; dem Judentum hat sich diejenige Richtung innerhalb des Christentums schon längst wieder genähert, die es seiner Eigentümlichkeiten entkleidend, das Ärgernis des Kreuzes aus ihm streichend, die Messianität Jesu leugnend, in ihm nur eine geläuterte spätjüdische Ethik sieht, so daß vor Jahren schon eine jüdische apologetische Zeitschrift glaubte feststellen zu können, daß das Christentum sich auf dem Rückweg zum Judentum befinde. Die Fabel von den drei Ringen in Lessings „Nathan dem Weisen" scheint heute zeitgemäßer als je, wenn Christentum, Judentum und Islam zusammenschmelzen in der gemeinsamen Anerkennung eines einigen Gottes, und selbst evangelische Theologen in diesem allgemeinen Vorsehungsglauben die Wahrheit des Christentums und seine Befreiung von allem dogmatischen, historischen, philosophischen Beiwerk finden. Wer angesichts dieser religiösen Stimmung der Zeit es wagt, von den Heilswahrheiten des Evangeliums im Sinne der Reformation zu sprechen, muß gewärtigen, dogmatischer Engherzigkeit beschuldigt zu werden. So ist auch diese Tatsache dem sein Jubiläum feiernden Protestantismus nicht günstig.

Endlich aber droht noch von einer dritten Seite eine gewisse Gefahr. Es ist durchaus verständlich, daß die politische Hochspannung, in der wir uns seit zwei Jahren befinden, in der Mehrzahl unserer Volks- und Zeitgenossen die Saiten nationalen Empfindens in starke Schwingungen versetzt. Standen wir in Gefahr, in armselige Ideallosigkeit zu versinken und dem öden Materialismus entgegenzutreiben, so hat der Krieg tatsächlich eine Rettung gebracht, indem er vielen wieder ein Ideal gab; aber dies Ideal ist das durchaus diesseitige Ideal nationaler Begeisterung. Volk und Staat, Heimat und Vaterland sind die Götter,

denen Hekatomben geopfert werden. Es sei ferne von uns, diesen nationalen Idealismus gering zu schätzen; aber leugnen läßt sich nicht, daß, wo die Ideale des Patriotismus triumphieren, für die Ideale der Religion der Raum sich verengert. Tatsächlich liegt eine nicht geringe Schwierigkeit in der richtigen Verhältnisbestimmung beider; Zeiten hochgespannter nationaler Empfindungen sind nicht notwendigerweise auch immer Höhepunkte des religiösen Lebens, und umgekehrt kann eine hochentwickelte Religion leicht die engen Schranken des Nationalismus durchbrechen und sich mit kosmopolitischen Gedanken verbinden. Bei vielen Menschen tritt heutzutage geradezu der Patriotismus an die Stelle einer positiven Religion; hier steht im Mittelpunkt das irdische Vaterland, nicht die ewige Heimat, der irdische König, nicht der himmlische Gott, die Liebe zu den Volksgenossen, nicht die allgemeine Menschenliebe; nationale Tugenden werden zu religiösen Werten gesteigert, der Tod fürs Vaterland gilt ohne weiteres als seliger, d. h. zur vollen Gottesgemeinschaft führender Tod, kurzum, das Religiöse wird durch das Nationale ersetzt. Will man aber bei so starker Betonung des nationalen Moments doch die religiöse Welt nicht leugnen, so bleibt nur übrig, sie mit der nationalen zu vereinigen, und man kommt zuletzt bei der Nationalreligion an. Schon hat man eine Germanenbibel, zusammengesetzt aus Worten großer deutscher Dichter und Denker, als Ersatz für die Heilige Schrift geschaffen; schon liegt ein „Deutscher Volkskatechismus“ vor, dem es nicht an christentumsfeindlichen Äußerungen fehlt; schon sind zahlreiche Schriftsteller den Spuren Lagardes folgend literarisch für eine neue deutsche Religion eingetreten; schon spricht man von einem „deutschen Gott“, und die schon vor dem Kriege in Blüte stehenden Bestrebungen auf Herstellung einer eigenen deutschen Religion, die ein von allem Semitismus gereinigtes Christentum mit Resten germanischer Volksvorstellung verquicken will, finden heute unter

dem Einfluß eines stark erwachten Nationalgefühls ein Echo in vielen deutschen Herzen.

Es versteht sich ja für Christen, d. h. für Menschen, denen die höchste Offenbarung Gottes in Christo gewiß ist, von selbst, daß sie von einem „deutschen Gott" in dem Sinne eines modernisierten germanischen Wotan nichts wissen mögen. Wohl aber hat es für viele etwas Bestechendes, wenn man ihnen eine Religion bietet, in der vermeintlich der deutsche Geist sich seine eigenartige Frömmigkeit schafft etwa, wie es Arthur Bonus ausdrückt, eine Religion, die das eigene Selbst, wie das eigene Volkstum freudig bejaht, und diese dann als „deutsche Religion" bezeichnet. Es lohnt sich daher einmal, sich die Frage zu beantworten nach dem „deutschen Glauben", dem „deutschen Gott".

☆ ☆ ☆

Eine grundsätzliche Erwägung muß uns zu ihrer Beantwortung den Weg bereiten: Welches ist das Verhältnis, in dem das **Christentum** zum Gedanken des **Volkstums** steht? Als das Evangelium in die Welt trat, fand es diese Welt beherrscht von verschiedenen mehr oder minder national gefärbten, national beschränkten Religionen. In dieser Verbindung mit dem Volkstum lag ihre Kraft; als eine Erweichung muß es schon empfunden werden, daß Rom aus politischen Rücksichten sein Pantheon den Göttern der unterjochten Völker öffnete und ihnen in seiner Religion Gastrecht gewährte; immerhin lag darin doch eine Anerkennung des Nationalprinzips, wenn diese Götter nicht einfach zu Göttern Roms wurden; römische Toleranz hatte nichts dagegen einzuwenden, daß seine asiatischen Söldner ihren Mithraskult bis an den Limes mitnahmen, ohne daß damit Mithras selbst romanisiert worden wäre. Auch Griechenland hatte seine Götterwelt für sich so gut wie Ägypten und Babylonien, Persien und die germanischen Völker; aber es erkannte mit seinen „unbekannten Göttern"

geweihten Altären auch das Recht dieser anderen Völker an, ihre Gottheiten für sich zu haben. Selbst Israel, obgleich es je und je einen klaren Blick für die Weltbedeutung Jehovas hatte, der wie Schöpfer und Lenker des Weltalls, so auch Leiter und Richter der Völkergeschichte ist, blieb doch mit der Vorstellung seines Bundesverhältnisses zu Jehova im Rahmen der Nationalreligion, wenn auch nicht im engsten Sinne des Wortes, denn die Grundvorstellung ist doch hier nicht die, daß neben ihm gleichberechtigte Götter anderer Völker stehen, sondern die, daß der Universalgott nur zu ihm, seinem Volke, in besondere geschichtliche Beziehungen getreten ist, die ihm ein Recht geben, Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs zu heißen.

Da kam das Christentum; Jesus verkündigte den Menschen eine alle Welt umspannende Gottesliebe; selber sich beschränkend auf die verlorenen Schafe aus dem Hause Israel, nur hier und da einem kananäischen Weibe, einem heidnischen Hauptmann den Zugang zu seinem Reiche öffnend, sieht er doch schon im Geiste die Leute von Morgen und Abend mit Abraham und Isaak und Jakob an einem Tische sitzend, wagt er es, den Juden einen barmherzigen und einen dankbaren Samariter zum Vorbild hinzustellen, und läßt seinen Jüngern bei seinem Scheiden als letztes Vermächtnis den Befehl, aller Kreatur das Evangelium zu predigen, zu seinen Jüngern alle Völker zu machen und sein Reich ihm auszubreiten bis an die Enden der Erde. Auf seinen Spuren ist Paulus zum Weltmissionar geworden und zum Prediger, einer Gnade, vor der nicht Jude noch Grieche, nicht Mann noch Weib, nicht Knecht noch Freier mehr in ihrer Besonderheit gelten, sondern nur e i n Glaube, e i n e Taufe, e i n e Hoffnung, e i n Heil für alle Menschen vorhanden ist.

Damit hat das Christentum das alte Nationalitätenprinzip in der Religion durchbrochen. Allerdings kennt auch das Evangelium Unterschiede in der Stellung der Menschen zu Gott und Gottes zu den Menschen; es spricht auch von

einem Gottesvolk in besonderem Sinne. Petrus schreibt an die Leser seines Briefes: „Ihr seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priestertum, das heilige Volk.“ Es kennt auch einen Bund Gottes mit Menschen, ohne doch allgemein diesen Bund auszudehnen auf alles, was Mensch heißt. Aber die Zugehörigkeit zum Gottesvolk und Gottesreich ist nicht national bestimmt, sondern religiös; die Herde des einen guten Hirten sammelt sich aus allen Ställen. Das gerade ist der Fortschritt, den das Evangelium bringt, daß es das Verhältnis zu Gott loslöst von der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Menschenklasse oder einem besonderen Volkstum, und den Menschen unmittelbar nur als Menschen zu Gott in Beziehung treten läßt. Es muß als ein Rückfall auf eine vorchristliche Religionsstufe bezeichnet werden, wenn irgend ein Volk als solches heute beansprucht, zu Gott in einem besonderen Verhältnis zu stehen oder Gott für sich besonders in Anspruch nehmen zu dürfen. Seit Oliver Cromwells Tagen gefällt sich England in der Rolle des auserwählten Volkes. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß auch für unser deutsches Volk Bunsen den Ausdruck des „neutestamentlichen Bundesvolkes“ geprägt hat, und in der religiösen Kriegsliteratur nicht selten die dem alttestamentlichen Gottesvolk geltenden Verheißungen ohne weiteres auf Deutschland übertragen werden. Wir mögen noch so hoch von unserem Volke denken und zu denken berechtigt sein — wir haben kein Recht, eine solche Ausnahmestellung für uns zu behaupten und Gott einfach als deutschen Gott für uns mit Beschlag zu belegen. Es ist nichts als eine große Gedankenlosigkeit, wenn man sagt, Gott verlasse keinen guten Deutschen. Ein Deutscher, er mag noch so gut im Sinne nationaler Tüchtigkeit sein, kann ebensogut, wenn er von Gott abgewendet ist, von Gott verlassen, wie ein gottesfürchtiger Engländer von Gott gesegnet werden. Für Gott, für den Gott, den uns Jesus Christus verstehen und glauben gelehrt hat, bestehen die Unterschiede der Volkstümer und Staatenbildungen

nicht, „sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht tut, der ist ihm angenehm". Es heißt Gott verengern und verkleinern, wenn man ihm irgendwie die Rolle einer im Kampf der Völker sich aus politischen Gründen auf eines einzelnen Volkes Seite stellenden Nationalgottheit zuweist. Wir müssen es als unbiblisch und unfromm abweisen, in diesem Sinne von einem deutschen Gott zu reden.

☆ ☆ ☆

Und doch ist es keine Gedankenlosigkeit, wenn wir singen: „Deutscher Glaube, deutscher Gott". Als Ernst Moritz Arndt dieses Wort prägte, da sprach sich in ihm zunächst die besondere Erfahrung aus, die das deutsche Volk an Gott gemacht hatte. Es entsprach durchaus dem religiösen Geist des deutschen Volkes, daß es seine Befreiung vom Joche napoleonischer Zwingherrschaft als eine Tat Gottes innerlich erlebte und von der Empfindung beseelt war, daß Gott ihm eine besondere Gnade zugewendet hatte, und zwar ihm als Volk, als politischem Gebilde, als nationaler Größe. Meilenweit entfernt von einem eitlen Nationaldünkel, der Gott für sich allein in Anspruch zu nehmen wagt, sollte dieser Ausdruck ein demütig dankbares Bekenntnis zu den großen Taten Gottes am deutschen Volke sein. Das ist ein durchaus dem Evangelium entsprechender Gedanke. Christlicher Glaube sieht nicht nur in der N a t u r Offenbarung göttlicher Macht und Herrlichkeit. Gewiß wird an der Schöpfung vom Glaubensauge etwas wahrgenommen von Gottes Weisheit, Allmacht und Güte, und Worte wie Röm. 1, 19. 20 und Hebr. 11, 3. Hinweise wie Apostelgesch. 14, 15—17 und 17, 24—25 sind durchaus geboren aus dem Glauben im Sinne des ersten Artikels unseres Bekenntnisses. Aber es ist ein Fortschritt aller Offenbarungsreligion über die Stufe der Naturreligion hinaus, daß sie als eigentliches Gebiet der Offenbarung eines ethisch verstandenen Gottes die G e s c h i c h t e ansieht. Darum hängt das

Christentum an geschichtlichen Tatsachen und kann sich nicht auflösen lassen in eine bloße Religion der Christusidee. Darum sieht der Glaube in der Geschichte göttliches Walten. Gott hat gemacht, daß die Geschlechter der Menschen auf Erden ihre Grenzen und ihre Geschichte haben (Apostelgeschichte 17, 26), Gott hat die Geschichte gelenkt mit dem Ziele, die Völker seiner eigenen höchsten Offenbarung in Christo entgegenreifen zu lassen (Apostelg. 17, 30. 31), Gott setzt Könige ein und Könige ab, schafft und stürzt die Reiche der Welt und gibt den Völkern ihre eigene Art und Weise, ihren Platz in der Weltgeschichte, ihre Stellung im Rahmen seines Heilsplans.

Mit dieser Anerkennung des göttlichen Waltens in der Geschichte hängt es eng zusammen, wenn wir auch für Christen das Recht des Patriotismus in Anspruch nehmen. Es scheint ja dem oben betonten universalen Charakter des Christentums als einer alle Völker umspannenden Weltreligion zu widersprechen, wenn ein Christ seine Liebe einem einzelnen Volke in besonderem Maße zuwendet. Aber hat das nicht Jesus auch getan? Die verlorenen Schafe aus dem Hause Israel haben seinem Herzen zunächst einmal näher gestanden, wie die Kananäer; an Jerusalem und seinem Heiligtum, dem Hause seines Vaters, hing seine Liebe wie die jedes frommen Israeliten. Warum weint er Tränen beim Anblick dieser Gottesstadt, deren Mauern er mit Prophetenblick das Verderben nahen sieht? Warum klagt er, daß sein Versuch, Jerusalems Kinder zu sammeln, wie eine Henne ihre Küchlein sammelt unter ihre Flügel, vergeblich gewesen ist? Doch weil er sein Volk geliebt hat, wie nur glühende Vaterlandsliebe es vermag. Und Paulus? Warum hat er immer wieder auf seinen Missionsreisen versucht, zuerst unter den Juden das Evangelium zu predigen? Warum hat er gewünscht, verbannt zu sein für seine Brüder nach dem Fleisch? (Römer 9, 3.) Bezeugt er's nicht ausdrücklich trotz aller Anfeindung, die

ihm von seiten der Juden widerfahren, trotz aller Verstocktheit Israels gegen das Wort vom Kreuz: „Meines Herzens Wunsch ist und flehe auch für Israel, daß sie selig werden!" (Römer 10, 1.) Ist das nicht ein heiliger Patriotismus? Gerade die Anerkennung göttlicher Führung in der Geschichte gibt auch den Christen Recht und Pflicht, dem Volke, dessen Glied er kraft eben dieses göttlichen, in der Geschichte sich verwirklichenden Willens ist, seine Liebe zu schenken. Es ist eben nicht Zufall, es ist Gottes Fügung, wenn wir gerade diesem deutschen Volke angehören, und wenn seine Geschichte gerade eine solche Geschichte ist, wie wir sie erleben.

Deshalb können wir, ohne irgendwie Gottes Güte und Gottes Gerechtigkeit allein für uns beanspruchen zu wollen, doch von Gottes Taten an unserem Volke, von einer Offenbarung Gottes als des Lenkers unserer Volksgeschichte, von einem deutschen Gott sprechen in dem Sinne, daß Gott sich an dem deutschen Volke in seiner besonderen Art kundgetan hat. Wir haben seine Macht und Hilfe tausendfach erfahren, wir haben es erlebt, wie er in der Geschichte richtend und sichtend waltet, wir haben vor allem gesehen, wie er in der Reformation unser Volk vor anderen gesegnet und zum Werkzeug gebraucht hat, in der Welt sein Evangelium zur Geltung zu bringen. — Das alles fassen wir zusammen in dem Ausdruck des deutschen Gottes. Wir wollen damit nichts anderes aussprechen als die Beziehungen, in die Gott in der Geschichte zu unserem Volke getreten ist.

☆ ☆ ☆

Dem entspricht es, wenn wir von einem deutschen Glauben reden.

Freilich, soll damit gemeint sein ein Christentum, aus dem die angeblich semitischen Vorstellungen von Versöhnung und Erlösung durch Christi Blut, die angeblich griechisch-philosophischen Einschläge metaphysischer Gotteserkenntnis,

die angeblich römischen Formen der Kirche und des Kultus gestrichen werden, um eine arische oder germanische Religion aus ihm zu machen, so müssen wir als Christen eine solche Entleerung und Entstellung des Christentums entschieden ablehnen. Was als Ersatz dafür dabei herauskommt, ist entweder ein Rückfall in heidnische Naturreligion, in der die Götter Walhallas wieder auftauchen, oder ein religiös verbrämtes Kraftmeiertum, für das nur heroische Werte Geltung haben, für das auch Jesus nur höchstens soweit in Betracht kommt, als er als Held erscheint.

Aber etwas Richtiges liegt doch der Vorstellung von einem deutschen Glauben zugrunde, sofern mit diesem Ausdruck das dem deutschen Volke eigentümliche Verständnis des Evangeliums gemeint sein soll.

Die Wahrheit kann — objektiv betrachtet — nur eine sein; Gott ist nur ein Gott, neben dem es — wiederum objektiv gesprochen — schlechterdings keine anderen Götter geben kann. Aber wie die Sonne, indem sich ihr Strahl in den Tautropfen am Grase bricht, ihr Licht in die bunten Farben des Regenbogens zerlegt, so daß der eine rot und der andere grün, der dritte gelb zu leuchten scheint, wie die Farben selbst mannigfaltig sind, obgleich das Licht, dessen verschiedene Reflexionen sie darstellen, ein einziges ist, wie derselbe Gegenstand, dieselbe Landschaft, von verschiedenen Standpunkten aus gesehen, sehr verschiedene Bilder ergibt oder von verschiedenen künstlerischen Individualitäten verschieden aufgefaßt und dargestellt wird, so besteht auch trotz der Einheit des Inhalts aller Religion doch eine ungeheure Mannigfaltigkeit in der Auffassung und Verarbeitung dieses Inhalts.

Auch das Christentum ist nicht eine starre, unbildsame Größe, es schließt in sich eine große Verschiedenartigkeit des Verständnisses seines Wesens und seiner Wahrheit. Dem gründlichen Bibelleser ist dies längst bekannt. Wie anders hat ein Johannes, wie anders haben die drei ersten Evange-

listen denselben Jesus von Nazareth gesehen, verstanden, dargestellt! Wie weit unterscheidet sich ein Paulus mit seinem heidenchristlichen Universalevangelium von der freien Gnade von den Urapostein mit ihrem judaisierenden Verständnis des Evangeliums als eines neuen Gesetzes! Wie verschieden ist die paulinische Auffassung der Gotteskindschaft von der der johanneischen Schriften! Es bedarf nur dieser Hinweise, um daran zu erinnern, daß auch das Christentum eines sehr vielseitigen Verständnisses fähig ist. Es gilt auch hier das Wort eines chinesischen Weisen: „Das Wasser ist in einem viereckigen Gefäß viereckig, in einem runden rund"; auch das Christentum hat die wunderbare Eigenschaft, elastisch genug zu sein, um sich den verschiedensten Individualitäten anzuschmiegen und in die mannigfaltigsten Auffassungen seinen reichen und vollen Gehalt hineinzugießen.

Es ist deshalb schief geurteilt, wenn man von semitischen oder griechischen Verunreinigungen des Evangeliums spricht; es ist vielmehr doch so, daß das Evangelium in Berührung mit der jüdischen Welt sich der ihr eigentümlichen religiösen Vorstellungen bemächtigt hat, um sie mit neuem Geist und mit Wahrheit zu füllen, daß es mit dem Griechentum in Beziehungen tretend auch hier seinen Inhalt in die Denkformen und Vorstellungsweisen griechischer Philosophie hineingegossen hat, um sich selbst mit ihnen bereichernd „den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche" zu werden. Oder von der anderen Seite aus gesehen: Selbstverständlich hat die jüdische Welt aus dem Evangelium diejenigen Wahrheiten zuerst sich angeeignet, die ihr vermöge der Konstruktion ihres religiösen Empfindens am meisten verwandt und am leichtesten verständlich waren, und das Griechentum hat seinerseits diejenigen Momente zuerst herausgegriffen, die seiner Art, zu denken und das Leben zu verstehen, entsprachen. So haben wir tatsächlich nicht lauter verschiedene Christentümer, sondern ein petrinisches und ein paulinisches

und ein johanneisches, ein jüdisches und ein griechisches und ein römisches, ebenso auch ein deutsches Verständnis des Christentums. Und diese besondere deutsche Auffassung des Evangeliums meinen wir, wenn wir von einem deutschen Glauben sprechen. Ein solcher deutscher Glaube braucht keineswegs ein Gegensatz gegen das alte biblische Evangelium zu sein, wie diejenigen wollen, die einen solchen an Stelle des biblischen Christentums setzen wollen, sondern ist lediglich die Art, wie das deutsche Volk dies Evangelium versteht und lebt.

Freilich, in demselben Augenblick, wo wir von einem deutschen Christentum sprechen wollen, müssen wir uns darauf besinnen, daß auch das Deutschtum keine einfache, einheitliche Größe ist. Wo ist denn der „Normaldeutsche", dessen Verständnis vom Evangelium als das deutsche Christentum schlechthin bezeichnet werden könnte? Wer sind die Deutschen? ist es die breite Masse unserer Volksgenossen? sollten jene seichten Reste von Religion, die sich bei den Biedermeiern finden, mit ihrer Losung: „Meine Religion heißt: tue recht und scheue niemand", oder sollten jene abergläubischen Vorstellungen derjenigen Volkskreise, die im Namen des dreieinigen Gottes verhextes Vieh besprechen oder mit „Himmelsbriefen" ihre ins Feld ziehenden Männer und Söhne kugelsicher zu machen meinen, das deutsche Christentum sein? oder sollen wir es finden in der religiösen Gleichgültigkeit und grenzenlosen religiösen Unwissenheit vieler Gebildeter, die seit einem vielleicht überaus dürftigen Religionsunterricht nie wieder sich mit dergleichen Fragen befaßt haben? Aber niemals tritt das tiefste Wesen eines Volkes in seinen „Vielen, Allzuvielen" auf, es konzentriert sich immer nur in seinen Großen, Ganzgroßen. Hier müssen wir auch den „deutschen Glauben" suchen.

Aber auch hier kommen wir in die peinliche Verlegenheit einer schwierigen Auswahl. Ist nicht Goethe zuerst als einer von den ganz großen Helden deutschen Geistes zu

nennen? Aber ist seine Stellung zu Religion und Christentum „deutscher Glaube“? Welcher Goethe sollte auch hier maßgebend sein? Es ist noch keinem Forscher gelungen, Goethes Religion als eine einheitliche zu verstehen; es ist in ihr eine nur dem Genie mögliche Mischung widersprechendster Momente: ästhetischer Pantheismus und christlicher Theismus, dezidiertes Nichtchristentum und Verehrung der Person Jesu, Ehrfurcht vor der Bibel und schrankenloser Subjektivismus in dem Anspruch auf die alleinige Autorität des religiösen Urteils. Oder sollte vielleicht gerade diese Unbestimmtheit und Wandlungsfähigkeit der religiösen Überzeugung das Charakteristische deutschen Glaubens sein?

Wir stellen neben den größten deutschen Dichter den größten deutschen Denker. Ist nicht Immanuel Kant mit Recht der deutsche Philosoph schlechthin genannt worden? Gibt es nicht viele, die in seiner Philosophie wie in dem deutschen philosophischen Idealismus überhaupt die höchste, nie wieder zu übertreffende Darstellung des deutschen Geisteslebens finden? Aber dies zugegeben, wird doch niemand behaupten wollen, daß Kants Religion ebenso die Höhe deutschen religiösen Empfindens bezeichnet und „deutschen Glauben“ in reiner Form darstellt. Kant bleibt mit seiner Definition der Religion ganz im Moralischen hängen, und seine Postulate der praktischen Vernunft kommen nicht über die drei inhaltsschweren Worte des vulgären Rationalismus hinaus.

Es scheint in der Tat mißlich, einen „deutschen Glauben“ konstruieren zu wollen, indem wir die Heroen deutscher Geisteskultur befragen. Dazu kommt ja eine selbstverständliche Schwierigkeit: die deutsche Christenheit ist seit vier Jahrhunderten konfessionell gespalten, ganz zu schweigen der Unzahl kleinerer religiöser Gemeinschaften, in die sie sich zersplittert hat. Wo findet sich denn der deutsche Glaube in seiner reinsten Form? bei den Katholiken oder Protestanten? Lutheranern oder Calvinisten? Hochkirchlichen oder Gemeinschafsleuten? oder sollen wir hinter die Zeit

der Kirchenspaltungen zurückgehen und ihn suchen im deutschen Mittelalter?

Und doch ist die Lage nicht so verzweifelt, wie sie aussieht. Denn zweierlei ist von vornherein klar: Wenn etwa jemand das Wesen deutscher Kunst erforschen will, wird er nicht berühmte Feldherren oder namhafte Gelehrte um ihre Auffassung von der Kunst befragen, sondern die Koryphäen der Kunst selbst. Nur der Künstler ist berechtigt, über Kunst zu urteilen. Deshalb können wir auch, wenn wir nach dem Wesen deutschen Glaubens fragen, nicht Dichter und Denker, Fürsten wie Friedrich den Großen oder Staatsmänner wie Bismarck befragen, sondern nur Männer, in denen das religiöse Leben und Empfinden eine ganz originale und ausschließlich sie selbst gestaltende Macht darstellt. Nur das religiöse Genie kann hier in Betracht kommen. Und dann: handelt es sich um deutschen Glauben, dann kann wiederum nicht irgend ein religiöses Genie, etwa wie Augustin oder wie Origenes von Alexandrien, sondern nur ein Deutscher uns sagen, was es um deutschen Glauben ist.

Es liegt in der Natur der Sache, daß der Katholizismus, der international ist und die Unterschiede und Eigenarten der Volkstümer durch seine die ganze Welt umspannende Organisation überbrückt, nicht nationale Auffassungen des Christentums schaffen kann. Der Katholizismus bleibt Katholizismus, gleichviel ob in Spanien und Italien oder in Skandinavien und Irland, in Nordamerika oder in Deutschland; das ist seine imposante Größe. Wenn trotzdem der deutsche Katholizismus geistig unendlich viel höher steht als etwa der italienische, so bezieht sich dies Urteil wohl auf die wissenschaftliche, ethische, persönliche Qualität seiner Bekenner, als System aber, als Religion, als Kirche ist er sich mit Recht überall gleich.

Anders ist es mit dem Protestantismus: von vornherein ist er in den verschiedensten Formen aufgetreten; die Schweizer haben ein anderes Verständnis des Evangeliums

gehabt als die Wittenberger Reformatoren; die englische Kirche ist ihre eigenen Wege gegangen. Und gerade der Wittenbergischen Reformation als einem rein- und kerndeutschen Gebilde ist es eigentümlich, in einer grundlegenden Weise das deutsche Verständnis des Evangeliums darzustellen. Wollen wir wissen, was es ist um deutschen Glauben — hier liegt die Antwort: Wir suchen sie in der religiösen Bewegung des 16. Jahrhunderts, in dem Heros deutschen religiösen Lebens, in unserem Martin Luther.

Wir meinen damit zunächst einmal nicht die dogmatische Lehrform, die die Reformation dem Christentum gegeben hat, wir meinen damit zunächst die in ihr wirksamen religiösen Kräfte.

Sehen wir recht, so ist das Eigentümliche in dieser Hinsicht an der religiösen Bewegung des 16. Jahrhunderts zweierlei: Einmal die starke Beteiligung des deutschen Gemütes an der Religion. Man sagt dem Südländer, vor allem dem Romanen, nach, daß er nicht das habe, was wir Deutschen Gemüt nennen; er mag Geist und Witz, Schönheitssinn und Formgewandtheit, Phantasie und Glut haben, die Tiefe und Innerlichkeit des Gemüts geht ihm ab. Daher hat auch das Christentum dort mehr die Sinne als das innere Leben in Anspruch genommen, darum ist die romanische Welt die Heimat der großartigen Kirchenbauten, des sinnberückenden Kultus, der scholastischen Theologie und der mystisch-phantastischen Frömmigkeit. Auch in seiner Verpflanzung auf deutschen Boden hat zunächst das Christentum diese Formen beibehalten, weil sie von den Bringern des Christentums mit diesem zugleich gebracht wurden. Eine Erscheinung wie der Heliand, in dem zum erstenmal das deutsche fromme Gemüt sich der Heiligen Schrift bemächtigt und sie sich anbildet, bleibt vereinzelt, die spätere deutsche Mystik bricht die Bahn, aber erst in der Reformation kommt dies deutsche Gemüt zu seinem Recht, indem sich die Frömmigkeit von den äußeren

Formen und dem nur theologischen Denken loslöst und in der Unmittelbarkeit des Glaubens Gott in Christo ergreift. Gewiß hat es auch vor Luther Menschen genug gegeben, die in diesem Sinne fromm waren oder doch fromm sein wollten, gewiß hat es auch nach Luther Menschen — auch unter uns Protestanten — gegeben, die das Wesen des Christentums statt in der Frömmigkeit des gläubigen Gemüts in reiner Lehre oder korrekten Formen, in moralischen Handlungen oder mystischen Stimmungen fanden, aber grundsätzlich ist in der Reformation diese Verschmelzung des Gemütslebens mit der Frömmigkeit vollzogen. Und das zweite berührt sich eng und nahe hiermit: es ist die nicht minder starke Betonung des Gewissens in seiner Bedeutung für die Religion, und zwar des persönlichen Gewissens. Nur Böswilligkeit kann leugnen, daß es Luther eine heilige Gewissenssache war, als er wagte, gegen seine Kirche und den von ihm hochverehrten Papst zum Hammer zu greifen, mit dem er seine Thesen anschlug. Es ist geradezu eigentümlich für Ausgang und Fortgang der Reformation, daß in ihr das religiöse Gewissen sein Recht fordert gegenüber dem bloßen Autoritätsprinzip, die einzelne in Gott verankerte Persönlichkeit sich zur Geltung bringt gegenüber der Gesamtheit und dem Anstaltscharakter der Kirche, indem sie sich auf sich selbst und die Verantwortung besinnt, die jeder einzelne für sein Heil hat. Deshalb wirft sich das Interesse der Reformation so einseitig und ausschließlich auf die Frage der Rechtfertigung, auf das Verlangen nach Heilsgewißheit und Frieden mit Gott, denn Religion ist ihr Angelegenheit des von Gott durch die Sünde geschiedenen, mit Gott durch Christi Verdienst versöhnten Gewissens. Diese Erfassung Gottes, diese Verankerung des persönlichen Verhältnisses der Seele zu ihrem Gott in dem Gemüt und im Gewissen — das ist, soviel wir sehen können, die Eigenart deutschen Glaubens.

Wir haben eingangs die Spannung hervorgehoben, die zwischen Nationalismus und Religiosität leicht eintreten kann: Vaterland oder Himmelreich, Pflichten gegen die Obrigkeit oder Gehorsam gegen Gott, Staat oder Kirche, Patriotismus oder Frömmigkeit, das sind Gegensätze, deren rechter Ausgleich vielen schwer wird.

Es gibt eine Lösung dieses Konflikts in der Weise, daß die staatlichen, nationalen Interessen ganz hinter den religiösen, kirchlichen zurückzutreten haben. Das war die Anschauung des Mittelalters seit den pseudoisidorischen Dekretalien, das die erste jener Mauern, gegen die Luther in seiner Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation Sturm lief: die Behauptung, daß päpstliche Macht vor kaiserlicher Macht stehe, daß die Kirche über den Staat zu stellen sei. Diese Anschauung entspricht durchaus der ihr zugrunde liegenden Gleichstellung der Kirche mit dem Reich Gottes, ihres Oberhauptes mit dem Herrn dieses Reiches. Für uns Evangelische fällt diese Gleichstellung und damit die aus ihr sich ergebende Überordnung des k i r c h l i c h - religiösen Prinzips über das s t a a t l i c h - nationale fort; während wir andererseits durchaus dem Petruswort zustimmen: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen" und uns sehr wohl für den Fall eines Konflikts zwischen religiöser Überzeugung und ihr etwa entgegenstehender staatlicher Ordnung das Recht vorbehalten, zwar nicht der Kirche, wohl aber dem religiösen Gewissen sein Vorrecht einzuräumen. Ablehnen aber müssen wir die Forderung, daß die Kirche oder irgend eine Religionsgemeinschaft den Staat zu beherrschen, daß Religion in die Politik hineinzuregieren ein Recht habe.

Freilich auch die Umkehrung ist von Übel; so wenig ein Kirchenstaat, so wenig entspricht auch ein Staatskirchentum, in dem die Kirche dem Staat ausgeliefert ist und die religiösen Interessen hinter den völkischen und politischen zurücktreten müssen, dem Ideal. Gerade der Protestantis-

mus ist entsprechend dem Gegensatze, in den er zur römi schen Kirche trat, und entsprechend der Zeitlage, in der er sich in seiner Entstehungszeit befand, nicht der Gefahr entronnen, die der Augsburger Religionsfriede in den Grundsatz festlegte: cuius regio, eius religio, der Gefahr, daß die Landesobrigkeit die Religion bestimmte; und es muß als ein Irrweg bezeichnet werden, wenn auch heute von manchen Seiten ein Aufgehen der Kirche in den Staat gefordert oder ein Aufgehen der Religion in die vaterländische Gesinnung als „deutscher Glaube" gerühmt wird.

Jesus hat diese beiden Welten durchaus getrennt und jeder ihre Selbständigkeit und ihr Recht zugesprochen, als er das Wort sprach: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist." An und für sich haben Staat und Kirche, Politik und Religion, Patriotismus und Frömmigkeit gar nichts miteinander zu tun, und jeder Versuch, die eine Seite durch die andere zu ersetzen oder in die andere aufgehen zu lassen, muß als Widerspruch gegen dieses von Jesus festgesetzte Verhältnis angesehen werden.

Wohl aber kann, wie wir es heute erleben, ein nationaler Aufschwung oder eine nationale Not das religiöse Leben fördernd beeinflussen. Und wohl kann und soll umgekehrt echte Frömmigkeit auch dem Volkstum und Staat zustatten kommen. Wir glauben, es kann dem Staat gar kein größerer Dienst geschehen, als wenn seine Bürger echte, rechte Frömmigkeit pflegen und pflanzen und das Volksleben mit jenen religiös-sittlichen Kräften durchsäuern, die geeignet sind, es innerlich zu läutern, zu erneuern, zu stärken. Und der Staat kann sich selbst keinen größeren Dienst leisten, als wenn er die Kräfte der Religion im Volke sich lebendig betätigen läßt. Dann werden wir erst von einem deutschen Glauben reden dürfen, wenn in unserem lieben deutschen Volke deutsch sein und fromm sein, beides in gleicher Kraft und Inbrunst, zusammengeht — ein frommes Deutschtum und eine deutsche Frömmigkeit zugleich.



Luther als deutscher Mann

Von D. G. Kawerau

Es geschah in den Tagen der Aufklärung (im Jahre 1783), daß ein deutscher katholischer Priester, nachdem ihm eine damals erschienene Sammlung von Briefen Luthers in die Hände gefallen, und er sie mit steigender Bewunderung durchgelesen hatte, sie für seine Glaubensgenossen ins Deutsche übersetzte und mit einem Vorwort herausgab, in dem er den deutschen Reformator als ein „teures Rüstzeug Gottes", ja, als einen „dem Apostel Paulus ähnlichen Mann" rühmte. Er meinte, auch Katholiken müßten lernen, wieviel sie der Reformation zu danken hätten, und dazu sollten sie den Charakter dieses Mannes in dem unmittelbaren Selbstzeugnis seiner Briefe kennen lernen. Es wäre unbillig, wenn wir erwarten wollten, daß es je gelingen würde, eine solche Hochschätzung und Würdigung Luthers bei seinen Gegnern zu erzielen. Wohl aber dürfen wir hoffen, daß die Erkenntnis auch im gegnerischen Lager sich ausbreiten wird, daß wir, das gesamte deutsche Volk, berechtigt sind, auf ihn als deutschen Mann mit stolzer Freude zu blicken. Ein Döllinger hat ihn als den Mann gerühmt, der wie kein anderer „sein Volk intuitiv verstanden habe, und der wiederum von der Nation so ganz erfaßt, ja, ich möchte sagen, eingesogen worden ist". Und ein bekannter katholischer Historiker und Politiker unserer Tage hat keine Bedenken getragen, ihn als „den größten Deutschen" zu bezeichnen.

Für uns Evangelische ist es etwas Selbstverständliches, daß in unserer Liebe und Verehrung für Luther sich die Erinnerung an das, was er auf dem Gebiete der Religion geleistet hat, mit dem Eindruck verbindet, daß der ganze Mann aus dem Boden des deutschen Volkes hervorgewachsen und deutsche Art in seiner Person und in seinem Wirken so sehr an sich getragen hat, daß wir ihn auf dem Boden eines anderen Volkes und aus einem anderen Volkstum heraus gar nicht uns hervorgegangen denken könnten. Wir stimmen dem Schweizer Dichter Konrad Ferdinand Meyer unbedenklich zu, wenn er von ihm singt:

„Und jeder Zoll ein deutscher Mann."

Wir danken es unserem Kaiser, daß er ihn in einer seiner Reden mit allem Nachdruck als den größten Deutschen gerühmt hat. Wenn man uns nun fragt: was meint ihr damit, wenn ihr ihn als einen durch und durch deutschen Mann feiert? dann werden wir um die Antwort nicht verlegen sein. Er steht vor unserem geistigen Auge mit Charakterzügen da, die wir als zum Wesen eines rechten und echten Deutschen gehörig empfinden. F u r c h t l o s und t a p f e r , weder von Menschengunst in seinen Überzeugungen beeinflußt, noch durch Menschenfurcht auch nur einen Augenblick bewogen, von dem zurückzuweichen, was er als recht erkannt hat. A u f r i c h t i g und a u f r e c h t in all seinem Handeln, ein Mann, bei dem man sich stets darauf verlassen kann: er sagt's genau so, wie er's meint, und was er meint, daraus macht er auch keinen Hehl; man weiß stets, wie man mit ihm daran ist. Den Fragen, die an ihn herantreten, g e h t e r a u f d e n G r u n d , unzufrieden mit aller Halbheit, ein Feind aller die Gegensätze verhüllenden Vermittlungen; zwischen Ja und Nein gibt's für ihn kein Drittes. Ganz deutsch muten uns auch die Mischungen an, die wir in seinem Wesen wahrnehmen: neben dem t i e f e n E r n s t der Lebensauffassung, der

jedem Gespräch die Wendung auf Gott und auf die höchsten Dinge geben kann, das Kindergemüt, das mit den Kleinen so harmlos zu spielen und zu scherzen vermag. Neben dem flammenden Zorn, wo es sich ihm um das Heiligtum des Herrn handelt, und einem Kampfeseifer, der gegen Gottes Feinde keine Rücksicht kennt, eine merkwürdige Gutmütigkeit, Arglosigkeit, Harmlosigkeit. Derselbe Mann, der die Waffe des Wortes mit unvergleichlicher Kraft und Wucht in den Geisteskämpfen zu führen weiß, dessen Rede wie ein Wetter dreinfahren kann, und der mit schonungslosem Sarkasmus den Gegner bloßzustellen vermag, ist daneben ein Freund schalkhaften Humors, der uns ein reines und sonniges Gemüt offenbart. Als echt deutsch empfinden wir sein Familienleben, seinen Verkehr mit Frau und Kindern, mit Freunden und Hausgenossen. Echt deutsch ist uns, wie er sich an den Blumen im Garten und am Gesang der Vögel erfreut. Echt deutsch seine Freude an der Hausmusik und auch an einem gastlichen Trunk an Ehrentagen und wenn liebe Gäste sich um ihn sammeln. Echt deutsch ist an ihm, daß seine Liebe zum großen deutschen Vaterlande sich aufbaut auf der starken Anhänglichkeit an die engere Heimat, die „edle, berühmte" Grafschaft Mansfeld. Wohl hat er in dieser engeren Heimat nicht viel Freude erlebt. Die Grafen der verschiedenen Linien, die in das Ländchen sich teilten, untereinander wiederholt verfeindet im Streit um ihre Gerechtsame. Die Einwohner oftmals voller Klagen über Bedrückungen, die sie von den verschuldeten und neue Einnahmequellen erspähenden Grafen erfuhren. Aber immer wieder treibt Luther die Liebe zur Heimat, hier beschwichtigend, versöhnend, Friede stiftend zu helfen; hat ihn doch auf einer dieser Fahrten, um Frieden zu schaffen, in rauher Winterszeit der Tod ereilt, die letzte Kraft seines bereits verlöschenden Lebens aufzehrend.

Man ist von gegnerischer Seite in neuerer Zeit sehr

bemüht gewesen, dieses Charakterbild des Deutschen Luther in wesentlichen Zügen als unrichtig zu erweisen. Besonders hat man Anstrengungen gemacht, seine Wahrheitsliebe in Abrede zu stellen, und auch den Ruhm persönlichen Mutes und furchtloser Tapferkeit ihm zu nehmen.*) Aber was haben diese Bemühungen erreicht? Wir sehen allerdings, daß in den späteren Erinnerungen an die früheren Jahre seines Lebens sich in seinem Gedächtnis manches verschiebt. Aber seit wann gilt das als Beweis für mangelnde Wahrhaftigkeit? Wir müssen anerkennen, daß er nach der Weise lebhafter Naturen Klagen und Anklagen, die er ausspricht, manches Mal zu sehr verallgemeinert, daß er z. B. Dinge von allen aussagt, die doch nur von vielen gelten. Aber es wäre völlig verkehrt, das als Beweis der Unwahrheit anzusehen. Wir sehen auch, daß, wenn er Aussprüche alter Kirchenväter und Kirchenschriftsteller aus dem Gedächtnis anführt, sich wohl einmal der Sinn eines Wortes ihm verschiebt, oder daß er's von seinen neuen religiösen Gedanken aus in einem Sinn versteht, den es ursprünglich nicht hat. Aber wer bezeichnet das als Lügenrede? Wir sehen auch, daß er die sogenannte Notlüge, oder wie er sie lieber nennt, Nutzlüge und Hilfslüge, da, wo sie dem Nächsten zum Besten geschieht und durch sie Schaden und Sünde verhütet werden kann, als eine Pflicht der Liebe in Schutz nimmt und rechtfertigt. Er tut's außerdem gestützt auf sein Verständnis einer Reihe von Stellen des Alten Testamentes. Aber auch wer über diese „Hilfslüge" als Pflicht der Nächstenliebe anders urteilen wollte als Luther, würde doch darum nicht berechtigt sein, seine grundsätzliche Wahrhaftigkeit anzuzweifeln. Trotz all der Anläufe, denen

*) Wer über diese Frage Näheres erfahren und das ganze Material, das man zur Verdächtigung Luthers verwendet hat, vorgelegt und geprüft sehen möchte, der sei auf die schöne Schrift von W. Köhler, „Luther und die Lüge", Leipzig 1912 (Verein für Reform. Geschichte), verwiesen.

Luthers Leben in dieser Beziehung ausgesetzt gewesen ist, bleibt ihm das volle Recht zu seiner Freude, mit der er das als den Ruhm von „uns Deutschen" verkündet: „daß man uns für treue, wahrhaftige, beständige Leute gehalten hat, die da haben Ja, Ja, Nein, Nein lassen sein. Wir Deutschen haben noch ein Fünklein von dieser alten Tugend, nämlich daß wir uns noch ein wenig schämen und nicht gern Lügner heißen, nicht dazu lachen, wie die Welschen und Griechen, oder einen Scherz daraus treiben". Kein greulicheres Scheltwort könne jemand bei uns reden oder hören, denn daß er jemand „Lügner" schelte oder so gescholten werde. Auch seinen Mut hat man anzweifeln wollen und z. B. auf einen Brief hingewiesen, in dem er den Unmut darüber äußert, daß bei ansteckenden Krankheiten und Seuchen unkirchliche und unfromme Menschen, die bisher wenig nach Gottes Wort gefragt, nun plötzlich zum Geistlichen schicken, daß er ihnen noch das Abendmahl reiche. Man hat es gewagt, ihm diesen Brief dahin auszulegen, als wenn die blasse Todesangst, sich am Krankenbett anstecken zu können, ihm hierbei die Feder geführt hätte. Und doch setzt er in demselben Briefe klar und deutlich die seelsorgerlichen Bedenken auseinander, die ihn in solchen Fällen zur Zurückhaltung betreffs Gewährung der Krankenkommunion veranlaßten; Bedenken, die jeder Seelsorger verstehen und gutheißen wird. Auch mit diesem Versuch, auf den Charakter Luthers Schatten fallen zu lassen, hat man kein Glück gehabt. Die deutsche Volksseele hat richtiger geurteilt als die Bekrittelungen mißgünstiger Gegner, wenn sie das Bild des tapferen und unerschrockenen, Leib und Leben für die Sache des Herrn einsetzenden deutschen Mannes festgehalten hat.

Ja, ein durch und durch deutscher Mann. Dabei ist das das Bedeutsame, daß er es *mit Bewußtsein* ist und sein will, und daß er all sein öffentliches Wirken auf sein deutsches Volk bezieht. Dies stolze Bewußtsein,

ein Deutscher zu sein, will in jenen Tagen viel mehr besagen, als wenn wir Heutigen, die wir 1870 erlebt haben und unter den Segnungen des unter uns entstandenen Kaisertums deutscher Nation und unter dem mächtigen Aufschwung deutscher Macht und Bedeutung für die Welt herangewachsen sind, uns mit Stolz Deutsche nennen und von des Deutschen Reiches Herrlichkeit singen. Bei Luther muß man billig fragen, durch welche Eindrücke und Erlebnisse dies Bewußtsein in ihm geweckt worden ist.

Da müssen wir zunächst auf seine Romreise 1510 hinweisen. Die eigene Nationalität kommt uns ja am deutlichsten zum Bewußtsein, wenn uns eine fremde gegenübertritt. Das erfuhr der deutsche Mönch, als er mit seinem Klostergenossen Italien zu Fuß durchwanderte und dann eine Reihe von Wochen in Rom zubrachte. Er lernte das italienische Volk kennen. Er war nicht blind gegen manches Gute, was er da wahrnahm. Waren sie doch nüchterner, als so viele seiner Volksgenossen. Aber mehr war doch dessen, was ihn abstieß. Die Lebhaftigkeit des Südländers in Rede und Gestikulation erschien ihm schauspielerhaft. Er beobachtete Verschlagenheit und Unwahrhaftigkeit als Volkssünde. Ihre Frömmigkeit war von einer erschreckenden Äußerlichkeit. Sein Anstandsgefühl wurde verletzt durch die Schamlosigkeit, die er auf allen Straßen beobachtete. Tiefer noch blickte er in die Zustände der römischen Geistlichkeit hinein. Der fromme Deutsche war erschrocken über den toten Mechanismus, mit dem die gottesdienstlichen Pflichten erfüllt wurden. Ihm begegnete im Priestergewande eine so weltliche Gesinnung, daß sie ihm wie Gotteslästerung erschien. Dabei eine sittliche Leichtfertigkeit, wie sie ihm doch in Deutschland nicht vorgekommen war. Daß in der Geistlichkeit auch die Sünden widernatürlicher Unzucht im Schwange standen, kam ihm dort zu Ohren. Von der römischen Kurie erfuhr er, wie sehr die kirchlichen Verhältnisse als Einnahmequelle behandelt wurden, und es empörte ihn,

zu erfahren, daß auch sein deutsches Vaterland vor allem als ein Gebiet, aus dem sich noch viel Geld herausziehen lasse, gewertet wurde. Dazu begegnete er den abschätzigsten Urteilen der Italiener über sein deutsches Volk. Wenn er verächtlich vom Deutschen als von dem buon christiano, im Sinne von „Einfaltspinsel", reden hörte, dann „wallt dem Deutschen auch sein Blut". Wir haben heutigestags gelernt, Luthers Romreise für seine augenblickliche religiöse Entwicklung nicht mehr so hoch anzuschlagen, wie wohl früher geschehen, so wichtig die damals empfangenen Eindrücke in späteren Jahren dem Reformator geworden sind. Aber um so stärker muß man nach meiner Überzeugung die Tatsache einschätzen, daß ihm diese Reise mit dem deutlich empfundenen Unterschied des italienischen und deutschen Volkscharakters zur Entwicklung seines nationalen Bewußtseins verholfen hat.

Von den Tagen an, wo er in den Reformationskampf eintritt, bemerken wir das starke Anschwellen seines deutschen Bewußtseins. Als er 1518 zum zweiten Male in vollständigerer Ausgabe als zuvor den schönen mittelalterlichen Traktat: „Von rechtem Verstand, was Adam und Christus sei", herausgibt, da gibt er der mystischen Erbauungsschrift bezeichnenderweise den Titel: „Ein deutsch Theologia", damit aus diesem Buche seine Gegner erkennen könnten, ob die Theologie bei „uns deutschen Theologen" neu oder alt sei. „Ich danke Gott, daß ich in deutscher Zunge meinen Gott also höre und finde, als ich und sie und sie mit mir allher nicht gefunden haben weder in lateinischer, griechischer noch hebräischer Zunge. Gott gebe, daß dieser Büchlein mehr an den Tag kommen, so werden wir finden, daß die deutschen Theologen ohne Zweifel die besten Theologen sind." Wie stolz regt sich hier der deutsche Mann in ihm! In demselben Jahre hatte er Gelegenheit, wieder einem italienischen Theologen gegenüber zu stehen. Es geschah in Augsburg, als er vor dem Kardinal Cajetan stand. Einige

Worte aus jenen Tagen sind hier zu erwähnen, da sie uns an den nationalen Gegensatz erinnern. Luther hat uns den Ausspruch des Legaten gegen ihn aufbewahrt. „Meinst du, daß der Papst sich um Deutschland kümmere?" Und als er von Cajetan mit einer künstlichen Deutung einer Stelle einer päpstlichen Bulle zum Schweigen gebracht werden soll, da bricht Luther gegen ihn los: „Euer Hochwürden meinen nicht auch noch, daß die Deutschen keine Grammatik verstehen!" Auch Cajetan hat damals der nationalen Verschiedenheit Ausdruck gegeben, wenn er, der Welsche, von Luther als von der „Bestie" redete „mit den tiefen Augen und den wundersamen Spekulationen in seinem Kopf". Augsburg hat das nationale Bewußtsein Luthers aufs neue kräftig hervorgetrieben.

Und nun traten die Männer der humanistischen Opposition, ein Crotus Rubeanus und ein Ulrich Hutten und ihre Freunde, zu Luther in nähere Beziehungen. In diesem Kreise hatte der Kampf für Deutschland gegen welschen Einfluß bereits eine Heimstätte. Crotus redet ihn an als den, „auf welchen ganz Deutschland jetzt seine Blicke richte", und ruft ihn auf, Deutschland von seiner Blindheit gegenüber römischem Truge zu heilen. „Oft pflege ich dich, lieber Martin, wenn von dir die Rede ist, den Vater des Vaterlandes zu nennen." So appellierte Crotus an den deutschen Mann in Luther, und Hutten ließ seine flammenden Streitschriften gegen das römische Wesen im Namen der deutschen Nation ausgehen. Beide Männer wären nicht nötig gewesen, um erst deutsches Empfinden in Luther aufzuwecken. Aber sicher haben sie damals dazu mitgewirkt, daß er jetzt seine Sache bewußt zu einer Angelegenheit des deutschen Volkes machte. So ging 1520 sein „Kriegsruf": „An den christlichen Adel deutscher Nation" aus, jene gewaltige Schrift, in der er sich an alle Träger der weltlichen Gewalt in deutschen Landen, vom Kaiser an bis zu den kleinen Territorialherren, mit seinen Anklagen wendet über das

Verderben, mit dem das römische Wesen Deutschland bedrohe, und mit umfassenden Reformforderungen auf kirchlichem Gebiete, wie auf dem des Unterrichtswesens und der sozialen Verhältnisse. Und ein Jahr darauf schreibt er einem Freunde von der Wartburg aus das charakteristische Wort: „Für meine Deutschen bin ich geboren, ihnen will ich auch dienen.“ Auch später hat er sich einmal als den „Apostel und Evangelisten in deutschen Landen“ bezeichnet.

In der Schrift „An den christlichen Adel“ stand schon die Beziehung auf die deutsche Nation auf dem Titelblatt. Auch ferner fehlt es nicht an Schriften Luthers, die schon auf dem Titel als an sein Deutschland gerichtet sich kennzeichnen. So 1524 seine berühmte Schrift „An die Ratherren aller Städte deutsches Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und erhalten sollen“, jene Schrift, die auf die Erhaltung des Sprachunterrichts und auf die Reform der bestehenden und die Gründung neuer Lateinschulen in deutschen Landen den größten Einfluß geübt hat und der durch die Schwarmgeister genährten Geringschätzung sprachlicher Bildung erfolgreich entgegentrat. Ebenso ist hier zu nennen seine „Warnung an meine lieben Deutschen“, in der er nach Beendigung des Augsburger Reichstages dem deutschen Volke seinen Rat erteilte, wie es sich zu verhalten habe, wenn die katholischen Stände, ja, wenn der Kaiser selbst das Schwert zur Unterdrückung der Evangelischen ziehen würden. Aber auch andere Schriften, die es im Titel nicht bereits aussprachen, nehmen tatsächlich das ganze deutsche Volk als Leser und als die, denen die Schrift gilt, in Anspruch. So wendet sich z. B. die Schrift, in der er während des Bauernkrieges zu zeigen suchte, wes Geistes Kind Thomas Münzer gewesen sei, in der Widmung bereits an „alle lieben Deutschen“. So richtet sich seine Schrift „Wider den Mainzer Ratschlag“, in der er die Anschläge der katholischen Partei gegen die Sache der Reformation darlegt, an „alle frommen Deutschen“. Kein Zweifel, er

weiß sich von Gott berufen zu einem Dienste nicht nur für die Wittenberger Gemeinde oder für Kursachsen, sondern sein Blick hat sich geweitet auf das ganze deutsche Vaterland; dem dient er mit seinen Gaben, dem gilt seine Verkündigung des Evangeliums. Ja, so sehr fühlt er sich als Deutschen, daß er in seiner Bibelübersetzung da, wo Paulus das Wort barbaros gebraucht, d. h. den Nichtgriechen dem griechischen Volke gegenüberstellt (1. Kor. 14, 11), es einfach mit „undeutsch" wiedergibt (jetzt geändert in „unverständlich").

Wenn wir nun aber Luther als den größten Deutschen mit Nachdruck bezeichnen, so genügt uns nicht die geschichtliche Tatsache, daß er einstmals einen Beruf an das ganze deutsche Volk in sich verspürte, sondern es spricht sich darin die Überzeugung aus, daß wir von ihm ein Erbteil empfangen haben, durch das er dem deutschen Volke Wertvolles und Bleibendes übermittelt hat. Da denkt man wohl zunächst, wenn man von seiner Bedeutung als Reformator der Kirche und Erneuerer des Verständnisses des Evangeliums absieht, an seine Verdienste um die deutsche Sprache selbst. Und das ist ja gewiß, einen Sprachgewaltigeren als ihn hat Deutschland nicht gehabt. Ist es auch eine kurzsichtige Rede, wenn man von Luther als dem „Schöpfer" des Neuhochdeutschen geredet hat — denn kein einzelner Mann schafft eine Sprache —, so ist es doch gewiß, daß in dem bereits im Gange befindlichen Prozeß, dem deutschen Volke zu einer einheitlichen Schriftsprache zu verhelfen, Luthers Wirksamkeit, vor allem die Verbreitung, die seine Bibelübersetzung gefunden, einen wesentlichen Schritt vorwärts geführt hat. Bekannt ist ja der Ausspruch über Luthers Sprachgewalt, der ihn mit seinen Zeitgenossen vergleicht, besonders mit denen im gegnerischen Lager, und kurz dahin lautet: „sie stammelten, er aber redete". Wie zeigt sich gerade in Luthers Sprache die Bedeutung des Umstandes, daß er aus der arbeitenden Volks-

klasse hervorgegangen war! Was für eine Fülle volkstümlicher Wendungen steht ihm daher zur Verfügung! Mit welcher Virtuosität beherrscht er den Schatz an Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten seines Volkes! Er hat selber einmal in einem Hefte 404 Sprichwörter zusammengetragen. Aber was ist das nur für eine kleine Auswahl aus der Fülle, die ihm auf Schritt und Tritt zur Verfügung steht! Schon immer haben die Sprichwörtersammler als ergiebigste Quelle Luthers Schriften benutzt. Aber wenn einmal die große kritische Lutherausgabe (Weimarer Ausgabe) fertig sein wird, die auch dem Sprichwörtlichen bei Luther besondere Aufmerksamkeit schenkt, dann wird man staunen über den unerschöpflichen Reichtum immer neuer volkstümlicher Wendungen, mit denen seine Rede durchsetzt ist. Was hat er ferner auf dem Gebiete der Technik des Übersetzens geleistet! Was uns jetzt selbstverständlich ist, daß es beim Übersetzen nicht darauf ankommt, die einzelnen Worte der fremden Sprache in die entsprechenden der eigenen Sprache umzusetzen, sondern daß es sich darum handele, für den Gedanken, den die Worte aussprechen, den entsprechenden Ausdruck in der eigenen Sprache zu finden, das hat er als Erster mit unmittelbarer Sprachempfindung erfaßt. Und als dann die Klüglinge kamen und an seiner Übersetzung der Bibel nörgelten, weil sie ihnen nicht wörtlich genug war, hat er seine Weise mit überlegenem Kraftgefühl als das allein richtige Verfahren hingestellt. Wie hat er den Geist der deutschen Sprache erfaßt, indem er sie von der Einwirkung lateinischer Konstruktionen freizumachen bemüht gewesen ist! Immer wieder lockt es unsere Germanisten zur Beschäftigung mit Luthers Schriften, weil es ihnen der Sprachgewaltige angetan hat. So gewiß wir heutigestags, bei der unaufhaltsamen Fortentwicklung der deutschen Sprache, der Lutherbibel nicht nur mit der Freude an dem großartigen Werk, sondern auch daneben mit der Empfindung gegenüber

stehen, daß ihre Sprache jetzt nach fast 400 Jahren uns wieder anfängt, in mancher Beziehung fremd zu werden — daher das fortgesetzte Verlangen nach einer Bibelrevision, das auch durch alle bisher unternommenen Nachbesserungen nicht voll befriedigt worden ist —, so gewiß überrascht uns doch immer wieder die Kraft, die Innigkeit, der Wohllaut, den Luther in sie hineingelegt hat. All die Musiker, die immer wieder Luthersche Texte in Musik gesetzt haben, werden bezeugen, wieviel Rhythmus und wieviel Musik ihnen aus diesen Worten entgegengeklungen, und wie ihnen eben dadurch ihre musikalische Aufgabe erleichtert worden ist.

Weit wichtiger aber als alle sprachlichen Vorzüge, die sich seiner Bibelübersetzung nachrühmen lassen, ist ihre Bedeutung für die Begründung der evangelischen Frömmigkeit auch in den Kreisen der Laien. Daß die biblische Geschichte und der Bibelspruch fortan die Grundlage für die religiöse Unterweisung des Volkes gebildet haben, daß das Volksgemüt sich gebildet hat an den Einwirkungen, die von der Bibel ausgingen, das ist von der tiefsten Bedeutung gewesen. Luthers Kleiner Katechismus und seine Kirchenlieder treten ergänzend hinzu als Erzieher des deutschen Volkes. Was will es doch besagen, daß für die Elemente der Heilsgeschichte, des Heilsweges und des christlichen Lebens im Katechismusworte eine einheitliche Formulierung für jedermann gewonnen war! Was für Segensquellen sind erschlossen, als Luthers Vorangang in der Schaffung von geistlichen Liedern einen ganzen Liederfrühling nach sich zog, unserem Volk im Gottesdienst die Zunge gelöst wurde, das geistliche Lied von der Kirche ins Haus getragen wurde und das Gesangbuch nun auch das wesentlichste Erbauungsbuch in allerlei Kreuz und Krankheitstagen wurde! Wenn man Luther oft auch geradezu zum Vater der deutschen Volksschule und zum Begründer der allgemeinen Schulpflicht gemacht hat, so läßt sich dagegen mancherlei Einwendung machen. Wer die maßgebenden Schriften Luthers genauer

ins Auge faßt, der sieht, daß es sich in ihnen nicht so sehr um die Volksschule handelt, als um die Lateinschule in ihrer Bedeutung für die Heranbildung des Nachwuchses in Kirche und Staat an Predigern und Beamten. Freilich, durch die Bibelübersetzung und durch die Verantwortung, die dem Einzelnen für die Begründung seines Glaubens auf die Heilige Schrift zugemutet wurde, weckte Luther einen ganz neuen Trieb, die Kunst des Lesens zu erlernen, und damit rückt die allgemeine Volksschule um ein großes Stück näher heran. Aber die durchschlagenden Fortschritte auf diesem Gebiete liegen doch nicht in der Reformationszeit, sondern erst im 18. Jahrhundert.

Aber etwas anderes muß nun noch hervorgehoben und kräftig unterstrichen werden. Wir verdanken Luther den besonderen Typus einer deutschen Frömmigkeit. Gerade in dieser Zeit des Krieges können wir erhöhtes Verständnis dafür gewinnen, wo sich uns die Verschiedenheit von englischem und deutschem Christentum so bemerkbar macht. Ich will versuchen, Luthers Frömmigkeit in ihrer Eigenart kurz zu kennzeichnen. Sie ist verankert in einem glaubensstarken Bekenntnis zu Christus. Aber seine Liebe zum Heilande hat nichts Süßes, Gefühliges, Weichliches an sich. Im Blick auf Christus gewinnt das Herz den festen Grund für alle Stürme des Lebens. Es hat ja in Christus den Vater gefunden, der sorgt nun für sein Kind; denn dies liegt ihm am Herzen, und darum kann das Kind getrost ihn walten lassen, wie er will. So ist ein starker Vorsehungsglaube in den Mittelpunkt des christlichen Bewußtseins gerückt, die Stimmung, die Paul Gerhardts Lied: „Befiehl du deine Wege" ausdrückt. Dieser Glaube lehrt Geduld im Leiden und schafft eine starke Hoffnung auf die selige Ewigkeit. Dies Christentum Luthers ist nicht, was man so nennt, ein „aggressives" Christentum. Es läuft nicht Sturm auf die Herzen der Menschen. Es weiß, daß wir nur Säemannsarbeit tun, Wachstum und Gedeihen aber

Gott anheim stellen müssen. Es ist viel mehr ein Erbauungs- als ein Bekehrungschristentum. Es ist nüchtern allen schwarmgeistigen Übertreibungen und Gefühlssteigerungen gegenüber. Es ist nicht weltflüchtig, sondern weltoffen. Es freut sich an allen natürlichen Gaben Gottes und genießt sie mit Danksagung. Luther legt für seine jungen Hausgenossen eine Kegelbahn im Garten an, und wenn sie Hausmusik machen, dann wird Geistliches und Weltliches gesungen. Unermüdlich prägt Luther den deutschen Christen ein, daß die gottwohlgefällige Weise, ihm zu dienen, nicht in besonderen geistlichen Leistungen, sondern in der treuen Erfüllung des irdischen Berufes zu suchen sei. Wenn sich später in der evangelischen Kirche auch weltflüchtige Stimmungen zeigen und man ängstlich zu fragen beginnt in bezug auf die sogenannten Mitteldinge (Adiaphora): darf ich als Christ dies tun, oder darf ich es nicht? so ist das nicht auf dem Boden des Luthertums gewachsen, sondern ist deutlich nachweisbar zunächst Import aus niederländischen Pietistenkreisen gewesen. Und ebenso können wir es in der Gegenwart beobachten, wie so manche neuen Wege und Formen in Gestaltung der Frömmigkeit gleichfalls nicht auf unserem eigenen Boden gewachsen sind, sondern aus England oder aus Anglo-Amerika zu uns gekommen sind. Gewiß hat die Eigenart deutschen Christentums auch ihre Schattenseiten. Sie neigt dazu, die Dinge gehen zu lassen, wie sie gehen, und Gott den Verlauf anheimzustellen, wo doch vielleicht Gott unsere Arbeit haben will. Und die Betonung der Erbauung im Gottesdienst kann dahin führen, daß zum Schaden der Gemeinde das Element der Erweckung, die heilsame Aufrüttelung der Herzen und Gewissen zurückgestellt wird, und daß eine grundsätzliche Weltoffenheit und ein starkes Betonen der christlichen Freiheit Gefahren in sich schließt, Gefahren der Verweltlichung, wer wollte das verkennen? Aber wieviel Grund haben wir doch, für die von

Luther uns gewiesene und vorgelebte Art der Frömmigkeit dankbar zu sein! Sie trägt etwas Freies und Fröhliches an sich, nichts von gesetzlichem Wesen. Wir kennen viele Repräsentanten dieser Art Lutherscher Frömmigkeit, von denen wir urteilen müssen: wie durch und durch gesund, wie natürlich, wie glaubensstark und vertrauensvoll ist diese Art der Frömmigkeit! Daß wir dieses Gut dem deutschen Manne Luther zu danken haben, das ist m. E. ein ganz besonderer Segen, den er über unser Volk gebracht hat. Gott wolle ihn uns erhalten!



Scheidemünze

Von M. Feesche

Gott, der Gütige, hat unser Leben
Uns wie Scheidemünze in die Hand gegeben,
Tage hat er sie genannt.
Soll'n sie nicht im Beutel tragen,
Soll'n nicht über jede Münze klagen,
Die uns schnell glitt aus der Hand,
Sind geprägt, sie auszugeben.
Tage soll man leben, wirklich leben,
Reich im Spenden sein!
Nur daß alle Scheidemünze, alle,
Jeder Tag zuletzt in heil'ge Hände falle,
Denn Gott sammelt ein!

Sie wuchs ins Lieben

Von M. Feesche

Sie hatte acht Kinder! Jetzt waren sie groß,
Und keins, keins legte das Köpfchen mehr
Lachend und weinend in Mutters Schoß,
Und der Mutter Haus war so leer!
Als die schreienden Kinder sie oft noch gestört,
Hatte sie immer so sicher gelegen,
Hatte nichts von Sturm und Regen gehört;
Ein traumloser Schlaf ist solch köstlicher Segen!
Und jetzt, jetzt klopfte fast jede Nacht
Eine Hand an die Tür, eine Stimme rief:
„Mutter, ich habe dir etwas gebracht!"
— Sie wußten ja alle, daß Mutter nicht schlief! —
Wenn sie am Morgen die Schwelle besah,
Lag eine Sorge, ein Herzeleid
Und selten nur eine Freude da.
Doch wenn es geschah, daß zur Mitternachtszeit
Ein Rufen kam drunten vom Gartentor,
Wo der Talweg sich hinzieht, dann schlich sie hinaus.
Sie wußte: Ein Kind, mein Kind steht davor
Und wagt sich nicht nahe ans Elternhaus.
Und sie tat das Tor auf. — Die Mitternacht
Und der Talweg nur hörten traurig sie sagen:
„Jetzt hast eine Sünde du hergebracht,
So gib, ich helfe dir tragen!" —
Und dann schritt sie zurück den dunkelen Gang,
Müde, müde kam sie daher,
Ihre Stimme zerbrach und ihr Wort verklang:
„Mein Kind, bald kann ich nicht mehr!" —
— Acht Kinder! Ja, wären sie jetzt noch klein
Wie einstmals und bei ihr geblieben!
Doch sie wuchsen alle ins Leben hinein,
Und die Mutter, sie wuchs ins Lieben!

Durch Jesum Christ

Von M. Feesche

Röm. 5, 17.

Das weiß ich nun: 's gibt Menschen, die so kraftvoll sind,
Daß sie wie Kön'ge herrschen, ohne es zu wollen;
Kraftvoll und stark im Tun und doch so mutterlind,
Daß Ungezählte ihnen Dank und Liebe zollen.
— Daß es so ist, sie wissen's selber nicht;
Sie legten nur die eine ihrer Hände
In Jesu Hand hinein, jetzt wandert er ganz dicht
Zur Seite ihnen heute, morgen, bis ans Ende. —
Die andre freie Hand die strecken sie nun aus,
Sie trägt viel Liebe und will helfen, dienen, segnen.
Und die wie Kinder geh'n des Wegs zum Vaterhaus,
Sind Könige den Wand'rern, denen sie begegnen.

Dein Reich komme

Von M. Feesche

Wenn unser kleines Reich wir gern
Ganz nahe möchten bauen
An Gottes großes, heil'ges Reich,
Wenn wir dem Kön'ge trauen,
Daß er von seines Lichtes Schein
Uns macht die Straßen helle
Und läßt des Wassers fein genug
Für uns an seiner Quelle,
Dann wollten wir — Gott also nah —
Durch unsre Tage schreiten,
Den Bettelsack voll Kleinlichkeit
Und armer Kleinigkeiten?!

Du Mutter

Von M. Feesche

Er fiel,
Der junge Freiwillige, einer Mutter geliebter Sohn.
In seiner Tasche fand man geschlossen und fertig schon
Zum Verschicken den Brief.
Er hatte ganz kurz vorm Gefecht ihn geschrieben,
Und die Mutter bekam ihn. — „Mutter, und bin ich geblieben
Bald vielleicht schon
Auf dem Felde der Ehre, so wisse, es fiel dein Sohn
Mit Freude für König und Vaterland!
Das Leben war reich! Ich hab' es geliebt.
Du hast mit dem Besten und Schönsten, was es auf Erden gibt,
Es durchsonnt mir auf edelste Art.
Dir dank ich's! Aber, o Mutter, heut muß ich's dir sagen
— Die Ewigkeit grüßt mich — heut muß ich dich fragen:
Warum hast du mir nie von Jesus gesagt?! —
Ich hab ihn im Krieg, in den dunkelsten Stunden
Als Licht für mein Leben und Sterben gefunden;
Aber daß es ein Fremder war,
Der mir das Ziel hat gezeigt, dem von jetzt ab ich wandere zu,
Der mir von Jesu gesagt und, Mutter, nicht du, nicht du!
Das kann ich nimmer verstehen!
Such ihn! Du findest ihn auch. —
Mutter, auf Wiedersehen!!! —"
— — Er fiel,
Der junge Freiwillige. Er hat sein Bestes gegeben.
Aber die Worte, die er geschrieben, sie leben, sie leben
Und sie hallen durchs Land.
Deutsche Mutter, dir gelten sie jetzt,
sie kommen von deinem Sohn!
Deutsche Mutter, vernimmst du den wehen, erschütternden Ton,
Hörst du, wie es in deine Seele fragt:
„Mutter, warum hast du mir niemals von Jesus gesagt?"



Sein Sohn.

Erzählung von Luise Algenstaedt

Als an einem Apriltage des Jahres 1914 das Abendrot über dem breiten Flusse stand, die Baumgruppen am Ufer aus der rötlichen Tiefe des Wasserspiegels noch einmal heraufglommen, als Mondsichel und Abendstern matt am Himmel aufglänzten, kam Reemt Echtermann, der gewesene Schiffer mit dem zerschmetterten Fuß, aus seinem neuerbauten Häuschen auf der hohen Düne und schickte seine grauen Augen stromabwärts weithin über den Bodden, zu welchem der Fluß kurz vor seiner Mündung sich verbreitert. Er hatte die rechte Hand in der Tasche seiner Joppe, mit der Linken stützte er sich auf einen Stock — so lehnte er sich an den Flaggenmast, der als letztes Stück der Einrichtung erst heute aufgerichtet worden.

Keine Spur von Wasserdunst verschleierte die Ufer. Körperhaft nahe sah er jenseits die einzelnen Häuser der Bauerndörfer, die Pappeln der Gutshöfe, die alte dreischiffige Felsenkirche neben riesenhaften Ulmen, die sanft gewellten grünen Saatfelder. Auch der Schall drang viel weiter als sonst; das Sprechen der Menschen jenseits im nächsten Dorf hörte er, und so still war es um ihn, daß er es fast hätte verstehen können. Er hörte aber auf eine andere Stimme, die sanft das All zu füllen schien und zu ihm sprach: „Sieh, Reemt Echtermann, dies alles habe ich dir für den Abend deines Lebens gegeben. Aus Leiden, Kampf und Gefahren habe ich dich hierher geborgen, — das sorgenfreie Heim hinter dir, Weib und Kinder, die dich

lieb haben, und diese meine Werke vor dir. Nun ist das übrige deines Lebens ein ewiger Weihnachtsabend, den meine Güte dir bereitet. Bist du es wert?"

Und er unterredete sich mit dieser Stimme und bekannte: „Wert bin ich's nicht, doch das übrige meines Lebens soll ewiger Dank sein." Seine Rechte ruckte in der Tasche und wollte sich mit der anderen Hand vereinigen, doch diese mußte den Stock halten. In die Augen kam ihm Nasses. Er starrte geradeaus, um es rasch versiegen zu lassen, denn hinter ihm kamen leichte Tritte, ein Arm umschlang ihn, eine Wange lehnte sich an seine Schulter, seine 16jährige Tochter wollte ihn zum Abendessen holen. „Du, Grete? Gleich! Schicke Mutter rasch heraus, sie muß dies sehen, ehe es dunkel wird!"

Grete lief. Die Mutter kam im übergeworfenen Tüchlein neben ihn. Auch in ihren braunen Augen war nun wie sanfte Freudenglut der rötliche Abendschein, und sie deutete still zum Bodden hin, welcher das eingesogene letzte Licht stahlglänzend wie ein gebuckelter Schild zurückwarf und sich aus seinen Ufern herauszuwölben schien.

„Dies alles soll nun immer unser sein!" sagte der Mann. „Ist dies nun der ewige Friede?"

„Er wird es noch nicht sein. Wir leben mit unseren Kindern weiter, und die sind noch nicht im ewigen Frieden. Aber es sieht so aus."

Das von leicht ergrautem Haupt- und Barthaar umrahmte Gesicht des Schiffers war von Glück wie verklärt. Es hatte den edlen Schnitt des Stolzes, aber nicht seinen Ausdruck, am wenigsten in diesem Augenblick. „Vielleicht wird es wieder kalt. Gut, daß unsere letzten Bäume und Ziersträucher diese Woche noch gepflanzt sind. Detlev hat sich damit ein Denkmal gesetzt, ehe er wieder hinausgeht. Ist er schon von der Stadt zurück?"

„Noch nicht. Ich habe schon etwas gewartet, aber nun müssen wir essen."

Echtermann führte seine Frau langsam zur Haustür. „Sieh, wenn diese beiden Fichtengruppen gedeihen, werden sie in zwei Jahren schon Windschutz geben, und wir schreiten hindurch wie durch eine geschmückte Straße. Sie sehen kräftig und wachslich aus — Detlev hat mit der Stettiner Gärtnerei Glück gehabt. Komm, laß uns auch die letztgepflanzten Zwergapfelbäume noch ansehen, — vielleicht kommt er währenddessen."

In seinem Arm wandelte sie ums Haus, hinter welchem ein weiter Platz mit einem Bretterzaun umgeben und mit jungen Bäumchen bepflanzt war. Die meisten standen hier schon seit dem Herbst und hatten sich an das Erdreich gewöhnt, ein Dutzend näher dem Hause war ebenso wie die Fichten erst vor einigen Tagen eingesetzt. „Lauter gute Arten, die hier im Gemeindegarten ausgeprobt sind. Der Aufseher, Gärtner Böst, versteht es. Mein Freund ist er nicht — du weißt —, deshalb mochte ich mich auch nicht bei ihm erkundigen, hab's durch andere hier erfahren. So konnte ich Detlev wenigstens die Arten bezeichnen, die er bestellen sollte. Alles hat er besorgt — um diese Bäume habe ich keinen Finger zu rühren brauchen, nur hernach das Geld gegeben. Vielleicht essen wir nächstes Jahr schon von seinen Äpfeln, während er — wer weiß wo ist. So hat der Junge seinen alten Eltern ihr Friedensreich noch bauen helfen."

Sie nahm einen vergessenen Spaten auf und stellte ihn in den Geräteschuppen. „Geschickt ist er — vorn den Drahtzaun hat er in einem Tage gemacht; er hantiert wie ein Gelernter."

Sie kamen wieder um die Hausecke. „Hier im Schutz der Fichten wollte er noch eine Bank machen. Gut, daß er dazu nicht mehr gekommen ist, es taugt nicht, wenn in einem neuen Heim gar nichts mehr zu wünschen übrig bleibt. Er trödelt heute aber empfindlich, wir wollen nun nicht mehr

auf ihn warten; mit Dingen, die gegen die Elternehre sind, muß selbst solch ein feiner Bengel nicht verwöhnt werden."

Sie gingen hinein. Grete trug die Milchsuppe auf, Lutz und Rudolf, die Schularbeiten machten, wurden gerufen. Kaum hatten sie sich niedergesetzt, als Detlevs schlanke, sehnige Gestalt an den Fenstern vorbeihastete. Er trat rasch ein, — blaß, freundlich und heiter, entschuldigte sich und nahm Platz. Er aß wenig, neckte die Schwester und den jüngsten Bruder, der einen Bratfisch nach dem anderen auf seinen Teller bugsierte, hatte kleine Aufmerksamkeiten für Vater und Mutter und half endlich das Eßgeschirr in die Küche tragen. Es war etwas Zerstreutes und Hastiges in ihm. Nach dem Essen wollte er sich nicht wieder ruhig in den Kreis setzen, sondern fand eine Gardinenstange zu befestigen und wollte durchaus Bilder umhängen. Erst als seine Schwester triumphierend mit heißem Punsch wieder hereinkam, wurde er seßhaft und stimmte in das Hallo der Jungen ein. Es wurde von dem geredet, was die nächste Zukunft jedem einzelnen von ihnen bringen, und womit sie jeden verschonen sollte; jene Wünsche galten mehr den Jungen, — diese den Alten. Der Mutter schien er nicht ernst genug, — war's nicht vielleicht der letzte Abend, den er mit den Seinen verlebte? Doch konnte sie ihm niemals wirklich mißtrauen, da er zu genau seines Vaters Sohn war, — er der verjüngte Kapitän Echtermann, dieser der gereifte Detlev. Sie ließ ihre Augen zwischen beiden wandern, — so groß war ihr die Ähnlichkeit noch nie erschienen. Als die Dielenuhr 10 schlug, wollte sie alle zur Ruhe schicken, auch Detlev sollte noch einmal im Vaterhause sich satt schlafen und sich etwas Gutes träumen. Der aber sprang auf und bat um den Hausschlüssel, er habe sich mit seinen Mitprüflingen verabredet.

„Wenn du es versprochen hast, so mußt du gehen!" sagte Echtermann. „Schade! Wenn ihr erst um 11 Uhr anfangt, weiß man, wie es geht. Es ist aber nicht gleich-

gültig, in welchem Zustande man die erste große Fahrt als Steuermann antritt."

„Mach wenigstens, daß es in Grenzen bleibt, und schäme dich nicht, der Klügste zu sein, mein Detlev!" bat die Mutter.

Der Vater ging ihm auf die Diele nach und sprach dort halblaut zu ihm. Händereibend kam er gleich wieder ins Zimmer. „Es kommt ein kalter Wind von Ost auf!" sagte er, als habe er nur ins Wetter geguckt. „Mich dünkt, der Sand setzt sich schon in Bewegung."

Grete und die Jungen verfügten sich in ihre Kammern. Echtermann und seine Frau schlossen die Türen und die Innenläden der ostwärts blickenden Fenster. Der Fluß schob träge seine Fluten hinab, der Himmel hatte sich bezogen, nur über der Stadt lag der Schimmer des Straßenlichts. Das Fenster mit der Sicht auf die Stadt ließ die Mutter unverdunkelt. So konnte sie vom Bette aus die Dächer sehen, unter deren einem ihr Junge lustig war.

„Ich wollte, er hätte sich mit Helge Voß erklärt, ehe er hinausging!" sagte sie, als sie ihres Mannes Bein von der Stahlschiene befreit und sich niedergelegt hatte. „Es wäre mir fortwährend eine Beruhigung."

„Meinst du, daß an der Sache überhaupt soviel ist?"

„Ich spüre, sie hat ihn lieb und er auf seine jungenhafte Weise sie ebenfalls. Sie ist ein kluges, unschuldiges Mädchen. Das hätte ihn geleitet."

„Das könnte sein, — so wie du mich, als ich auf der ‚Marie Rickmers' fuhr. Freilich waren wir damals schon verheiratet. Wer weiß, was aus mir geworden wäre — —" Echtermann redete im trauten Dunkel dieser ersten Nacht im neuen Heim tiefer aus dem Herzen heraus, als es sonst seine Art war. „Mathilde — um Detlevs willen möchte ich dir etwas erzählen, damit du ihn entschuldigst, wenn mal etwas quer mit ihm gehen sollte. Es wird mir nicht leicht — und du wirst es mir kaum glauben wollen — —"

„Willst du mich bange machen, Reemt? Du sprichst so bedrückt?"

„Es ist aus einer Zeit, wo ich dich noch nicht kannte — insofern keine Schuld gegen dich — ist auch nicht zur Ausführung gekommen, aber — — Mathilde, ich habe einmal fiebernd vor Gier nach Vergnügen, nach Genuß und Großtun — — ich habe einmal — mein Schlüsselbund an meines Vaters Schreibtisch ausprobiert! Im rechten Augenblick kam er heim — ohne irgend welchen Verdacht — aber auch ohne rechten Grund, er hatte sich nicht ganz wohl gefühlt! Ohne das wäre ich zum Dieb geworden, Mathilde! — Es war mir, als erwachte ich aus einem furchtbaren Bann. Vor der Liebe Gottes erschrak ich, — — so überwältigend groß erschien sie mir. Ganz mild und zartfühlend hatte er ihn und mich gewarnt, — ihm nur still gesagt, er solle nach Hause gehen. Er hatte ihm nicht verraten, weshalb, — o nein! Nicht erschreckt hatte er mich wie der furchtbare Weltenherr und Richter — nein, wie ein lieber, diskreter Freund hatte er mir und ihm geholfen! Da wußte ich fortan über alles gewiß, daß er seinen Reemt Echtermann nicht verlieren wollte.

Nun ist's heraus! — Das ist das stärkste Erlebnis meiner Jugend. Da kommt deine liebe Hand — das wußte ich — sie ist immer da, wenn ich sie brauche. Du weinst —"

„Ach, es hat wohl keinen Sinn! Ich weine — noch vor Schreck und Dank, Reemt."

„Es hätte sonst zwischen Gott und mir bleiben können, — es ist nur wegen Detlevs. Oft, wenn ich ihn sehe und höre, ist es mir, als sähe ich mich 25 Jahre zurückversetzt. Mein Erbe hat er mitzutragen."

„Möchte er's nur ganz und in allen Stücken haben, dann wär's schon recht."

Der Dünensand erhob sich in dieser Nacht und sirrte gegen die Fenster. Einer der östlichen Sandstürme zog herauf, die den jungen Vorort in jedem Frühjahr überschütteten.

Von dem Saatgut, das die neuangelegten Gärten schon empfangen hatten, mochte manches Pflänzchen später an unrechter Stelle aufgehen. Echtermann und seine Frau dachten bedauernd daran und freuten sich ihres neuen Bretterzauns. Endlich schlief er ein. Sie konnte nicht zur Ruhe kommen, solange Detlev nicht zurück war, und sann über ihn und ihres Mannes Mitteilung. Erst als der Schein über der Stadt erloschen war und das erste Morgengrauen dämmerte, erscholl sein Schritt schwer und ungleichmäßig auf den Regensteinen, die Haustür ging, die Treppenstufen knarrten, oben polterte es. Nun hatte er noch zwei Stunden Zeit, zu schlafen. Sie seufzte und schlummerte dann auch ein. Als sie am Morgen erwachte, war ihr Ehemann schon angekleidet, Grete hatte das Frühstück besorgt, die Jungen mußten zur Schule. Detlev kam bleich und fast hager aussehend herunter. Die Zeit reichte kaum zum Frühstücken, von seiner Feier erzählte er nicht mehr. Er mußte laufen, um die Fähre zu erreichen, so kam er ohne rechten Abschied davon. Die Brüder hatten auf ihn gewartet und trabten neben ihm dem Ostwind entgegen. Zwei Stunden später winkte er von dem vorüberziehenden Dampfer mit der Mütze herauf.

Am Mittage brachte der Quartaner Lutz der Mutter ein Zettelchen von Detlev, auf welchem er ihr anvertraute, sein Anteil an der Zeche sei größer geworden, als er vorher gedacht, da noch für Gäste habe bezahlt werden müssen. Die gute, liebe Mutter solle den Rest im Hotel Warmbring begleichen und dem Vater nichts davon sagen, der ihm stets so reichlich gegeben. Sie machte sich ein Geschäft in der Stadt, zahlte und erschrak über die Höhe der Gesamtsumme, welche der Wirt ihr nannte. Detlev mußte auf der Navigationsschule wohl schon lange sein Taschengeld zusammengespart haben. „Er tut eben alles gründlich," dachte sie, „darin liegt zugleich eine Beruhigung. Eigentlich ist er ein ernster Mensch, wenn er auch ausgelassen sein

kann, und — gottlob! er ist nicht witzig, er bleibt gut, auch wenn er lustig ist. Gottlob! er ist wie Reemt."

Der Frühling schmückte den Ansiedlern ihr Dünenland schon reicher als im Vorjahre, und im nächsten mußte das Grün noch satter, mußten die Blüten noch prangender geraten! Detlevs Bäumchen gediehen. Der Vater freute sich, ihn das wissen zu lassen, — kein Brief, der nicht vom Ergehen seiner Bäumchen etwas meldete. Jedes der Geschwister hatte einen Teil von ihnen in Pflege genommen, und über allen wachte er. Neben der Bearbeitung des Gartens war seine Hauptfreude das Fischen mit Angelschnüren, das die Flußfischer ihm nicht mißgönnten, weil sie einen echten und fischgerechten Knecht Petri in ihm erkannten, der nichts von seinen Methoden und keinen Fang vor ihnen verheimlichte, der für ihr eigenes Erwerbsleben Verständnis hatte und manches Mal einem von ihnen als Ruderer diente. Sie waren wie die Natur selbst wohlwollend gegen ihn. Wenig Verkehr suchte die Familie im Orte. Die anderen Schiffer, welche sich hier angebaut, hatten ihren Beruf bis an die Schwelle des Alters ausüben können und waren reich geworden. Echtermann mochte sich an solche nicht herandrängen; er wartete ab, ob sie sich ihm nähern würden. Ein Mann im Orte war ihm aus der Jugend bekannt, der Großgärtner Böst, welcher zugleich den Gemeindegarten zu verwalten hatte. Böst aber hatte wegen einer alten Geschichte, in welcher Reemt Echtermann auch sich selbst einige Schuld beimaß, einen Groll gegen ihn. Die Zeit mochte ihn besänftigt haben, doch waren freundliche Beziehungen zu ihm schwerlich herzustellen. Zudem war auch Böst ein gewaltiger Mann geworden nach Körpermaß und Vermögen. Kurze Zeit war er Farmer in Südwest gewesen; das rechneten ihm alle höchlich zu Ehren. Seine hohe Stimme, die in dem massigen Körper wie ein Vögelchen wohnte, wurde im Rat der Gemeinde gehört. Echtermann war ihm begegnet. Sie hatten einander die Hand gegeben

und jene Frage nach dem Ergehen getauscht, die wirkliche Antwort nicht will. Es war eigentlich ein stummes Sichmessen gewesen, und Echtermann hatte gespürt, daß der alte Groll noch nicht tot war, obgleich er so alten Leuten eigentlich nicht mehr anstand.

Am Abend des Tages, welcher die Kunde von dem Doppelmord in Sarajevo brachte, hatte er zum erstenmal ein längeres Gespräch mit ihm. Das Entsetzen, das Ahnen weiteren Unheils, das Ratschlagen über die damals noch unerkennbare finstere Macht, welche das teuflische Werk gewollt, führte auch fremde Menschen an diesem Tage zusammen.

Erst als Echtermann am Spätnachmittage auf seinem Angelplatz am Erlengebüsch stand, wich die beklommene Stimmung von ihm. Über dem rötlich schimmernden Wasserspiegel — in den letzten rötlich-goldenen Strahlen der Sonne führte die Eintagsfliege ihren Tanz auf. Die Pärchen suchten und flohen einander im dumpfen Trieb der Arterhaltung. Die kurze Spanne Zeit, die ihnen verblieb, füllte ein Rausch — danach der Tod. Aber dem natürlichen Ende kamen die Fische zuvor, die aus dem Wasser schnellten und die Trunkenen erschnappten. Mitten hinein warf Echtermann geschickt seine künstliche Fliege, durch kurzes zuckendes Rühren der Gerte vervollständigte er die Täuschung, und einen Räuber nach dem anderen konnte er herausholen. Während er gespannt die Augen auf seine Angel heftete, merkte er zugleich den Abend, der um ihn niedersank. Er sah, wie mächtige Schwärme von Staren sich auf der hohen Pappel sammelten, daß ihre Zweige wie im Winde schwankten, und wie sie dann, einer stürzendenden Wolke ähnlich, ins Schilf niedergingen, um vieltausendstimmig sich in den Schlaf zu schwatzen. Die Treckfiedeln des Feierabends klangen vom jenseitigen Ufer. Das Wasser „blühte“, er roch die Fadenalgen, die — durchwirkt mit unzähligen kleinen Muscheln — in grünen Ballen angeschwemmt waren. Es

war eine wundervolle Stunde. Da freute es ihn nicht, als Böfts riesige Gestalt auf dem Uferpfad herkam. Er machte sich mit seinem Angelhaken zu schaffen in der Hoffnung, jener solle still hinter ihm vorübergehen. Doch der blieb stehen, sprach von dem schönen Abend, von den köstlichen Fischen, die er jede Woche esse, ohne sich darum bemühen zu müssen, — sprach von seinem Wohlleben, aber auch von dem Ärger, den man habe, — daß er den Dieben, die im Frühjahr in den Gemeindegarten eingebrochen, durchaus nicht auf die Spur kommen könne, soviel er auch nachgeforscht, von der Verantwortung, die er trage, von Afrika und von schlechten Zeiten. Mochte es ihm auch Bedürfnis sein, dies alles vorzubringen, so war es Echtermann doch kein Bedürfnis, es zu hören. Es war, als ob die hohe, durchdringende Stimme ihm die Fische vergrämte. Die Ufer hüllten sich schon in Violett, nur noch Minuten konnte das spannende Spiel dauern. Der Reigen der Ephemeren lichtete sich schon.

Betrübt nahm er bald seine Schnüre und das Fischnetz, in welchem es heftig zappelte, und ging neben dem Falstaff heimwärts. Mit Kennerblick musterte Böft an der Gartenpforte noch die bescheidenen gärtnerischen Anlagen vor dem Hause, lobte das Aussehen der Fichten und sagte, daß er gern einmal den Garten besehen und Rat erteilen werde. Damit stampfte er weiter.

Der Juli kam und verstrich. Glühende Hitze lastete auf aller Kreatur, versengte die Weiden, erschlaffte das Vieh. Beklommen schauten die Menschen nach einem Gewitter aus, das Entspannung und Labe bringen konnte. Beklommen schauten sie auch in den politischen Himmel, an dem drohende Dunstgebilde sich zusammenbrauten. Blaugraue Schwaden umzogen ihn, hoben sich und lösten sich wieder auf, dumpfes Donnerrollen umlief den Horizont. Aber im Südosten stieg es empor, es verdichtete sich — es verfinsterte rasch die Luft — wie von höllischem Atem

wurde es hinaufgetrieben. Ein Wetterleuchten zerriß das Gewölk, daß man in die Tiefen des Himmels zu sehen glaubte. In diesen Tagen erbebten auch die Seelen im Echtermannschen Hause bis in ihren Grund, schauten den Himmel und einander an.

Nach dem Schlag von Sarajevo überstürzten sich die Ereignisse. Es mußte kommen, — ließ sich's nicht abwenden? Der Kaiser versuchte alles — bis an die Grenzen des Möglichen — wohl gar über die Grenzen hinaus. Die Empörung, die Angst um die Volksgenossen an den Grenzen — um die Ehre des Vaterlandes, die Furcht, daß der rechte Augenblick schon versäumt sei, wurden zuletzt nur noch mühsam durch das Vertrauen auf den geliebten Herrscher gebändigt, der noch waffenlos mit Gott und Menschen rang. Echtermann dachte nichts anderes. Ganze Tage und halbe Nächte brachte er in der Stadt zu, wo die fieberhafte Erwartung Tausende vor den Redaktionen festhielt. Sie lagerten auf dem schattigen Rasen des Platzes und fluteten heran, wenn an den Fenstern die großen weißen Bogen mit Blauschrift erschienen. Lutz und Rudolf, deren Sommerferien noch dauerten, waren bei ihm, manchmal auch Grete. Abwechselnd sandte er die Jungen mit Nachricht an die Mutter. Sie achteten genau darauf, daß einer so oft Bote sein durfte, wie der andere.

Kommt die Mobilmachung? Jede Stunde mußte sie kommen.

Kommt sie nicht? Eine allerletzte Hoffnung soll noch sein. — —

Eine allerletzte? Nein, es geht nicht mehr!

Russische und französische Truppenmassen stehen an den Grenzen bereit. Noch versucht der Kaiser eins: England, das Brudervolk, kann helfen! Das Gespinnst der englischen Regierung lag noch nicht am Tage.

Da kam es in den späten Nachmittagsstunden des 1. August. Erwartet — und doch wie ein Blitz, der

sekundenlang auf und nieder zuckt, die Luft zerreißt, die Menschen in sein Licht hüllt, ihnen den Atem raubt. Aber das Blut brauste wieder zum Kopfe und zurück zum Herzen. Unsere Jungen! Deutschland! Unsere Existenz! Weltende! Alles dieses riefen die Glocken von den Türmen, sie schütteten es durch Mark und Bein.

Deutschland siegreich gegen zwei Feinde?

Deutschland zerstampft wie im 30jährigen Kriege?

Gottes Gerichte?

Ja, das deutsche Volk war ihrer wert, — doch waren die anderen würdig, sie zu vollziehen?

Nein — Gottes Fegefeuer, in dessen Lohe die Welt sich drehen sollte! In ihrem aufgehenden Schein begannen alle Menschen zu leuchten. Gottes rechte Hand über ihnen, — sie in seiner Linken, und sonst nichts.

Detlev?! Von fernen Meeren her war er auf dem Wege zur Heimat. Her mußte er. Die Kriegsflotte brauchte alle ihre Jungen.

Echtermann hastete zur Fähre hinunter — sie trug lauter leuchtende Menschen — er hastete, so rasch sein Bein konnte, die Uferhöhe wieder hinan. Die Jungen stürmten voraus, als hätten sie eine Freudenpost zu bringen. Auch hier wußten die Leute es schon — die Glocken hatten es herübergetragen.

Zwischen den jungen Fichten traf er seine Frau und Grete, bleich — aber sein Leuchten ergriff auch sie. „Dankt Gott, daß wir dies miteinander erleben, da es doch kommen mußte!"

Der Telegraph rief von fremden Ländern und Meeren Deutschlands Söhne heim. Auf dem Kasernenhof schärften die Schleifmaschinen Säbel und Seitengewehr. Grete und die Jungen gaben in der Nacht mit Zehntausenden der ausmarschierenden Garnison das Geleit zum Bahnhof. Zur Seite liefen Eltern, Geschwister und Bräute, die schon Stunden über Stunden vor den Toren der Kaserne gewartet,

— die Militärmusik glänzte — die Krieger leuchteten. Vier Tage später stürmten sie Lüttich.

Das vornehme Sterben der jungen Männer hub an.

In Ost und West brach der Feind über die Grenzen. Eine Hiobspost löste die andere ab. Das Donnerrollen ringsum hörte nicht mehr auf. Hinein in dieses Unwetter fuhr ein neues Krachen, daß Deutschland zusammenschreckte — daß Türen und Fenster seines Hauses klirrten und es glaubte, der Himmel falle ein: Englands Kriegserklärung.

Einen Augenblick stand alles wie gelähmt. Die ungeheure Empörung, der grenzenlose Haß, die grimmige Verachtung aber setzten sich dann in Kraft um. Die englische Lüge besetzte die Kabel und vergiftete die Welt, — die Lüge wurde das hauptsächliche Machtmittel der englischen Regierung. Da wußte Deutschland, daß es mit dem zu kämpfen hatte, den die Schrift „den Vater derselbigen“ nennt.

Es begann, viel zu lernen. Es lernte, daß Jesu Reich nicht von dieser Welt ist, und daß es blühen kann zwischen Mord und Vernichtung. Es lernte, daß das Wort vom christlichen Staat im Verhältnis der Staaten untereinander Torheit ist, — daß nicht umsonst die Propheten Israels die Reiche der Welt unter dem Bilde von Raubtieren gefaßt, — daß Gerechtigkeit, Sympathie, Blutsverwandtschaft nichts sind zwischen ihnen. Und trotz diesen bitteren Lehren konnten die Alten und die Kranken in dieser Zeit nicht sterben, weil sie sehen mußten, wie es weiter kam.

Und die Jungen lernten die kleineren Wahrheiten der Geschichte. Alles in der Schule wurde zur Erklärung der Kriegsereignisse. Nie hatte die Jugend soviel gelernt, obwohl die alten Ziele nicht erreicht werden konnten; Lutz und Rudolf reiften um Jahre.

Detlev? Wo blieb Detlev? Schon hatten die Jungen einmal über das andere die Siegesfahne an der Flaggenstange hissen dürfen.

Endlich kam Nachricht. Sein Schiff hatte sich glücklich

durchgefunden und lag in der Elbe. Er hatte sich zu den Marinefliegern gemeldet, machte schon Übungen und lernte rasch. „Für uns!" sagte Kapitän Echtermann. „Hört, Grete, Lutz und Rudolf, für uns fliegt er nun in den Wolken. Für euch und seine Eltern wird er wahrscheinlich sterben müssen, damit wir leben. Es gibt nichts, was uns in der Heimat nun schwer werden dürfte."

Eines Tages kam Böst wieder vorbei, erspähte ihn mit seiner Tochter im Vorgarten und blieb stehen. Er hatte selbst keine Kinder, war über das Alter der Landstürmer hinaus, seinen Bodenbesitz konnte keine Kriegsnot vernichten, seine Erzeugnisse stiegen im Wert; ihn traf der Krieg nirgends ins Leben. Deshalb stimmte es ihn heiter, von anderen zu hören. Mit kaltem Blick fragte er nach Detlev. Echtermann gab knappen Bescheid. Da begann Böst, ihm den Kummer, den er vermutete, auszureden. „Ja, nun — ihn hat es getroffen, weil er zu dieser Zeit ein gesunder junger Mann war. Diese zahlen jetzt die Schuld von 44 Jahren für andere Geschlechter."

Grete sprach freundlich mit ihm weiter. Ihrem Vater aber spann sich des Dicken Meinung in bildhaften Vorstellungen fort. Wild flammt diese geheimnisvolle Menschheit in unbekannten Tiefen. Gottgerufen nimmt ein Geschlecht nach dem anderen den Leib und tritt hervor; es verzehrt sich in Kampf, Liebe und Leiden. Das Geschlecht von heute aber verzehrt sich schneller, — Detlevs Leben wird nur ein Morgen und ein leuchtender Tag gewesen sein! Das Geschlecht von heute hastet stürmisch über die zitternde Erde. Woher — wohin? Nur das ist gewiß, daß es fährt von Gott zu Gott. Auch Detlev in den Wolken fährt so. — —

Böst hatte Lust zu der versprochenen Besichtigung des Gartens, wurde fast zudringlich, Echtermann forderte ihn jedoch nicht dazu auf, er brauchte seinen Rat nicht mehr,

der Garten war in guter Ordnung. In dieser Zeit war ihm der hinterhältige Mensch mit seiner platten Magenweisheit zuwider. Merkwürdig, wie der ihn gehässig anstarrte! Endlich wies er ihn geradezu ab, — er hatte heute nicht Zeit, ihm alles zu zeigen.

Kurze Briefe von Detlev kamen. Sie wurden erst geöffnet, wenn die ganze Familie beisammen war. Detlev, der leichtsinnige, liebe Junge, der jeden Schlag und jedes Liebeswort von Vater und Mutter redlich verdient, wurde ein kleiner Hausheiliger. Er gehörte nicht nur zu den Errettern Deutschlands, — ganz besonders betrachteten sie diesen Feldgrauen als ihren persönlichen Erretter, und das „Für uns“ brannte Eltern und Geschwistern im Herzen. Weit über die Möglichkeiten des Friedens hatte der Krieg ihren Detlev hinausgehoben. Gewiß, er mußte, aber sein Wollen überflügelte das Müssen weit; Detlev erhielt schon nach dem zweiten seiner kühnen, nutzbringenden Flüge über Kriegsgebiet das Eiserne Kreuz. Die vollkommene Hingabe an die Pflicht ließ keinen Gedanken an Gefahr aufkommen, und daheim in ihren Briefen hüteten sie sich, den Nachtwandler anzurufen.

Nur seiner würdig sich zu halten, strebten sie. Die Jungen übten mit der Jugendtruppe, Mutter und Tochter saßen in den Nähstuben, Schiffer Echtermann schickte Obst ins Feld und schrieb Briefe für arme, ungeschickte Leute. Die Mutter hatte Mitleid mit Helge Voß, die ihr Hangen und Bangen noch in sich verschließen mußte, die dem Geliebten noch nichts senden, ihm noch keinen Brief schreiben durfte; sie ließ sie rufen, mit ihr zu arbeiten. Da leuchtete auch Helge Voß wieder auf, deren Schein schon blaß geworden; nun konnte sie hoffen, daß von den Sachen, welche sie anfertigte, auch ihn ein Stück erreichte.

So kam der November, und Detlev kam auf Urlaub. Sie hätten ihm am liebsten die Hände unter die Füße gelegt. Was lag alles auf seiner Stirn und in seinen Augen!

— in den hell gewordenen Jägeraugen, die den Moment zu erhaschen wissen, die gelernt haben, den Gewinn des Lebens sekundenweise hinzunehmen. Man sah es seinen Augen an, daß schon oft die Erde unter ihnen versunken war. Um zehn Jahre älter erschien er den Seinen, aber doch konnte er noch lustig mit ihnen sein.

Er fragte nach Helge Voß und fuhr bald zur Stadt hinüber. Als er zurück kam, sank mild und schön der Tag. Er holte Vater und Mutter, daß sie mit ihm den Uferpfad entlang gingen — der Garten war ihm jetzt gleichgültig, er fragte nicht einmal nach seinen Bäumchen, des Vaters Angelplätze freuten ihn mehr. Ihre Sohlen knirschten auf den winzigen Muscheln, welche zu Millionen wie Kies den Weg bedeckten. Auf dem Landungssteg lagen bäuchlings Knaben und sahen auf ihre zwischen den Bohlen hinabgelassenen Angelschnüre. Ein Fischerboot lud aus, Katzen schlichen aus den Häusern herbei, um ihren Zoll in Empfang zu nehmen, und verzehrten ihn trotz ihrer Gier mit der guten Haltung wohlerzogener Geschöpfe. Landeinwärts wurde ein Feld gepflügt, und Möwen suchten in den Furchen nach Engerlingen. Felder — mit Seetang bestreut — sandten den Geruch des Meeres. Detlev schaute um sich, er merkte das alles, war aber ganz mit einem einzigen Gedanken beschäftigt. Endlich sprach er ihn aus: „Vater — Mutter — wir heiraten übermorgen, wenn ihr einverstanden seid!"

„Wer heiratet?"

„Helge Voß und ich!"

„Heiratet? Gott sei mit euch!" Die Mutter packte seine Hand. Der Vater klopfte ihm den Rücken. „Du warst eigentlich immer ein vernünftiger Junge, Detlev."

„Die Kriegstrauung wäre also am dritten Urlaubstage, am v,erten muß ich fort."

Ebenso wie die Weltgeschichte schritt die Geschichte der Familien in dieser Zeit mit Meilenstiefeln. Schwächliche Rücksichten schrumpften weg, Wille und Entschluß wurden

freudiger. Die Familie Echtermann hüllte sich in ihre Festgewänder und vereinigte sich mit der Familie der Braut zu schlichter Feier.

Kurz vor der Fahrt zur Kirche suchte Detlev seine Mutter, um ihr insgeheim etwas zu sagen, — dabei hatte er nicht ganz die rechte Bräutigamsmiene. Er zog sie abseits in ein kleines Zimmer, doch da stand das Dienstmädchen mit einer Freundin, um die Braut zu sehen. Er führte sie in den Hausflur, doch in diesem Augenblick kam ein verspäteter Gast, der begrüßt werden mußte. Nun wollte er mit ihr rasch in die Küche treten, doch da war die Hausfrau, schon zur Fahrt angezogen —, um noch einmal in Öfen und Töpfe zu schauen, und mahnte, sich fertig zu machen, — der Pastor sei pünktlich, die Droschken vorgefahren. „Nun denn, Mutter — es soll nicht sein, scheint's," sagte Detlev, „an der Sache ändert es auch nichts." Aber er suchte rasch noch seinen Vater, schüttelte ihm stumm die Hand und hatte die Augen in den seinen liegen. Während sie sich gegenüberstanden, machten die Hochzeitsgäste einander überrascht auf die große Ähnlichkeit zwischen beiden aufmerksam, die selbst aus dem Inneren leuchtete. „Ein Reis von seinem Stamm!" sagten sie lächelnd.

Der Pastor sprach mit Ernst und Liebe. Sein Schriftwort war: „Niemand hat größere Liebe, denn daß er sein Leben lässet für die Brüder," und „Die Liebe deckt auch der Sünden Menge." Er wollte nicht sagen, daß irdische Liebe dies entsühnend vor Gott tue, sondern wies auf die uranfängliche Gottesliebe hin, welcher die Bruderliebe in diesen Tagen entgegenflamme wie nie. Aber Detlev schien noch einen besonderen Sinn darin gefunden zu haben. Als er seine Mutter umarmte, raunte er ihr dies Textwort zu. „Dabei wollen wir's lassen, — was soll ich weiter sagen? In diesem Kriege geht vieles unter — vieles verblutet sich, und vieles wird vergessen." An seiner Hochzeitstafel war er glücklich mit der Energie der Freude, welche weiß, daß

ihre Augenblicke gezählt sind. Detlev und seine junge Frau hatten nur 36 Stunden, um sich daran zu gewöhnen, daß sie nun einander gehörten. Früh löste der Verwandtenkreis sich auf. Glücklich in dem Sohn gingen seine Eltern mit Grete und den Jungen zur Abendfähre hinunter. Sie lehnten am Sperrbalken, vor dem das Wasser aufrauschte. Wie eine Wand schob sich dichter Nebel von der See herauf. Geisterhaft vergrößert glitt rasch ein Segelboot aus ihm hervor, einer Seele ähnlich, die grauem Kummergespinst entrinnt. Segel und Riemen führten es schnell vorüber zu seinem Plätzchen im sicheren Bootshafen. Detlevs Ehe war noch kein sicherer Hafen, dachte die Mutter. Sie fröstelte, aber es lohnte nicht mehr, in die Kajüte zu gehen, schon ächzten die Eichenpfosten, welche den plumpen Schiffskörper zwischen sich aufnahmen.

Zwei Tage später fuhr Detlev wieder an die Front. Alle, die zu ihm gehörten, geleiteten ihn zum Bahnhof, zeigten sich heiter und empfahlen ihn der Liebe, die Gnade ist. Nur die junge Helge konnte nicht anders als weinen, als der Zug mit seinem verblassenden Gesicht und seiner unablässig geschwenkten Mütze an einer Biegung verschwand. „Nun erst haben wir ihn wirklich hingegeben — unser Bestes," sagte die Mutter leise zum Vater. „Er aber gibt sein alles," erwiderte er still. „Er für uns — wir für ihn."

Die letzten milden Spätherbsttage gingen zu Ende, das Wetter wurde rauh und windig und holte die letzten dürren Blätter von den Zweigen. Einige Tage nach Detlevs Abreise kam Echtermann mit Frau und Kindern von einem Besorgungsgange zur Stadt zurück. Als sie sich ihrer Pforte näherten, sahen sie mit Erstaunen Böst aus dem Garten und um die Hausecke kommen; sein Gesicht kündete Unheil, seine Worte Glückwünsche. Er habe gedacht, die Familie schon früher zu Hause zu treffen und derweile sich erlaubt, sich im Garten umzusehen, was ja einem alten Praktiker immer Spaß mache. Die Kinder gingen schon ins

Haus. Er sah Frau Echtermann unruhig an, als wünsche er, sie solle ihn mit ihrem Manne allein lassen, endlich bat er geradezu darum, und sie ging. Nun forderte er den Hausherrn auf, nochmals mit ihm in den Garten zu kommen; arglos, wenn auch etwas ärgerlich, ging Echtermann mit ihm. Hier drehte Böst sich plötzlich voll zu ihm und sagte mit vor Entrüstung sich überschlagender Stimme: „Durch Rücksicht habe ich mich solange zurückhalten lassen. Nun sehe ich freilich, daß die nicht nötig gewesen wäre: ich finde alte Bekannte — hier diese Stämme — der und der und der — ein Dutzend und mehr sind meine Pflänzlinge, — sind mir im Frühjahr nachts aus der Baumschule gestohlen worden! Hier muß ich sie wiederfinden! Es ist doch —"

„Sind Sie toll? Wie können Sie sich unterstehen?"

„Es ist doch so. Hier stehen die gestohlenen Bäume, — auch einige von den Fichten vor dem Hause gehören dazu. Ich kenne sie mit Sicherheit. Man sollt' es nicht für möglich halten!"

Echtermann lachte zornig auf, brach ab, sah den Jugendbekannten besorgt an und lachte wieder. „Mir ist zwar durchaus nicht zum Lachen zumute, aber es ist das beste, was man tun kann, wenn die Welt närrisch wird. Herr Böst, Sie scherzen — aber nicht fein! Nun? Sie lachen nicht?" — Jäh schoß ihm dunkle Röte ins Gesicht. „Es ist unerhört! Die Bäume sind aus der Großhandlung Michels & Mohn bei Stettin, als Eilgut hergeschickt und pünktlich bezahlt."

„Die Bäume sind der Gemeinde gestohlen!"

Echtermann suchte seinen Zorn zu bemeistern. „Die Bäume sind — warten Sie — am 2. April gepflanzt, am 1. angekommen. Mein Sohn hat selbst alles besorgt. Sie irren, bester Herr, — wenn Sie die gestohlenen Bäume suchen, müssen Sie eine andere Spur aufnehmen!"

„Ich irre nicht! Ich habe die Eigenheit, daß ich jeden

Stamm im Gedächtnis behalte, den ich aufgezogen. Außerdem zeichne ich meine Pflänzlinge — hier, geehrter Kapitän — das ist mein Zeichen." Er deutete auf ein kleines, leicht eingeschnittenes Dreieck oberhalb der Veredelungsstelle, das mit etwas Lehm wieder überstrichen worden. Inzwischen hatte diesen aber der Regen meistens hinweggewaschen. „Auch meine Gehilfen lasse ich stets dies Zeichen machen. Bei den Fichten ist es unten der Schnitt. Ich kann es unter Eid stellen."

„Schwören Sie nicht fahrlässig! Herr Böst, verlassen Sie mein Grundstück — ich will mich nicht länger von Ihnen beleidigen lassen. Sie sind mein Feind geblieben — das sehe ich wohl, aber ich lasse mich nicht einschüchtern."

Der Riese setzte sich in Bewegung: „Sie hätten allen Grund, die Pfeife im Sack zu halten, statt mich unnötig zu reizen. Wir werden weiter sehen!" Damit verschwand er um die Hausecke und stampfte gleich danach am Vorgarten vorüber. „Zaun selbst gezogen?" keifte seine hohe Stimme noch einmal zurück. „Mit der Drahtschere sind die Diebe hereingekommen."

Echtermann war so aufgeregt — so fassungslos, daß er seiner Frau nicht gleich vor Augen treten mochte, halb unbewußt ging er zur Dampferbrücke hinunter, wo der frische Wind ihm scharf um die Schläfen strich. Die Wogen klatschten unter den Bohlen hindurch, stießen gegen die Pfosten und hielten das ganze Gebäu in schütternder Bewegung. „Wohin willst du mich führen, Gott?" murmelte er wie außer sich. „Bin ich denn nur eine Feder, die dein Atem vor sich hertreibt? Wohin willst du mich führen? Gott — dir steh' ich, dir fall' ich — dir fall' ich zu Fuß! Aber er darf mich nicht hinunterstoßen — er soll nicht!"

Die Luft war voll schwarz-weißer Flügel. Möwen waren in Scharen landeinwärts gegangen — alle Zeichen kündigten Sturm an. Schreiend und lärmend kreisten sie über seinem Kopf, wie die Gedanken, die ihn anfielen.

„Schütze meinen Namen! Tilge ihn nicht aus dem Buch der ehrlichen —" Sein verstümmelter Fuß stieß heftig gegen einen Pflock, er spürte es nicht. Nein, in das Reich, wo Gott im Gewissen herrscht und die Seele auf die Knie drückt, brauchte er niemanden einzulassen!

„Dein Name werde geheiligt! Laß den meinen nicht in den Schmutz fallen! Schon die Anklage würde ihn beschmutzen. Um deines Namens willen, dem ich dienen will, rette den meinen — du hast mich glauben lassen, daß er im Himmel angeschrieben ist."

„Tor," klang es ihm aus dem All zurück, „eben deshalb reicht kein Steinwurf hinauf."

„Nie wünschte ich einen großen Namen, nur einen reinen!" — „Tor — niemand geht mit reinem Namen durch die Welt."

„Vor deinem Altar ist mein Name zu dreien Malen genannt worden — schütze ihn, er ist dein! Wenn ich es nicht wert bin, so erzeige diese Gnade noch meinen Voreltern, die Echtermann hießen. Willst du es nicht, so rotte ihn aus von der Erde!"

Darauf erhielt er keine Antwort, seine Gedanken kreisten zu wild, und einer verdrängte den anderen. Er hinkte und stolperte hin und her — her und hin. Endlich stand er still und schaute um sich. Kein Mensch sichtbar, aber Gottes Welt um ihn.

Die salzige Frische des Seewindes umströmte ihn. Goldgelb zogen die Schilfstreifen am Flußrande hin. Grau das Wasser — grau der Himmel. Auf den Bojen saßen Möwen und ruhten aus, bis sie wieder in den Reigen eintraten oder ihre Schlafstätte suchten. Es war köstlich herbe Einsamkeit. Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn — allein war um ihn, — der Herr des Wassers, der Vögel und der Menschenherzen, des Name über seiner Schöpfung strahlt auch für Unzählige, die ihn

nicht lesen können. Reemt Echtermann hatte die Gabe empfangen, diesen Namen lesen zu können.

Er legte die Hände auf der Krücke seines Stockes zusammen und atmete tief. War es nicht doch, als ob eine Güte ihn umfing, in die kein Mensch dreinreden durfte? „Ihn finden — ihn kennen — ihn ehren viele nicht. Ja, sie lästern ihn, und er duldet es." Ein Schriftwort tauchte aus seinem Gedächtnis auf. „Mein Name wird immer täglich gelästert" — ein Bote Gottes hatte diese Klage an Israel zu überbringen gehabt. „Gott gelästert! Der Allmächtige, Ewige!" Tiefer Schreck überfiel ihn. „— und duldet es freiwillig."

Der eben erlebte Verdruß schrumpfte ihm allmählich zusammen. Was war's? Ein Stäubchen, das wieder vom Rock fliegt — und es lag nicht auf dem Rock einer Majestät.

Er schämte sich seiner Wut, — sie war doch nur Überhebung gewesen. Hier draußen, allein mit Gott, dem Verlästerten, kam er wieder zu sich.

Der Abend dunkelte. Sein Blick wurde klar und heiter. Er konnte nun zu seiner Frau gehen und fand ein Lächeln wieder.

„Denk' — der Gärtner will mich verklagen. Dein Gatte ist mit grauem Haar noch zum Dieb und Einbrecher geworden."

Sie lachte und sah kaum von ihrer Arbeit auf. „Was hat er?"

„Er sagte mir etwas — nie und nimmer hätte ich gedacht, daß ein Mensch mir das sagen dürfte."

„Nun? Mancher darf mehr als andere." Sie wurde aufmerksam und sah Spuren der niedergerungenen Aufregung in seinem Gesicht. Da erzählte er ihr alles, wie ein Mann seiner Frau einen Ärger erzählt, um dessen vollends ledig zu werden. Es war ihm nur noch eine Unannehmlichkeit ohne weitere Folgen, die Sache würde sich bald genug aufklären.

„Er wollte auch sein Zeichen wiedererkennen, und ich muß sagen, daß ich selbst etwas Derartiges gesehen."

„Wahrscheinlich brauchen auch andere dies Zeichen."

„Du erinnerst dich doch, daß ich Detlev die Besorgung ganz übergab! Sein Freund, der junge Gorloff, von dem er letzt nicht mehr soviel wissen wollte, hat ihm die Bäume auf dem Güterbahnhof in Empfang nehmen helfen."

„Ich weiß — er wollte ihn nicht zur Hochzeit einladen. Ich entsinne mich sehr gut des jungen Gorloff. Ja, Detlev und er besorgten es — — Gott im Himmel!" Sie preßte die Hände an ihre Brust und starrte, an die Stuhllehne sinkend, totenbleich vor sich nieder.

Er sprang zu ihr. „Was ist? Bist du krank?"

Sie schüttelte den Kopf. „Der junge Gorloff — Detlev — der junge Gorloff — — Es war gleich nach dem Steuermannsexamen und kurz vor seiner Abschiedsfeier. Detlev —? Er wollte mir vor der Trauung etwas sagen — etwas, was ihn drückte, wie es schien — aber wir blieben nicht allein. Hast du die Rechnung von der Stettiner Gärtnerei?"

„Nein doch — Detlev hatte es übernommen. Ich habe mich um nichts gekümmert, nur das Geld gegeben, weil —" Er brach ab, plötzlich wurde sein Gesicht fahl.

Beide schwiegen.

„Wie war er unstet und unnatürlich!" brachte endlich die Mutter heraus.

Keiner von ihnen wagte, seine Gedanken in Worte zu fassen.

Detlev?! Mann und Frau schämten sich voreinander. Detlev sollte — —?

„Sind die Jungen schon zu Bett?"

„Ja, und Grete hat sich mit Kopfschmerzen gelegt."

Wieder eine Pause. Dann kroch seine Stimme kleinmütig durch das Dunkel: „Böst sagte, er wolle es auf seinen

Eid nehmen, daß die Bäume aus dem Gemeindegarten stammen — und er wird es tun!“

„Woher hatte er das Geld für die große Zeche?“ —

Der zunehmende Wind rüttelte an den Läden und Dachschindeln, die Nacht wurde stockfinster. Mann und Frau löschten das Licht, sie blieben im Wohnzimmer sitzen und durchlebten miteinander die schwersten Stunden ihrer Ehe. —

„Ich halte es im Bett nicht aus!“ sagte sie, als er sie mahnte, sich niederzulegen.

„Ich ginge am liebsten ins Freie,“ sagte er, „aber mag nicht von dir.“

Ein langes, stummes Brüten.

„Detlev?“ ächzte er. „Ich habe geglaubt, im Friedenshafen zu sein — aber ich wollte, ich wäre auf meinem Schiff!“ Plötzlich stemmte er die Ellenbogen auf seine Knie und seine Stirn auf die Fäuste und schluchzte wie ein Verzweifelter. So hörte seine Frau ihn zum erstenmal — da konnte sie ihre Fassung bewahren; wäre er ruhig geblieben, so hätte sie weinen müssen. Sie ging zu ihm und legte ihren Arm um seinen Nacken. „Er bleibt unser Sohn!“

Die ganze Nacht saßen sie und hörten auf den Sturm, der mit immer größerer Gewalt aufkam.

War Donnerrollen darin — ein Herbstgewitter? Fern in den Lüften polterte es in kurzen Wirbeln, dazwischen Pausen, in denen man nur sanftes Wehen hörte. Es kam näher, als wenn hölzerne Kugeln über Dächer rollten — als ob große weiche Ballen — beständig sich überschlagend, sich heranwälzten. Ein Stoß traf das Haus und flaute wieder ab. Nun stürzte der Sturm sich mit voller Wucht darauf, umarmte es brüllend, rüttelte es, als wollte er es losreißen und wegtragen. Er heulte, pfiff und johlte an den Fenstern, er überschrie sich in der Höhe und rohrte wie ein Hirsch in dunklen Klangtiefen.

„So plötzlich habe ich es selten kommen hören. Meine

alte Bark hätte kaum Zeit gehabt, die Segel zu bergen — aber doch wollte ich, ich wäre darauf."

Echtermann stand auf und starrte durch die Scheiben, kaum die nächsten Gegenstände waren matt zu erkennen, dahinter stand die Nacht zum Greifen.

„Ob die Flieger wetterkundig genug sind?"

Er antwortete nicht und setzte sich wieder. Dann und wann in bangen Pausen fand eins ein Trostwort für das andere. Die Dielenuhr schlug dumpf die Stunden — der Sonntagmorgen wuchs herauf.

„Das haben wir nicht in ihm gesucht. Aber wir haben auch den Helden nicht in ihm gesucht, Mathilde!" sagte er nach langem Schweigen. Aber sie mußte doch eingeschlummert sein. Er hörte aus ihrem Lehnstuhl tiefe, ruhige Atemzüge. Da legte auch er den Kopf an die Lehne, und seine Gedanken verschwammen für kurze Zeit.

„Sein Flugzeug schwankt!" rief sie plötzlich angstvoll und fuhr auf. „Mir ist, als sähe ich ihn. Wenn er nur hinunterginge —"

„Nicht hinunter — hinauf in höhere Luftschichten, das ist seine Rettung!" rief er völlig ermuntert, „dann laß es unter ihm toben. Ich glaube, ich schlief auch — mir träumte, ich stände mit dem Schlüsselbund vor meines Vaters Schreibtisch. Gut, daß du mich riefst — ihn hat niemand gerufen."

„Nein, Gott ließ ihn seinen Weg gehen. Er wird wissen, was für Gedanken er über ihn hatte —" Nun schüttelten beide ihre Müdigkeit ab.

„Sagte er nicht, daß er auf der Bahnhofspost sogleich den Betrag an Michels & Mohn eingezahlt?"

„Ja — oder sagte es Gorloff?"

„Einerlei, sie waren zusammen dort gewesen. Gorloff ist auch im Felde." —

Als das Tageslicht da war, ging Schiffer Echtermann in die Stadt zum Fernsprechamt und ließ sich mit der

Großgärtnerei verbinden. Er fragte, ob Anfang April Obstbäumchen und Fichten für ihn abgesandt worden. Er bat um sorgfältige Nachforschung, da die Sache große Wichtigkeit habe — er könne warten. Er glaube es nicht, antwortete der Geschäftsführer, wolle aber nachsehen. Nur genau, bat Echtermann noch einmal.

Es mochte sorgfältig genug gesucht werden, denn es dauerte eine Viertelstunde, die sich ihm furchtbar dehnte. Dann kam Antwort, daß bestimmt keinerlei Sendung für seinen Namen oder nach seinem Wohnort abgegangen, auch kein Geld von dort eingelaufen sei.

„Ich danke bestens!" Echtermann bückte sich wie unter einem Schlage, als er den Hörer anhängte. — —

Auf dem Heimwege drückte er sich scheu an den Menschen vorüber. Nur als er an die Zeitungsredaktion kam, trat er zu der aufgestauten Menge, die im Sturm die Hüte mit den Händen auf dem Kopf festhielt und zu den Telegrammen hinaufsah.

Fliegerkämpfe an der belgischen Küste! Zwei feindliche Marine-Flugzeuge abgeschossen — ein drittes durch Unwetter vernichtet und in die See gestürzt Keine eigenen Verluste!

Einsam wie der Falke schwebte auch Detlev überm Feind — „für uns!" stieß Echtermann halblaut hervor und wandte sich zum Weitergehen. Einige Nahestehende sahen ihm in das schmerzentstellte Gesicht. Eine Frau nickte ihm langsam Zustimmung.

Jenseits des Flusses kämpfte er sich einem wütenden Nordwest entgegen auf die Höhe. Alles wollte der ihm nehmen, den Hut, den Mantel und selbst den Stock, der seinen zerschmetterten Fuß stützte, — an jedem einzelnen seiner grauen Haare zerrte er. Es war Echtermann, als ob er sich einer feindlichen Macht entgegenwürfe, heulendem Zorn, prickelnder Bosheit, eisiger Verachtung. In die Ohren sauste ihm der Sturm, Kieskörner warf er ihm in

die Augen. Er schloß sie so weit, daß er nichts weiter sah, als den Weg, den er gehen mußte.

Seine Frau war allein. „Böst hat recht, die Bäume sind aus dem Gemeindegarten gestohlen!"

Sie erschrak über sein Aussehen, zog ihn zum Sofa und holte Kaffee, Kissen und Schuhe für ihn. Ihren Jammer bekämpfte sie mit Fürsorge, wie er ihn im Wetter bekämpft hatte. „Er wird das Gefühl gehabt haben, daß es so schlimm nicht sei, da die Bäume keinem einzelnen gehörten," sagte sie ruhelos. „Er wird sich gar eingeredet haben, du seiest am Gemeindegarten Miteigentümer. — Vielleicht hat er mit seinem Freund auch die Vorstellung von einem Aprilscherz gehabt — —" Fortwährend machte sie sich zu schaffen. Als sie endlich zu ihm hinsah, saß er gebrochen da wie ein ertappter Übeltäter.

„Und während wir uns grämen und ihm zürnen, schwebt unser Sohn in Gottes des Höchsten Erbarmen und wirft sein Leben in den Wind!" setzte sie hinzu.

„Für uns! — Böst wird nun mit dem Untersuchungsrichter kommen — heute oder morgen."

Lutz und Rudolf kamen ins Zimmer, verzehrten ihr Frühstück und stürmten fort, um sich Befehl für die Nachmittagsübung der Jungmannen zu holen. Grete brachte ihr Zimmer in Ordnung. Als Echtermann sich ebenfalls hinausbegeben wollte, begegnete ihm im Vorgarten der Telegraphenbote. Mit der Depesche kam er ins Wohnzimmer zu seiner Frau, — sie stand, bleich werdend, aber mit einer Glut des Hoffens in den Augen, vom Stuhl auf. „Vielleicht haben die Stettiner doch noch die Notizen gefunden —" Ihm zitterten die Hände, er riß das Blatt auf.

„Von Detlev! ‚Feindliches Flugzeug abgeschossen. Befördert. Zum Eisernen Kreuz 1. Klasse eingegeben. Gesund'."

Das war fast zuviel, — sie konnten nicht lachen, nicht weinen. Weder Enttäuschung noch Freude trat ihnen auf

die Lippen. Sie standen am Fenster, vor dem der Fluß seine schaumspritzenden Wogen vorüberwälzte.

Da sagte Echtermann mit feierlichem Ernst: „Er für mich — ich für ihn! Reemt Echtermann, der invalide Schiffskapitän, angeklagt, sein Schlüsselbund an seines Vaters Schreibtisch ausgeprobt und mittels Einbruchs Bäume aus dem Gemeindegarten entwendet zu haben, wird sein Vergehen büßen." — —

Zwei Tage später kam die Untersuchungsbehörde.

„Ich muß zugeben, daß die Bäume aus dem Gemeindegarten kommen. Erlassen Sie mir nähere Erklärungen, mildernde Umstände will ich nicht!" Echtermann sah einer Leiche ähnlich, Böfts triumphierendes Lächeln erstarb in Unbehagen.

Die Sitzung der Strafkammer konnte erst in drei Wochen stattfinden. Da kein Fluchtverdacht vorlag, wurde Echtermann auf freiem Fuß gelassen. Der Gemeindevorsteher schickte zwei Männer, welche die Bäumchen ausgruben und auf einem Handkarren zur Baumschule zurückführten; Böfts Gehilfe wies sie dabei an. Das machte so großes Aufsehen, daß die Geschichte wie ein fressendes Feuer den Ort durcheilte: „Echtermann, der sich auf der hohen Düne angebaut — der Kapitän mit der Beinschiene — ist der Dieb vom Gemeindegarten! So kommt's wenn man zu hoch hinaus will! Hätte er nicht eine kleine Mietswohnung nehmen können? Aber es sollte ein Eigentum sein, und da er endlich nicht mehr hatte, zu bezahlen, schnitt er in einer schönen Nacht den Drahtzaun am Gemeindegarten entzwei! Drei Monate Gefängnis ist das wenigste!" Aber seltsam: Die Ortsbewohner erfuhren auch, daß er der Gemeindekasse den vollen Wert der Bäumchen aufgedrungen. Reuig schien er zu sein!

Nun, Reemt Echtermann, wirst du auch noch Schmach auf dich nehmen lernen und merken, daß du das Leben behältst!

„Es bleibt auf mir, Mathilde — ich beschwöre dich, ich befehle es dir! Er will noch viel vom Leben — ich werde es tragen, er ist mein Sohn. Wenn ich zurückkomme, fahre ich wieder. Ein altes Schiff, das keine Klasse mehr hat, bekomme ich noch. Und ihr werdet an Detlev Ehre haben."

Tagelang blieben die Kinder ahnungslos, bis an einem Mittage die Jungen zornglühend nach Hause kamen. Sie hatten zwei Kameraden geprügelt, die etwas von ihrem Vater gesagt, — wollten aber nicht angeben, was. Da sagten Vater und Mutter ihnen und Grete, daß Bruder Detlev einen dummen Streich gemacht habe, der ihm hundertfältig vergeben sei, der aber nie — niemals bekannt werden dürfe. Er sei einer, der das Eiserne Kreuz 1. Klasse habe und bald Offizier sein werde, und gebe sein Leben täglich für sie alle. Dafür müßten sie ihm danken, indem sie gegen alle Menschen ebenso wie gegen Detlev schwiegen. Das ließen sie sich mit Handschlag versprechen.

Helge kam, wollte mit der Sprache nicht heraus, aber ihre erschrockenen Augen fragten.

„Es ist schön von dir, daß du's nicht glauben wolltest, ohne uns selbst zu fragen," sagte ihre Schwiegermutter, „dafür danke ich dir!"

„Ich hoffte, daß es anders zusammenhinge!" stammelte die Junge.

Da sagten sie es ihr wie den anderen Kindern. „Kein Wort — auch nicht gegen ihn — wenn du ihn lieb hast!"

Und sie schwieg wie die anderen. Mußte sie erst gemahnt werden, den jungen Gatten nicht zu opfern?!

„Kommt er einmal heim, so kannst du seinen Namen wieder mit Ehren tragen." —

Aber die Mutter und Grete gingen nicht mehr in die Nähstuben, sie fertigten die angefangenen Arbeiten daheim.

Echtermann ordnete seine Angelegenheiten, wie ein Mann, der mit dem Leben abrechnet. „Mutter," flüsterte Grete eines Tages, als sie dies mit Schmerz wahrgenommen hatte, „wir schweigen — aber wird es nicht doch zu Detlev dringen? Irgendwie — denk', die hundert Menschen, die uns kennen! Und wenn er's erfährt — er wird rasen und wird seine Schuld bekennen. Und wenn er dann ein großer Held und Leutnant ist — vom Kaiser selbst gelobt, — wird ihm dann nicht vergeben werden? O, ich wollte, er würde ein so großer Held, daß niemand ihn bestrafen kann, und bekennte dann seine Schuld!"

Echtermann war entschlossen, die Gefängnisstrafe gleich nach dem Urteilsspruch anzutreten, und wußte, daß danach seines Bleibens hier nicht mehr war. Deshalb nahm er am Vorabend Abschied von der Düne und allem, was hier sein gewesen. Seine Frau ging mit ihm. Scharfe Kälte hatte den Strom mit einer starken Eisdecke belegt. Der Eisbrecher ging tosend mit erhobener Nase durch die Fahrrinne, ein großer leerer Dampfer folgte bald, neben dem die Jungen des Vorortes mit Schlittschuhen, Peekschlitten und Handsegeln aufzukommen suchten. Ein Schwarm Möwen rauschte nach und senkte sich auf den Rand der Rinne, um einen Fang zu machen, bevor die Schollen sich wieder schlossen. An der Eiskante standen sie mit langer Geduld unbeweglich und schauten aufmerksam in das vorbeistrudelnde Wasser, — ein unheimliches Spalier für die Fischlein, die entlang zogen und luftschnappend emportauchten. Allmählich aber verschwanden sie, der Abend sank. Die Sonne war hinunter, aber eine von ihrem Licht rötlich überhauchte große Haufenwolke im Norden warf purpurnen Schein über das Eis, und die fliehenden Gestalten der Knaben spiegelten sich in purpurnen Tiefen. Allmählich verschamm das Licht in Farben von zarter Blässe, und dann dunkelte es auf Erden. Um Sonnenuntergang aber scholl von der Stadt her die ziehende Musik einer Militärkapelle: „Ich bete an die Macht

der Liebe". Sie begruben vom Lazarett aus einen Soldaten. Ungleich tönten die Strophen herüber. Nun mußten sie auf dem Militärfriedhof angekommen sein — „ich will, anstatt an mich zu denken, ins Meer der Liebe mich versenken." — —

Da wurde Reemt Echtermann ganz ruhig in seinem Herzen.



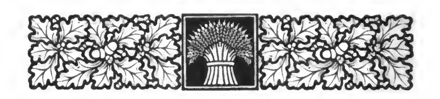
Dunkle Stunden

Von Dietrich Vorwerk

Das ist so seltsam, daß die stillsten Stunden
Oft vor uns stehn,
Wenn wir mit unsren tiefsten Herzenswunden,
Mit Lärm und Leid, die unsren Tag gebunden,
Ins Dunkle gehn.

Dann schauen sie uns an mit Rätselblicken,
Tief wie die Nacht.
Und wenn wir ihre harten Hände drücken,
Ist unverhofft ein seliges Erquicken
In uns erwacht.

Wie aus dem Brunnen, der so trübe quoll,
Zuletzt, als schon die müde, müde Hand
Den Eimer hob, ihn dürstend auszugießen,
Urplötzlich perlende Kristallflut schwoll.



Neudeutsche Kriegsdichtung

Von E. Bruhn - Koldenbüttel

Motto: „Ausgestreut ist des Liedes Same
übers ganze deutsche Land. (Uhland.)
„Ein Volk, das seine Taten nicht besänge,
Es wäre halb nur seiner Taten wert.“
(Wildenbruch.)

Wohin war es mit der deutschen Volksseele gekommen?

Das Volkslied, einst des Volkes Genosse auf Märschen und Wanderschaft und in der Gesellschaft, sein trauter und treuer Gehilfe bei der Arbeit, sein Tröster in schweren Tagen, erstarb vor dem Qualm der Fabrikschlote und dem Dampf der Lokomotive. Der altheimische Volksgesang ward verscheucht von der vorrückenden Kultur, dem Lärm, der Unruhe und dem betäubenden Sinnentaumel der Neuzeit. Nur hier und da wagte sich noch eine schlichte Volksweise hervor, wie ein scheues Reh aus dem Waldesdidicht lugt. Es gab eben keine Natur- und Heimatmenschen mehr, und das Gemütsleben des Volkes schien vor der Gier nach Sinnengenuß, nach Geld und Gewinn zu erlöschen. Altkluge Abgelebtheit, Roheit und Frechheit, Unzufriedenheit und Gemeinheit knieten brutal auf der Volksseele. Das gute, reine Volkslied ward übertönt von Gassenhauern, Couplets, Operettenmelodien aus Tingeltangeln, die bis zum Ekel wiederholt wurden, um weggeworfen und mit noch schlüpfrigeren, schwüleren und gemeineren vertauscht zu werden. Und vom Soldatenliede galt es vielfach: „Sie streiften nicht bloß ans Gemeine, sie waren gemein.“

Da brach der Krieg aus, und mit der Kriegsdichtung erwachten Volkslied und Volksgesang, und manche stille Sehnsucht der besseren Volksseele ward gestillt. Und dies Kriegslied ward ein nicht geringer Helfer zum Siege. Wie mochte das geschehen?

Verweilen wir einen Augenblick bei Entstehung und Wesen des Volksliedes und der Volksdichtung.

Das Volkslied überspannt wie ein Friedensbogen alle Bildungs-, Standes- und Altersunterschiede. Die übersättigte, vornehme oder reiche Welt erfreut sich gern an dem einfachen Liede des Mannes, der im Schweiße seines Angesichts oder in täglicher Berufsarbeit um das Brot ringt; und letzterer, wenn er auch sonst nur wenig hat auf dieser Welt, ist glücklich, daß er singen und dichten kann.

Das Lied entspringt der Menschenbrust wie der Quell der angeschlagenen Wasserader. Es ist dem Volksgemüt so eigen wie der Pulsschlag dem Herzen und der Atemzug der Brust. Beobachte den Naturmenschen auf den Volksfesten, und du wirst finden, daß er seinen Seelenbewegungen durch Singen und Springen und Bewegungen im Tanze Ausdruck verleiht. Im Heerlager trat der Sänger vor, und die Krieger stimmten bei den klangvollen Stellen ein, indem sie an die Schwerter schlugen oder durch Rufen in die hohlen Schilde die Betonung der den Sinn abbildenden Laute verstärkten oder durch Stampfen mit den Füßen erhöhten und tiefer einprägten. Zwischen Arbeit und Rhythmus knüpfte sich ein Bund. Die Schläge des Hammers auf den Amboß, das Klippklapp auf der Tenne, das Klappern der Mühlräder und R a u s c h e n des Mühlbachs, die Ruderschläge des Schiffes, das Hin- und Hersausen des Schiffchens im Webstuhl, das R a u s c h e n der Schwaden vor der Sichel erwecken Widerklänge in der Seele, und die frei schaffende Phantasie befriedigt das Bedürfnis des Menschen danach, die Bewegungen und Empfindungen, die Schalleindrücke bei der Arbeit durch regelmäßig wiederkehrende Worttakte und

aufeinander stimmende Reime nachzuahmen und sie bald durch hüpfende, vorwärtseilende, bald durch fallende, sich beruhigende und ausklingende Laut-, Wort- und Satztöne hörbar und gegenständlich auszudrücken. Das alles mußte dazu dienen, bei der Arbeit zu ermuntern, die Kräfte zu beleben und die Wucht auf einen Moment zu vereinigen, zum Tanze aufzufordern oder zum Kampfe anzufeuern.

Dabei unterstützte der Reichtum, den die Sprache an Lautmalereien, Wortbildern, schmückenden Beiwörtern, Wort- und Sinnübertragungen besitzt, den Natursänger. Die Sprache gebar Gleichklänge. Der Volksgeist will eben sehen, hören und fühlen, er haßt die Begriffe, liebt dagegen Taten und Handlungen. Ungerufen gesellte sich die Schwester der Dichtkunst, die Musik, hinzu, und nun trug und hob die Melodie das gedichtete Wort wie auf Flügeln empor. Ein Volkslied, das bloß gedichtet und nicht auch gesungen wird, ist fast undenkbar. Das gesungene aber ist wie ein silberhell sprudelnder oder still murmelnder Quell, seine Wortform ist möglichst einfach, auch die Melodie frisch und natürlich wie das Lied des Vogels in den Zweigen. Alle Empfindungen suchen und finden darin den treuherzigsten Ausdruck. Was aber von tapferen Helden im Volke von Mund zu Mund geht, kleidet sich in das Gewand des Heldengesanges.

Alle diese treibenden Kräfte und eigentümlichen Ausdrucksformen des Volksliedes und der Volksdichtung entlösten sich, als der Weltkrieg hervorbrach. Wie ein niederfahrender Blitz entzündete die Kriegserklärung in der Volksseele die Flamme edelster Begeisterung. Die betäubten, fast erstickten Ur- und Naturkräfte der Volksseele erwachten, reckten, streckten sich und suchten in der Kriegsdichtung Ausdruck. Lodernder Haß ward zu heiligem Zorn. Das religiöse Gefühl flammte auf. Die furchtbar ernste Gefahr ward als etwas Wunderherrliches und Verheißungsvolles empfunden, und die befreiende Idee ward geboren: Wir sind eins, nun

trennen weder Rang noch Stand noch Partei, und das macht uns unüberwindlich. Aus Nichtdichtern wurden Dichter: Schlichte Soldatenmütter widmeten ihren Söhnen an der Front herzfrische Gedichte, Arbeitern sprang das Vaterlandslied aus der Brust hervor. Die Naturtöne der Religion wurden laut. Der Glaubenstrotz suchte sich Ausdruck in dem Lutherschen Volkskirchenliede: „Ein feste Burg ist unser Gott". Das an Arndts Ausspruch anknüpfende, zur Volkslosung gewordene Bismarckwort: „Wir Deutschen fürchten Gott, sonst nichts in der Welt" erklang in vielen Spielarten. „Herr Gott, dich rufen wir, hilf!" erscholl es, darauf das siegreich aufatmende „Herr Gott, wir danken dir!" — und schließlich: „Gott sei uns gnädig!" Gebetston um Gebetston erklang. Die Krieger waren besinnlich geworden. Es war auffallend, wie viele Ansichtskarten mit Kirchen und Friedhöfen sie heimsandten, und darin war der Beweis auffindbar, daß sie ihr Leben und Sterben im Ewigkeitslichte betrachteten. Überall taten sich in ruhigen Stunden Feldgraue zusammen und sangen aus Liederbüchlein oder aus freier Brust und freiem Gedächtnis. Meistens sind ja die Soldatenlieder Liebes-, Heimat- und Vaterlandslieder, aber immer kehrt dazu die Liebe zu „einem Mann", für den alle „gern kämpfen und bluten". Es dringen Töne hervor, die sich in „Glaube und Heimat" zusammenfassen lassen. Besonders viel ward gesungen: „O Deutschland, hoch in Ehren" mit dem gottvertrauenden :„Zum Herrn erhebt die Herzen, zum Herrn erhebt die Hand" und dem beliebten Soldatenzusatze: „Der Mann von Blut und Eisen usw."

Es erklang jenes Scheidelied beim Ausrücken: „Und sehen wir uns niemals wieder, so hoffen wir auf jenes bessere Land", oder im „Seemanns Los" der Kommandantenruf: „Macht euch bereit, macht euch bereit, jetzt segeln wir in die Ewigkeit, Gott sei mit uns!" Zu Anfang ward viel gesungen: „Heimat, o Heimat, ich muß dich verlassen",

„Trautes Kind, daß ich muß scheiden, muß nun unsre Heimat meiden, tief im Herzen tut mir's weh." Gern auch der Refrain: „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn". Daneben das schwermütige Lied: „Die Nacht spannt ihren Schleier über Tal und Hügel aus", wie dann ein im Nachtgefecht verwundeter Feldgrauer im Fieberwahn die Heimat mit den Lieben schaut: „Im Traum hat er die Heimat zum letztenmal geschaut". Schließlich noch das Lied: „Setzt zusammen die Gewehre" mit der Botschaft: „Frieden wird's, ihr Waffenbrüder, morgen geht's zur Heimat wieder! Achtung! Präsentiert's Gewehr!" Man fühlt: Die deutsche Kraft liegt in der deutschen Heimat.

Unerschöpflich schier klingen die Vaterlandsweisen. Schneidender Spott und grimmiger Humor:

„Von Serbien kam der Meuchelmord,
Von Rußland das gebroch'ne Wort,
Von Frankreich wüster, alter Haß,
Von Belgien Ohnmacht, kreideblaß,
Von England aber schwimmt herbei
Der Krämerneid und die Heuchelei."
(„Tägl. Rdsch." Unt.-Beil. 767.)

„Kommt nur heraus, ihr Feinde, Schwerter heraus, Herzen empor, Feind in den Staub!" (Walter Bloem.) „Bleibt still und stark, bleibt stark und still, der über uns waltet, weiß, was Er will, schmieden will er aus Zorn und Zucht ein Volk der Würde, ein Volk der Wucht." (Lienhard.)

„Es ist entschieden, ja! und nun ist's gut,
Nun sind die Masken rings gefallen...
Ein tiefer Atemzug — dann hoch das Schwert!
Zum Todeskampf die Stirne froh erhoben,
Glaub's: nur ein Volk, das Gott vor allen wert,
Stellt er auf diese schwersten aller Proben,
Wir wollen sie bestehn! trotz Not und Tod!
Wir zagen nicht, bricht auch die Welt zusammen,
Ein Phönix steigt, so schön wie Morgenrot,
Der deutsche Geist aus dieses Weltbrands Flammen."
(K. Strecker. „T. R." S. 723.)

Deutschland gilt als Werkzeug göttlichen Gerichts:

„Das Schwert ist geschliffen — es ist genug . . .
Ein ganzes Volk hat sich aufgemacht,
Eine Wehr von Eisen zieht in die Schlacht —
Die Ernte ist reif!" (Müller-Bohn.)

„Ringsum die ganze Welt in Brand,
Der Tag ist's des Gerichts,
Es gilt für dich, mein Volk, mein Land,
Nun alles oder nichts!"
(Gustav Renner. „T. R." 742.)

„Nun deutsch im Herzen, deutsch im Sinn und einig allerwegen, deutsch sein bringt immer Segen" (Dr. Goetz-Leipzig). „Wir flehen nicht um Glück und Ruhm, wir wollen nur Gerechtigkeit" (Ebner-Ulm). „Kreuzglauben, Eisenschwerter, die haben uns befreit" (Gerh. Brauca. T. Rdsch.). „Du flammend Schwert, nun rede du! Nun, deutsches Volk, stoß zu, stoß zu! Nun siegen oder sterben!" (W. W. G. T. R. 727). „Ein jeder Schwertschlag Gottesdienst und jeder Schuß ein Beten" (Walter Flex). „Jetzt kommt der Krieg, der ehrliche Krieg! Jetzt kommt die Not, die heilige Not! Stets kommt der Tod, der göttliche Tod! — Dann kommt der Sieg, der herrliche Sieg!" (Rich. Dehmel). Man hört in den Liedern ordentlich den dröhnenden Tritt, das Schwerterklirren beim Ausmarsch. „Wir marschieren stolz in Gedanken mit — und wir siegen mit — und wir beten mit — wir bluten mit euch."

Zugleich erklangen die Weihegesänge an den „herrlichen Kaiser":

„Griff in gern vergess'nen Jahren
Manches Wort dich heftig an,
Sollst du herrlich nun erfahren,
Daß dein Volk auch lieben kann,"

singt Gustav Falke (†).

„Wenn einer es wert ist,
Daß des Ruhmes Krone,

Des Kreuzes Lorbeer
Sinket auf sein Haupt,
Bist du es, Kaiser!" — —
(Max Bewer.)

Der „christusgetreu den Frieden gewollt".
„Doch als ihn Verrat getrieben zur Wehr,
Ergriff er wie Wotan den Eschenspeer,
Den Stein der Reinheit trägt seine Hand,
Sein Herze trägt ein eisern Band,
Sonst wär es längst zersprungen
Beim Verbluten so vieler Jungen."
— — — — — — — — — — — —
„Es ist ein Gefühl wie von Bräut'gam und Braut,
Wenn das feldgraue Heer seinen Kaiser erschaut.
— — — — — — — — — — — —
Einen Adlerausdruck bekam sein Gesicht.
Deutsche Liebe umdrängt ihn, umwölkt ihn dicht.
— — — — — — — — — — — —
Mit ihm ersiegen wir schon den Sieg."
(„Daheim" 17. 1916.)

„Gott!" — ruft es aus der Volksseele heraus — „du siehst, wir müssen zum Kriege!" „Nun braust und brandet der Rhein: ‚Wir müssen — wir müssen siegen!' Und wir werden siegen!" Fürs heilige Vaterland muß jeder sein Liebstes bringen. Da kommen zunächst die Mütter zu Wort, „die Mütter, die uns Helden schenkten, die still, ganz still sich im Leid versenkten". „Ein Seufzen dringt aus allen Mauern, ein Weinen klagt an jedem Herde. . . Doch wißt: beschlossen ruht bei Gott, nicht eine Träne geht verloren. Aus eurer Qual, aus unsrer Feinde Spott wird uns das neue Reich geboren" (Rich. Kandt). Nichts ist zu kostbar fürs Vaterland! Dort opfert eine Mutter ihren letzten Sohn, nachdem ihr Mann in Belgien ist gefallen als der Letzte seines Namens. Hier spricht eine Mutter zum Vaterlande:

„Sieben Söhne bring ich dir zu eigen,
Deutschland, du mein stolzes Vaterland! — — —
Sieben Schwerter durch des Herzens Wunde
Fühl ich schwer sich bohren in mein Sein,

Doch verschließen will ich meinem deutschen Munde
Jede Klage — opfern will ich stolz und rein. — —
Sieben Rosen in der Hand
Bring ich euch zum Gruß, ihr Söhne! Tiefer, weiter,
Jubelnd wird mein Opfer für das Vaterland!"
(Luise von Brandt. „T. R." 767.)

„Besser Haus als Seele leer!" mahnt Walter Flex.

Eine andere Soldatenfrau und Mutter, die aus ihrer Familie 25 Angehörige zur Front schickte, betet:

„Leuchtenden Auges,
Lachenden Mundes
Zog unser Sohn in den Kampf hinaus!
Herr aller Welten, hör eine Mutter:
Schirme den Jungen im Kriegsgebraus!
Wie wilde Wölfe fallen die Feinde
Von allen Seiten über uns her!
Vater im Himmel, blick auf die Opfer,
Führe zum Siege die deutsche Wehr!
Sie kämpft ums Ganze —
Das fühlen alle.
Gib der gerechten Sache den Lohn,
Für die ins Feld zog
— Einer von vielen —
Unser geliebter, einziger Sohn!"
(„Tägl. Rdsch." 742.)

Hier ruft ein Kämpfer seinen Eltern zu:

„Die Welt in Waffen! Eine Zeitenwende,
Wie nie die Menschheit sie noch ward gewahr,
Erleben wir... Die Gegenwart braucht Hände.
Du, Mutter, gib auch mich zum Opfer dar!
Sieh, wie voll Feuer meine Augen flammen!
Mein Vater, segne deines Sohnes Schwert!
Das deutsche Volk steht wie ein Mann zusammen.
Auch ich will sein des Vaterlandes wert!"
(P. E. Köhler, Gefr. der 112er,
gef. 14. 10. 14 in Nordfrankreich.)

Und aus der Fremde klagt einer, der nicht mit teilnehmen konnte am Streit:

„Ich hatt ein' trauten Gesellen,
Der zog weit in den Streit,
Ich mußte zu Hause bleiben
Zu meinem großen Leid.

Ich hatt' einen lieben Bruder,
Jetzt hab ich keinen mehr,
Drum wurde mir auch ums Herze
So bitter weh und schwer.

Jedoch nun kam mir die Kunde:
‚Er starb im Wogenbrand
Mit einem: Hurra, der Kaiser!
Und: Hoch das Vaterland!'

Und bin nun gar nicht mehr traurig,
Denk weder hin noch her.
Wenn mir nur auch ein Sterben
Wie ihm beschieden wär!"
(K. Oberacker in Arroio do podre.)

Wie viele Bräute aber haben empfunden, was Hans Franck eine zurückbleibende sinnen und fragen läßt:

„Standen, gestern noch, beisammen,
Hielten uns an unsern Händen,
Drückten Lipp' auf Lippe.
Stehst du noch auf dieser Erden?
Nahm der Tod dich bei den Händen?
Küssen dir die bleichen Lippen
Gras und blut'ge Blumen?
Standen, gestern noch, beisammen,
Hielten uns an unsern Händen,
Drückten Lipp' auf Lippe."

„Jetzt" aber „brauchen wir Herzen, die t a p f e r sind, und Hände, die h e l f e n können," singt Dorothee Goebeler. Der Preis des Opfers und des Sieges ist das neue Deutschland.

„Nun dürfen wir ein neues Deutschland hoffen,
Ein Deutschland, das der Welt den Frieden bringt." —
(K. E. Knodt, Bensheim a. B.)

„Eisen ist deine Zukunft — Eisen!" ruft Max Bittrich (Daheim Nr. 41. 1915) diesem Vaterlande zu. Aber n u r

mit Gott dürfen wir darauf hoffen. „Noch ist bei dir der alte Gott, und mit ihm wirst du siegen!“ mahnt Christian Schmitt.

„So laßt uns, Brüder, tapfer sein,
Nicht Tod noch Wunden scheun,
Gott selbst wird unser Führer sein
Und uns mit Sieg erfreun.
Er ist's, der uns bisher erhielt,
Er ist's, der uns begleitet,
Er ist's, der uns mit Mut erfüllt,
Er ist's, der für uns streitet.“
(Feldpostbrief.
Sonntagsgruß f. Frankfurt. 11. 10. 14.)

„Und Gott war Kraft und Gott war Tat,
Und war Geschichte und Gericht . . .“
(Ein Stabsarzt im Felde.)

„Den alten Gott im aufgezwungnen Streite,
Den reißen wir auf Knien an unsre Seite!“
(Gustav Schüler.)

Führer zum Siege ist der Heiland:

(Mel.: Jesus, meine Zuversicht.)
„Jesus Christus ist voran
Durch den Opfertod geschritten,
Hat uns freie Siegesbahn
In das Heimatland erstritten,
Wo nicht Haß noch Hader brennt,
Wo kein Tod die Treuen trennt. — —

Herr, hilf uns den Glaubenskampf
Durchzukämpfen ohn' Ermatten,
Daß wir auf den ewgen Höhn
Bei dem Überwinder stehn.“
(Geisteskampf II. 1915. S. 65.)

„Und Jesus Christus geht durchs Leid der Welt.“
— „‚Nehmt hin den Leib, nehmt hin das Blut des Herrn!‘
Sie treten vor, Graubärtige und Knaben,
Sie rief das Vaterland, sie folgen gern
Dem heilgen Ziel.

Und Mütter stehn, und ihre Augen röten.
Der e i n e n dort, wie pocht ihr armes Herz
Und zuckt in wilden, wehen Mutternöten:
,Es ist zuviel . . . !'

Die Kerzen leuchten — e i n e n sieht sie schreiten,
Der an des Kreuzes Stamme einst gehangen. . . .
,Ich bin bei dir bis an das End' der Zeiten!'
Sie lächelt still.
,Wenn deine Hand mich hält!'
— — — — — — — — — — —
Und weiter
Geht Jesus Christus durch das Leid der Welt."

Wie vielen ist doch durch diesen Krieg Jesu Opfertod und Todesüberwindung zum Sinn des Lebens und zum Trost geworden! Wie viele haben mitgesungen:

(Melodie: „Lobe den Herren.")

„H e e r k ö n i g Jesus, du Herzog der himmlischen Heere,
Dein ist die Macht und die Stärke, der Ruhm und die Ehre. . .

W e l t h e r r s c h e r Jesus, du Richter gerechter Gerichte,
Dein ist die Rache. Dein Wille ist Menschengeschichte. . . .

T o d ü b e r w i n d e r, wir denken der Tapfren und Treuen,
Die in die Furchen des Schlachtfelds ihr Leben hinstreuen.
Was sie gesät,
Segne uns früh oder spät.
Führ uns zum ewigen Freuen.

K ö n i g d e s F r i e d e n s, du hast nicht Gedanken zum Leide,
Schreitest nicht ewig einher im gepanzerten Kleide.
Mach Freund und Feind,
In deinem Frieden vereint,
Wieder zum Volk deiner Weide."
(Dietrich Vorwerk. Geisteskampf VI. 1915.)

Man stelle sich dieses ergreifende Lied vor als bei einem Feldgottesdienste hinter der Front gesungen!

Ein Gegenstück zum Heldentum da draußen bildet das stille Heldentum daheim, das Heldentum der zurückgebliebenen Frauen insbesondere. Es ist vielfach Gegenstand der Kriegsdichtung. Die deutsche Frau spricht: „Ich bin es den

Kameraden meines Sohnes, ja dem ganzen Volk schuldig, daß ich an den Tagen, wo die anderen jauchzen über Sieg, nicht mit verweinten Augen und trostloser Miene umhergehe. Ihr sollt mich um unseres Volkes Glückes willen öffentlich nur gefaßt, ja heiter sehen. Heimlich kann ich um mein Kind weinen, — öffentlich will ich mich mitfreuen, daß er sein junges Leben geopfert hat, um zu solchen Siegen mitzuhelfen." Oder: „Mein Mann steht, wo er steht, als ein deutscher Mann und zittert nicht. Darum erwartet er von der Frau, die daheim bleibt, daß sie feststeht und nicht zittert."

„Ihr Heldenfrauen!
... Auf reiner Frauenstirne schöner thronet
Der Schmerz als trotzend über finstern Brauen.
In der geweihten Weibesseele wohnet
Der Demut Adel, damit Gott euch lohnet.
Ihr Heldenfrauen!"
(Günther Scheibe. „Das Volk in Eisen.")

„Traget in Demut, Mütter, die Schmerzen," redet die feine Lyrikerin der „Fliegenden Blätter", T. Rosa, ihre Genossinnen an. „Wir glauben an dich, du deutsche Frau," G. Schüler. In einem glänzenden Gedicht: „Wir Mütter" ruft erstere: „Meiner ist auch dabei!"

„Wer ist so stolz wie wir in der Welt?
Unsere Söhne zogen hinaus ins Feld. . . .
Jeder Jüngling ein Mann, jeder Mann ein Held! . . .
Daß Gott ihnen gnädig sei! —
— Meiner ist auch dabei! —

O Zeit, so hart! — o Zeit, so groß!
Wir tragen alle das gleiche Los,
Ein einzger Gedanke mit uns geht,
Ein Glaube — ein Hoffen — ein Gebet!
„Herrgott, laß Deutschland nicht verderben,
Für das unsere Söhne bluten und sterben!"
Herr, höre der Mütter Schrei! —
— Meiner ist auch dabei! —

Und vor mir steigt's auf — eine Vision!
Ich höre den Sturm der Glocken schon,

Trommelwirbel und Hurraruf —
In Rosen versinkt der Rosse Huf.
Vom Siegesgeläut die Luft erdröhnt,
Sie kommen, sie kommen! — Lorbeergekrönt,
Von Jubel umbraust, von Fahnen umwallt,
Und über die deutschen Lande schallt
Ein einziger jauchzender Schrei:
Und meiner ist auch dabei!"
(„Rhein.-Westf. Ztg.")

Solch stilles Heldentum daheim finden wir in allen Ständen der Frauenwelt, es zeigt sich in der Überwindung des Schmerzes, sowie in tapferer häuslicher Pflichterfüllung der Muttertreue am Tische mit den Kindern und mühseliger Verrichtung der Arbeit auf dem Acker.

„Mein Mann, der steht im fernen Feld,
Den Acker habe ich bestellt.
Hab ihn bestellt, so gut es ging,
Gott sieht mein Tun nicht an gering!
Was ich gesät, liegt recht und gut,
Nimm es in deine treue Hut.
Und kommt die Zeit der neuen Mahd,
Dann schenke uns die große Gnad:
Laß meinen Liebsten selber mähn
Und mit mir durch die Felder gehn!
Zu Ende sein laß all die Not
Und gib den Witwen Kraft und Brot! —
Und sollt ich selbst voll Leide gehn,
Laß mich im Leide tapfer stehn!"
(Reinhold Braun.)

Zum stillen Heldentum daheim gehört in erster Linie die Frauentätigkeit des Roten Kreuzes und der Vaterländischen Frauenvereine, an der alle Stände sich wetteifernd beteiligen. Sie arbeitet still bescheiden und meidet das Rühmen. Es entspricht daher ganz ihrer Gesinnung, daß sie nicht viel besungen wird. Am schönsten findet sie den Ausdruck in folgenden Strophen:

„Nun sind wir nur noch Mütter, Bräute und Schwestern,
Voll Vertrauen und Trost und Mut und stillen Gebeten,
Wir sind nur noch Liebende . . .

Die S t a r k e n von uns, sie tragen euch aus den Schlachten
Zum Gott aller Helden, wie den Siegmund einst trug Brunhild.
Und die G e d u l d i g e n pflegen zur Ruh euch die Wunden,
Und die S o r g e n d e n weben euch Kleidung und Taft . . .
Und die Z a r t e n winden die freudigen Kränze,
Sie pflücken den Lorbeer und senden euch lindernde Grüße.
Wir alle aber breiten mit heißestem Flehen
Unsere segnenden Hände euch unter die Füße."

(Mirjam Eck. „T. R.")

Heldentum gipfelt immer in t r e u e r P f l i c h t e r f ü l l u n g, es braucht nicht immer außerordentliche Taten zu tun. Wenn deutsche Frauen ihre Würde vergaßen, wenn zuweilen über Mangel an Schamhaftigkeit und würdiger Gemütsstille geklagt wird, so sind das doch nur Ausnahmefälle. Die Regel ist heldenhafte Häuslichkeit, Arbeitsamkeit und Frömmigkeit der Frau, wie sie beschrieben wird:

Heldin.

„. . . Eine Arbeiterfrau . . . die sitzt und müht
Beim Näh'n sich ab, daß die Stirne glüht. . . .
Fern draußen steht einer in Sturm und Not.
Der nahm für die Kelle den Kolben zur Faust,
Als der Kaiser rief, als der Sturm erbraust.
Und drinnen hier in der Kammer . . . sechs Stück,
Die schlafen in sorglosem Kinderglück.
Wie haben sie fromm beim Abendgebet
Für den teuren Vater im Kriege gefleht!
Die Mutter näht in die Nacht hinein. . .
Elf schlägt die Uhr. . . Der letzte Stich.
Nun schließen die müden Augen sich.
Und leise: „Liebster, gute Nacht!" . . .
Am Bette der Kinder ein kurzes Flehn. . .
Nun kann die Mutter schlafen gehn.
Acht Tage später. . . . O schweres Leid!
Da geht sie mit Flor und schwarzem Kleid.
Das liebe Gesicht so ernst und schmal,
Das spricht von tiefer Herzensqual.
Doch um die Lippen ein fester Zug,
Der sagt, wie es den Schlag ertrug.
Dies deutsche Weib voll Heldensinn:
‚Für die Freiheit gab er sein Leben hin!'. . . .

Arbeiterfrau von der rechten Art!
Tief im Gemüt und heldenhart.
Wer glaubt, daß sie jammernd zusammenbricht,
Kennt die Frau vom ‚Vierten Stande' nicht!"
(Wigbert Reith. „Köln. Volksztg.")

Im Kranze dieser Sänge auf deutsches Frauenheldentum daheim darf das der deutschen Mädchen nicht fehlen.

„Deutsche Mädchen weinen nicht,
Muß ihr Liebstes scheiden gehn. . . .
Deutsche Mädchen weinen nicht,
Wenn in Ohnmacht schwerer Wunden
Er von Feindesscharen dicht
Als gefangen aufgefunden.

Deutsche Mädchen weinen nicht,
Tragen stolz des Schmerzes Schwere,
Ob das junge Herz zerbricht —
Fiel er auf dem Feld der Ehre.
Aber kehrt er einst zurück,
Kreuzgezeichnet zu den Seinen,
Nennt dich wieder all sein Glück:
Mädchen, ja, dann darfst du weinen!"
(Karin Wilde. „Daheim" Nr. 81. 1915.)

Den Schluß dieses Dichtungsreigens dürfen einige Schilderungen von Heldenmut, Soldatentreue, Feldherrengröße und einige Episoden aus dem Kriege bilden, Schilderungen, in denen Bewunderung, Lob und Dank mit siegesfrohem, zum Teil grimmigem Humor sich mischen. Wir beginnen mit einer Schilderung der Schlacht bei Tannenberg:

Ostpreußisch.

Ein Meldereiter, am Helm die Hand:
„Herr General — der Feind im Land!
Tausende von Kosaken!
Die Dörfer brennen, die Städte loh'n!" —
Der General winkt ab: „Schon gut, mein Sohn." . . .
„Nur ein paar Tausend? . . . Das lohnt sich nicht."

Dann steigert sich die Meldung in der zweiten Strophe: „Hunderttausend", die Antwort aber lautet: „Die genügen mir nicht!" Aber nun setzt die dritte Strophe ein:

Ein Waldreiter. — So reitet der Tod!
Ostpreußischer Himmel wie Blut so rot!
„Heraus! Was bringst du dem Herrn?“
„Eine Sintflut Russen — eine Viertelmillion!“
In den Sattel schwang sich der Führer schon
Und donnert: „An die Gewehre!
Kinder, nun hab ich die Ratzen zuhauf,
Nun lohnt es, nun schmettert die Tatzen drauf!“

„Das lohnt sich,“ lachte der Kaiser. „Ganz die Meinung vom — Herrn General!“ schließt der Waldreiter. Das ist klingende, lautmalerische Volkstonart, aus der Situation unmittelbar hervorgewachsen.

Ergreifend wirkt ein anderer Heldengesang:

Der Hauptmann von der Vierten.

Das war die Garde vom dritten Regiment,
Die vierte Kompagnie,
Der sie aus zwanzig Schlachten kennt,
Der Feind sah ihren Rücken nie.
Ein jeder der Jungen ein Mann wie aus Erz.
Und wie die Granaten gekracht,
Behielten sie immer ein fröhlich Herz,
Und der Hauptmann hat immer gelacht...
Wie kämpften sie froh mit dem Hauptmann voran,
Wie folgten sie gern, wenn er rief! ...
Die Vierte hat ihren Hauptmann nicht mehr,
Die Vierte ist nimmermehr froh. —
Jetzt, Kameraden, jetzt seht einmal her,
Jetzt schlägt die Vierte sich so:
Wir wollen nicht mehr im Graben stehn,
Wo der Hauptmann nicht mehr mit uns wacht,
Wir wollen vom Feinde das Auge sehn,
Wir wollen schlagen die Mannesschlacht.
Nun vorwärts und auf! An die Feinde heran!
Einen Sprung noch und ein Hurra....
Ihr müßt euch beeilen, es ist keine Zeit,
Was sträubt ihr euch gegen den Tod!?
Ihr seid für den Hauptmann das Ehrengeleit
Auf dem Wege zu seinem Gott! — —
So sinkt die Sonne, der Abend bricht an,
Wie liegen die Toten so dicht!
Die Vierte hat ihre Arbeit getan,

Nun geht sie an ihre Pflicht:
Und sie zimmern das Kreuz, und sie schaufeln das Grab
Im Schlachtlärm, das Bett zur Ruh!
Und sie senken ihren Hauptmann hinab
Und murmeln ihm leise zu:
„Du bleibst unser Hauptmann in Ewigkeit,
Stürmst uns auch zum Herrgott voran,
Und rufst du und winkst du, wir sind bereit
Und folgen dir, Mann für Mann.
Du weißt es wie wir, der Schlachtentod trennt
Von ihrem alten Hauptmann nie
In der Garde im dritten Regiment
Die vierte Kompagnie."

(Lied der Mannschaft auf den Tod ihres Führers,
des Hauptmanns Ritter und Edler Herr von Berger.)

Es wird wohl jedem beim Lesen so ergangen sein: Es falten sich stumm die Hände vor Ergriffensein.

Zu diesem tiefen Ernst vor der Majestät der Soldatentreue steht der siegesfrohe Humor durchaus nicht im Gegensatz. Wir wissen, daß ohne die geheime Tüchtigkeit Kruppscher Ingenieure kaum unser erster Siegessturm gelungen wäre und der ganze Krieg einen anderen Verlauf genommen hätte. Auch das war eine Heldentat, wert, besungen zu werden. Hierbei kommt der Humor der Volksdichtung ungerufen herzu.

Der Mörser.

Man hat ihn gelästert — man hat ihn geschmäht. . . . — —
— Der Krupp blieb stumm —
Doch in Meppen, da ging es: Rum — bum — rum — bum!
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Krieg auf dem Balkan, da schossen sie los
Aus allen Kanonen — — „Famos, famos. . . .
Nur die Kruppschen Geschütze der armen Türkei,
Die schnitten natürlich schlecht ab dabei."
Und zwar selbstverständlich! — Der Krupp blieb stumm —
Doch in Meppen, da ging es: Rum — bum — rum — bum!
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In Belgien erhob sich ein großes Geschrei:
„Mit dem Krupp da ist es nun aber vorbei." . . .
— Der Krupp blieb stumm —

Doch in Meppen, da ging es: Rum — bum — rum — bum!

— —

Auf dem Bahnhof ist es. Ein Zug läuft ein:
Was mag da oben im Wagen sein?
Die Herren Kanoniere steigen heraus,
Sie sehen gar lustig und aufgeräumt aus!
„Nun sagt uns einmal, ihr verehrtesten Herrn,
Was habt ihr da oben?“ . . .
Da oben? Kanonen aus Essen, vom Krupp,
Die sollen zerschmettern auf einen Schwupp
Die festesten Forts. Ob aus Stahl, ob Beton —
Die Forts verlieren sofort die Fasson!
Doch haben wir selber — wir müssen's gestehen —
Die Dinger da oben noch niemals gesehen.
Das ist was Besondres! Der Krupp bleibt nicht stumm,
Und in Meppen, da geht es: „Rum — bum — rum — bum!“
Vor Lüttich. — Es donnert, es blitzt und es kracht,
Manch Rohr hat sein Maul weit aufgemacht . . .
Da! — plötzlich — Herrgott! Die Welt stürzt ein — —
Was war das? — — „Kinder, nur ruhig sein!
Da drüben sprach Krupp sein erstes Wort!“
Das Fort? — — Wo liegt es? — —
Das Fort — ist f o r t!
Von heute ab ist der Krupp nicht mehr stumm — —
Seine Mörser donnern: Rum — bum — rum — bum!

(Paul Boeddinghaus.)

Es lacht jedem Deutschen das Herz über den lautmalerischen Effekt dieses Meisterstücks. Ebenso wertvoll ist ein anderes Kriegsgedicht mit seinem feinen Spott und Humor. Es ist ein prächtiges Zeitbild und lautet:

Zipfelmützchens Ende.

Der Michel saß am Kachelherd
Wohl auf der blanken Bank. . . .
Fast auf der Nasenspitzen
Tät ihm das Mützlein sitzen,
Es baumelt hin und her —
Nick, Nack, Nuck — —
An der Wand hängt das Gewehr.

Sein Wämslein ist aus hellem Rot
Mit güldnen Knöpfen dran,

Ein Sammethöschen paßt zur Not,
Er hat zu lang es an. . . .
Der Michel schläft beim Lampenschein. . . .
Im Keller steht ein Faß —
Klick, Klack, Kluck — —
Das Pulver wird nicht naß.

Ein Mäuslein nagt die Diele an,
Ums Häuschen schleicht ein Strolch,
Durchs Fenster lugt ein finstrer Mann,
Im Gürtel einen Dolch.
Es belfert — alle Wetter!
Die Dogge des Herrn Vetter —
Da schlägt die Kuckucksuhr
Tick, Tack, Tuck — —
Wie in die Höh er fuhr!

Gleich sind die Augen blitzeblank,
Er guckt sich nicht lang um,
Er holt den Säbel aus dem Schrank,
Das Säbelchen ist krumm,
Reißt das Gewehr vom Nagel,
Bricht durch die Tür wie Hagel
Und schlägt mit Schwerenot —
Rick, Rack, Ruck — —
Das ganze Diebszeug tot.

— — — — — — — —

Der Michel sitzt am Kachelherd
Wohl auf der blanken Bank, —
Sein Häuschen blieb ihm unversehrt,
Der Säbel steht im Schrank;
Die Kuckucksuhr tickt weiter,
Der Himmel, der blickt heiter,
Der Michel zählt sein Geld —
Nick, Nack, Nuck — —
Und sieht, daß nichts dran fehlt.

Er will die Wände weiter baun
Und kaufen einen Hut,
Weil in der Zipfelmützen, braun!
Man nicht gut hören tut.
Kauft sich ein größres Röckchen

Und geht nur mit dem Stöckchen,
Daß, kommt ein Spitzbub an —
Schnick, Schnack, Schnuck — —
Er ihn verprügeln kann. (Karl Irmler.)

Wir beschließen unseren Besichtigungsrundgang durch die weiten Hallen der neudeutschen Kriegsdichtung, bei welchem wir manche schöne Probe haben mitnehmen dürfen, mit einer Vision voll heiliger Empfindungsschönheit und reicher, lautmalerischer Lebendigkeit der Darstellung, ähnlich dem von Benzmann („Der Kaiser geht über das Schlachtfeld"). Die Geister der Heldenväter fühlen wir mit und über uns, und eine beseligende Ahnung von dem kommenden Sieg und Frieden hebt und erfüllt die Brust. Es klingt wie eine Prophezeiung.

Die Schlacht im Wasgenwald.

Ein Sturmwind flog von Osten her
Und flog gen Westen. . . .
Und ruft und ruft:
Heraus aus eurer stillen Gruft,
Ihr Väter, auf, ihr Väter, hört!
Man hat den Frieden uns gestört!
Heraus, ihr Helden,
Heraus ans Licht!
Hört ihr die alte Weise nicht? — —
— Es braust ein Ruf wie Donnerhall! —
Da bricht es auf mit einemmal. . . . .
Die alten Helden in langen Reihn.
Die Väter, die Väter, sie stehen auf! — —
— — Da fährt ein Trompetenstoß hinein! —
Da tönt aus den Lüften
Ein Singen, ein Rufen,
Sie kommen, sie kommen,
Auf goldenen Stufen
Nahen die Helden, die Geister der Väter —
Und mitten hinein
In das Schlachtengezeter
Dröhnt ihr gewaltiges, heiliges Singen:
„Ein feste Burg ist unser Gott." —
Da zerbricht in Scherben der Feinde Spott:

Wildes Rennen, hastendes Laufen
In wirrvoll geballten, wühlenden Haufen.
Zurück, zurück!
Heraus aus dem Land!
Gott selbst hält das Schwert in drohender Hand! — —
Und droben die Helden,
Sie ziehen mit.
Es klirrt in den Lüften von ihrem Schritt!
Die Väter, die Söhne,
All Mann bei Mann!
Vorwärts, vorwärts!
Voran, voran!
Und ein letzter —
Gewaltiger —
Riesenstoß!
Der Feind liegt am Boden! —
Gott, du bist groß!
— — — — — — — — — —
Ein Sturmwind flog von Osten her —
Still ruht das Land. —
Im Nebelmeer leuchten die Kreuze,
Manch bleiche Hand
Hält fest das blutige Schwert umspannt.
Die Toten schlafen! —
Hat Gott so Großes an uns vollbracht:
Ehre sei Gott in der Höhe!

Wir haben schon längst den Atem angehalten. Unsere Hände falten sich zum Dankgebet. Ja, Ehre sei Gott in der Höhe! Und unser Auge blickt zuversichtlich in die Zukunft: Das Reich muß uns doch bleiben!





Kriegserlebnisse in Hawaii

Von Emil Engelhardt-Hamburg

Das ergreifendste Wort, das ein schlichter deutscher Soldat auf seinem Schmerzenslager gesprochen hat, fand ich jüngst in einer Zeitung. Er war Doppelwaise und als Armenkind auf Kosten der Gemeinde aufgezogen worden. Im Dorfe wanderte er von Haus zu Haus um Tisch und Bett, von niemandem geachtet und geliebt, ohne Kameraden. Doch auch er zog hinaus als Freiwilliger, erwarb sich das Eiserne Kreuz und sagte noch zur Pflegerin, als er schwerwund ans Sterben kam: „Ich habe gar nicht gewußt, daß es so schön ist, ein Vaterland zu haben!"

Das ist das gewaltige Erlebnis vieler Millionen Auslanddeutscher und Einstdeutscher gewesen.

Nach der Ermordung des österreichischen Kronprinzen fingen wir draußen in Hawaii mit einem Krieg zu rechnen an. Am 27. Juli 1914 war uns die „Nürnberg" erste Botin kommender Ereignisse. Und das kam so: Sie dampfte um 8 Uhr morgens unter den 21 Salutschüssen des kleinen Hafenortes Armstrong in den Hafen von Honolulu auf Hawaii. Drei Tage sollte die Mannschaft hier wohlverdiente Rast haben, nachdem das Schiff in San Franzisko in Dock gewesen und gründlich gereinigt worden war. Die Offiziere erzählten von ihren Erlebnissen in Mexiko, wo das Schiff ein Jahr lang die deutschen Interessen geschützt hatte; die Mannschaften schaufelten Kohlen in die Bunker, wir schluckten in der Offiziersmesse Kohlenstaub und luden uns einige freie Herren für den Abend zum Essen ein, dar-

unter auch den jungen Grafen Spee. Die dringlichen Kriegsgerüchte nahm man, weil an die dick aufgetragenen Farben der amerikanischen Zeitungen gewöhnt, vorläufig noch nicht gar so ernst.

Die deutsche Fahne schmückte unser Haus, Blumen den Tisch, und siehe, es war alles bereit. Immer länger streckten wir die Hälse, um die Straße hinunter nach den Erwarteten auszusehen. Konnten wir doch gar nicht verstehen, daß sie nicht kamen. Und nicht einmal telephonisch hatten sie abgesagt. Da mußte irgend etwas vorgefallen sein. Wir saßen dann allein und ziemlich wortkarg zu Tisch, entschlossen, sofort morgen früh zum Schiff zu gehen. Aber schon die Morgenzeitung brachte die Lösung des Rätsels.

Nachmittags um 5 Uhr hatte der Kommandant von der deutschen Gesandtschaft in Washington einen geheimen Befehl erhalten. Das Kohlen war so schnell wie möglich beendet worden, die Offiziere und Mannschaften an Land wurden sofort zurückberufen, jeder Urlaub abgesagt, und ohne Lotsen schwamm die „Nürnberg“ still und nur von wenigen bemerkt um 12 Uhr aus dem Hafen. Niemand ahnte, wohin. Es hieß, zu einem längeren Aufenthalt nach Samoa, um diese Besitzung im Falle eines Krieges zu decken. Aus naheliegenden Gründen erschien uns diese von den amerikanischen Zeitungen immer wieder gebrachte Meldung sehr unwahrscheinlich. Ein solcher kleiner Kreuzer war gegen den englischen Panzerkreuzer „Australia“ verloren.

Nie werde ich den Sonntag, den 2. August, vergessen. Die Sonnabendzeitung brachte die Meldung von Deutschlands Mobilmachung. Ich rief zur Sicherheit sofort das deutsche Konsulat an; der Konsul war natürlich nicht da, aber sein Sekretär saß Wartepoften, ob die offizielle Mitteilung aus Washington käme. Noch am 2. August, als die Glocke zur Kirche läutete, wußten wir nichts Bestimmtes. Ich lief unruhig in meiner Sakristei hin und her, war mir

doch gewiß, daß der furchtbare Krieg nicht mehr zu vermeiden sein würde. So suchte ich meine Gemeinde zu ermuntern, denn die Niedergeschlagenheit war groß. Da die Oberschicht der dortigen Deutschen sich im großen und ganzen dem kirchlichen Leben fern hält, kamen nur die schlichten Leute zu mir. Die meisten sind seit Jahrzehnten der Heimat fern oder überhaupt erst in Hawaii geboren; die nie von den Inseln fortkamen, kennen das Deutschland von heute nicht. In den amerikanischen Zeitungen, die man liest, steht davon nichts. Von nun an klingelte immer wieder bei uns das Telephon: Der Pastor mußte das wissen. Leider wußte er es aber sehr oft auch nicht.

Und nach den drei Wochen Lügenflut kamen die ersten deutschen Zeitungen aus der Heimat. Die Engländer in Honolulu hatten den Kopf bereits sehr hoch getragen; als aber Namen wie Mons und St. Quentin auch in den amerikanischen Zeitungen kamen und U 9 den drei Engländern seine deutschen Morgenzigarren, Marke Torpedo, zum Rauchen anbot, wurden sie still und klein, begannen zu schimpfen und den Zeitungen Eingesandts zu schreiben. Wir Deutsche aber waren bescheiden und stolz; bei aller Vaterlandsliebe hatten wir doch nicht gewußt, daß es so schön ist, ein so herrliches Vaterland zu haben. —

Bemerkenswert ist, wie die verschiedenen Volksrassen, die auf den hawaiischen Inseln vertreten sind, sich zu Deutschland stellten. Nach dem, was man so gelegentlich hörte und erlebte, hegten die Hawaiier sehr viel und warme, freundliche Gesinnung gegen uns. Das hat seine geschichtlichen Gründe. Franzosen, Russen und Engländer haben im vergangenen Jahrhundert das hawaiische Volk ausgebeutet und in einer brutalen Weise übervorteilt, die heute noch nicht vergessen ist. Daß die Hawaiier damals in ihrer Not einmal darum gebeten haben, deutsche Besitzung zu werden, weil sie sich unter der schwarz-weiß-roten Flagge am sichersten glaubten, wissen heute nur wenige bei uns

mehr. Trotzdem Bismarck aus guten Gründen es ablehnte, haben wir Deutsche heute noch drüben einen guten Namen.

Die sehr zahlreichen Chinesen sind sehr begeisterte Deutschenfreunde. Viele haben die deutschen Siege in tiefem Verständnis der Weltlage gefeiert, als wären es ihre eigenen. Aufs Weltpolitische gesehen, haben sie damit ja recht geahnt. Denn Deutschland kämpft mittelbar auch für Chinas wirtschaftliche und politische Unabhängigkeit. Der Chinese in Hawaii weiß es recht gut, daß alles, was jetzt gegen uns kämpft, nach China kam, um etwas, möglichst viel, zu holen. Deutschland aber brachte etwas. Als dann auf englische Bestellung unser schönes Tsingtau angegriffen wurde, stieg unter den hawaiischen Chinesen die Begeisterung für Deutschland auf den Siedepunkt, weil sie mit klarem Blick in der weit überwiegenden Mehrzahl den Japaner als ihren Todfeind betrachten. Dasselbe war unter den Koreanern Hawaiis wahrzunehmen, die sich gegen einen japanischen Angriff auf Hawaii militärisch rüsten, um an Amerikas Seite gegen die harten Bedrücker ihres Heimatlandes zu kämpfen.

Ein kleines, unscheinbares, aber sehr bezeichnendes Geschichtchen aus eigenster Erfahrung: Wir hatten in Honolulu, wo man nur farbige Dienstboten kennt, ein chinesisches Hausmädchen Amoi, das ganz so war, wie die Hausfrau in ihren kühnsten Träumen und Wünschen sich das Ideal vorstellt. Für ihre 17 Jahre außerordentlich geweckt, war sie zum ersten Male in einem weißen Hause in Dienst. Wenn sie die Kriegstelegramme gelesen hatte, kam sie mit Fragen: Warum, wozu und wie der Krieg geführt würde? Was man da überhaupt mache? Als ich ihr sagte, man schießt die anderen tot, wollte sie es ganz entsetzt gar nicht glauben. Las sie dann von Gefangenen, besonders von Hindenburgs Geschäftsabschlüssen im großen, so wollte sie wissen, ob auch diese nun totgeschlagen würden. Als aber die Japaner auf ihrem Zuge gegen Tsingtau durch Truppen-

landungen auf chinesischem Gebiete Chinas Neutralität verletzten, verstand sie sehr schnell, worum es sich dabei handelte, und wurde grüngelb vor Wut. I hate them, we hate them all. Ich hasse sie, wir Chinesen hassen sie alle, zischte das sonst so sonnige und freundliche Kind. Nachdem sie dann über Sonntag, wie gewöhnlich, daheim gewesen war und ihren Eltern und Verwandten alles von mir Erfahrene berichtet hatte, erkundigte sie sich wieder täglich, ob nicht die Deutschen den Japanern aufs neue Schaden zugefügt hätten. Den Tag besonders, als wir hörten, daß S 90 den „Takachiu" torpediert hatte, ging sie glückstrahlend ihrer Arbeit nach. Und als uns das ohrenbetäubende Knattern der Raketen eines Abends spät kündete, was sich am folgenden Tage bestätigte, daß Tsingtau gefallen sei, da hätte kein Deutscher ehrlicher und grimmiger trauern können als dieses einfache, ungebildete Chinesenmädchen, das nie sein Mutterland oder gar Deutschland sah.

Und die Japaner? Auf Grund umfassender Erkundigungen, die ich einzog, und persönlicher Beobachtung kann ich versichern, daß die 92 000 Japaner, die zwei Fünftel der Gesamtbevölkerung Hawaiis bilden, überwiegend deutschfreundlich waren, als der Krieg begann. Sie waren fest überzeugt, Japan würde die schöne Gelegenheit benutzen, bequem das nachzuholen, was es vor zehn Jahren nicht vollenden konnte, und sich dem russischen Bären ans Fell hängen. Keiner dachte oder wünschte etwa gar einen Krieg gegen Deutschland. Japaner, die selbst unter deutschen Offizieren militärisch ausgebildet worden waren, Veteranen von Port Arthur, erzählten mit leuchtenden Augen von ihren deutschen Lehrmeistern — und ihrem Hasse gegen Russen und Amerikaner. Ich gestehe ehrlich ein, ich war damals so schlecht, den Russen das zu wünschen, worüber ich danach so erbittert war, als es uns geschah: einen Überfall.

Eine uns eng befreundete Familie hatte als Koch und Gärtner einen Japaner, Sagakita hieß er, der hatte den

ganzen Russisch-Japanischen Krieg mitgemacht. Er hielt uns lange Vorträge mit großer Begeisterung und Entrüstung und in genialem Pidjenenglisch: Nie könne Japan gegen Deutschland vorgehen, das verstoße gegen das alte Ehrengesetz der Samurai, der Ritter, buschido. Das japanische Volk, und darin hatte er recht gesehen, wollte es sicher nicht. Alle japanischen Zeitungen schrieben das. Höchstens ein paar englandfreundliche Regierungsmänner, wie Okuma, den er haßte, strebten danach. Jedenfalls würde er und viele seiner Freunde die Jungen nicht nach Japan zurückreisen lassen, um gegen Deutschland zu kämpfen. Bei den Japanern hat bekanntlich der Vater, solange er lebt, die oberste Gewalt über die Kinder, auch über die verheirateten. Nach seinem Tode tritt der älteste Sohn an seine Stelle.

Der gute Sagakita ging nun immer wieder einmal ins japanische Konsulat, wo sein bester Freund als Sekretär angestellt war. Me go japanese consul me friend speake, versicherte er in seinem großartigen Englisch. Dort holte er sich dann die neueste politische Weisheit. Immer wieder versicherte er uns: Gegen Rußland, ja; nie gegen Deutschland, eher noch gegen die Vereinigten Staaten. Eines Tages aber kam er ganz still nach Hause, und ohne ein Wort zu erzählen, ging er still in die Küche und wusch die Teller auf, daß es nur so klapperte. Man merkte, daß er aufgeregt und unzufrieden war: Japan hatte von Deutschland die Räumung Kiautschaus verlangt. Das trug er so schwer, als hätte er seine eigene Herrschaft betrogen und hintergangen. Auch in Japan ist's vielen so ergangen. . .

Unsere Wohnung lag weit außen, fern von dem staubigen Geschäftsviertel, hoch über der heißen Stadt. Die Abendzeitung, und die bringt, den telegraphischen Verhältnissen entsprechend, immer die neuesten Nachrichten, kommt erst gegen ½ 6 Uhr abends zu uns heraus. So haben wir uns eine eigene „Telegraphenagentur“ eingerichtet: Ein

deutscher Geschäftsmann telephoniert mir schon um 1 Uhr das Neueste, sobald es ausgegeben wird. Am 1. September rief er mich nicht an. Es wurde 2 Uhr; ich mußte zur deutschen Schule gehen, wo ich unterrichtete; und wollte doch vorher alles genau wissen, um den Kindern gleich berichten zu können. Auf meinen Anruf antwortete Freund Scheid in aller Ruhe: „Los ist gar nichts. Die Engländer lügen wieder einmal von einem großen Siege über unseren rechten Flügel. Sonst weiß ich nichts. Denn daß der Kreuzer ‚Nürnberg' da ist, wissen Sie wohl schon lange!" Und das sagte der gute Mann in einer Ruhe, als hätte er mir soeben mitgeteilt, daß er eine Banane verspeist habe. . .

Natürlich ging's sofort in die Stadt und zur Werft.

Fünf Wochen lang hatte man nichts von der „Nürnberg" gehört. Ein amerikanischer Dampfer wollte sie acht Tage nach Kriegsausbruch bei den Midwayinseln gesprochen haben. Wir nahmen die Behauptung mit großen Zweifeln auf; zumal wir uns nicht gut vorstellen konnten, daß unsere „Nürnberg" dieselbe Unvorsichtigkeit begehen würde wie die englischen Kriegsschiffe im Stillen Ozean, die sich durch den ständigen fahrlässigen Gebrauch ihrer drahtlosen Telegraphie jedem Schiffe, das selber mit einer solchen ausgerüstet war, verrieten.

Mit Tagesanbruch war aus dem Westen ein Kriegsschiff aufgetaucht, das man im Hafen zuerst für einen Japaner oder für die „Leipzig" gehalten hatte. Als die Quarantäneoffiziere an Bord gingen, erfuhren sie, wer es wirklich war. Die Aufregung in der Stadt war nicht gering. Woher kam sie? Was hatte sie erlebt? Was hatte sie ausgerichtet? Denn daß sie nicht nach fünf Wochen ohne jedes Ergebnis nach Honolulu zurückkam, das stand uns Deutschen fest. Der Kommandant hatte den Quarantänebeamten erklärt, daß er seit seiner Abreise keinen Hafen angelaufen habe.

24 Stunden durfte die „Nürnberg" im Hafen bleiben

und 750 Tonnen Kohlen einnehmen, eben soviel, als zum Erreichen des nächsten deutschen Hafens, und das war damals noch Tsingtau, notwendig war. Es war von der amerikanischen Marine angeboten worden, die „Nürnberg" neben einen hier kohlenden amerikanischen Kreuzer an den Marinepier zu legen, aber Kapitän von Schönberg lehnte dankend ab und begnügte sich mit einem gewöhnlichen Dampferpier, an dessen anderer Seite freilich der Frachtdampfer des Norddeutschen Lloyds „Pommern" lag. Zum Einbringen der Kohlen wurden keine eingeborenen Arbeiter, vor allem keine Japaner, zugelassen; nur Mannschaften des Schiffes und der „Pommern", die Kapitän Minssen sofort zur Verfügung stellte. Von ihr und dem anderen deutschen Flüchtling, der hier im Hafen lag, sind 28 Seeleute als Reserven mitgegangen.

Die Posten sperrten die Werft strenge ab; außer den amerikanischen waren auch deutsche Wachen aufgestellt. Da wir aber immer nur die „Pommern" besuchen wollten, gelang es uns leicht, an die „Nürnberg" heranzukommen. Man plauderte mit den Mannschaften, die an Land standen und die Pause im Kohlen ausnutzten, um sich von mir und bald von anderen auch die neuesten englischen Zeitungsmeldungen verdeutschen zu lassen. Freilich, viel haben sie gelächelt, die braven blauen Jungen. Und verraten haben sie nichts; nicht, wo sie waren, noch was sie sahen oder erlebten. Wir haben ihnen das Einhalten des Schweigegebotes auch nicht durch neugieriges Fragen erschwert, so sehr wir auch auf Neues, Sicheres gespannt waren. Nur eins haben wir erfahren: sie haben „viel Unheil angerichtet". Von den Engländern wurde nach Kriegsbeginn fast kein deutscher Dampfer abgefangen. Die „Nürnberg" hatte sich als drahtlose Station aufgestellt und sie fast alle „in Sicherheit" gebracht. Den von uns gleich nicht geglaubten Schwindel, die beiden in Hongkong völlig zerschossen eingelaufenen Panzerkreuzer seien „Scharnhorst" und „Gneisenau" gewesen, klärten sie

auf, und geheimnisvoll lächelnd sagte ein Offizier: „Die Engländer wissen selber sehr genau, wem die beiden zerschossenen Kreuzer einmal gehörten.“ Es fiel uns auf, daß die Leute über die kriegerischen Vorgänge in Europa sehr genau unterrichtet waren. Sie hatten alles drahtlos bekommen, da damals Yap noch nicht zerstört war und sie alle Meldungen aus San Franzisko aufgefangen hatten. Zum größten Erstaunen der Amerikaner, das sich noch einige Tage in den Zeitungen geltend machte, ist kein einziger der Deutschen desertiert. Als damals die amerikanische Schlachtschifflotte ihre Prunkfahrt um die Welt machte, sind bekanntlich immer mehr Leute an Land geblieben, so daß die Urlaube in den letzten Häfen verweigert werden mußten, wollte man überhaupt noch die zum Fahren nötigen Matrosen an Bord behalten.

Kohlen waren der „Nürnberg“ nicht die Hauptsache, sondern Proviant. Ein Offizier sagte zu mir: „Kohlen haben wir unmenschlich viel, aber etwas zu essen wollen wir holen.“ Wagen mit lebendigen Kälbern und Schweinen wurden angefahren; zehn Ochsen wies der Kommandant zurück, weil sie zu wild waren. Der Wagenzug, welcher Lebensmittel und Konserven anfuhr, ging den ganzen Tag ununterbrochen ans Schiff heran. Bei Einbruch der Dunkelheit waren die Kohlen bis auf etwa vierzig Tonnen eingenommen. Die wollte man gar nicht mehr. Aber die Proviantfahrt ging wie ein ununterbrochener Zug immer weiter. Als Schluß kamen Wagen mit den Gaben der deutschen Vereine Honolulus: frisches Obst, Zigarren, Zigaretten, Limonaden und viel, viel Bier. Über die letzte Sache kann man im Hinblick auf die bekannte Kaiserrede in Mürwick geteilter Meinung sein.

Das deutsche Kriegsschiff war schon gefechtsbereit in den Hafen gekommen. Und gefechtsbereit ging es um neun Uhr auch wieder hinaus. Viele Stunden vor Ablauf der gewährten Frist. Des Kapitäns Abschiedsworte sollen ge-

wesen sein: „Gleichgültig, was für ein Feind uns begegnen mag, oder wie stark er ist, ergeben wird sich die ‚Nürnberg' nicht. Was auch kommen mag, die ‚Nürnberg' wird unser Sarg sein!" Und sie ist's geworden.

Als die Haltetaue gelöst wurden, stimmten die anwesenden Deutschen die „Wacht am Rhein" an, die zwar nicht gerade paßte, aber doch ergreifend als Scheidegruß an das langsam in Fahrt gehende Schiff in die stille Nacht hinausklang. Die ganze Mannschaft stand an Deck, der Kommandant und einige Offiziere scharf gegen den Himmel sich abhebend, deutlich erkennbar auf der Brücke. Mit dem letzten Verse brauste ein jubelndes Hurra hinüber zur „Nürnberg", die schon in den Kanal einbog. Vom amerikanischen Kreuzer „South Dakota" schallten drei Hurras herüber, und unsere blauen Jungen sangen das deutsche Flaggenlied: „Stolz weht die Flagge schwarz-weiß-rot". Da wußte es jeder, der am Ufer stand, und alle, die es später hörten, daß unsere Flotte erzogen ist, ihre Pflicht zu tun, und daß es ein jeder sich gründlich überlegen muß, ob er sich an sie heranwagen will. Teuer muß er es bezahlen; das hat gar mancher inzwischen erfahren.

Sehr schnell entschwand die „Nürnberg" dann nach Süden.

Elf Stunden vor Ankunft der „Nürnberg" hatte eben noch ein englischer Dampfer mit bester australischer Kohle Honolulu angelaufen und war so der Kaperung entgangen. Die „Nürnberg" und wir bedauerten das aus begreiflichen Gründen. Aber der englische Herr Kapitän begann zu renommieren, daß sich die Balken seines Kohlenkastens bogen: er sei die ganze Zeit über mit dem australischen Panzerkreuzer „Australia" und dem Torpedobootszerstörer „Warrego" zusammen gewesen und später noch in drahtloser Verbindung mit ihnen gestanden. Die beiden seien dicht südlich von Honululu, und die „Nürnberg" könne ihnen nicht entgehen. Er weigerte sich aber, als Zeitungsreporter ihn

darum baten, die Stellung der beiden feindlichen Schiffe anzugeben. Wir hatten unseren Spaß daran, denn ein kurzer Blick hinüber über den Hafen zur Quarantänewerft, wo die „Strathardle" lag, hatte uns gezeigt, daß sie gar keine drahtlose Einrichtung besaß.

Ein junger Deutscher fragte einen Offizier der „Nürnberg" etwas neugierig aus, wo sie denn eigentlich die fünf Wochen über gewesen seien. Lächelnd erwiderten sie ihm alle: sehr weit seien sie gefahren, keinen Hafen hätten sie angelaufen und viel Unheil angerichtet. Man werde nur schauen, wenn man einmal nach dem Kriege alles erfahren würde, was das ostasiatische Geschwader alles vollbracht habe. Auf die Frage, ob die „Nürnberg", falls sie tatsächlich außerhalb des Hafens angegriffen würde, noch rechtzeitig von „Scharnhorst" und „Gneisenau" Hilfe erhalten könne, hieß es ernst: „Das wissen wir selber nicht. Aber in zwei Tagen sind wir sicher."

Als wir dann nach zwei Tagen noch nichts von einer „Seeschlacht und einem glänzenden Sieg der Engländer" gehört hatten, wußten wir, daß unser schönes Schiff mit seiner wertvollen Proviantladung im Betrage von 45 000 Dollars in Sicherheit war und wohl schon die anderen Schiffe des ostasiatischen Geschwaders mit Lebensmitteln versorgt hatte.

Auf dem Mount Tantalus, der mit 2013 Fuß hinter Honolulu ansteigt, hatte übrigens den ganzen Tag ein Posten Ausschau gehalten, der durch Flaggensignale mit der „Nürnberg" in Verbindung stand. Auf deren Kommandobrücke stand immer ein Mann mit dem Feldstecher vor Augen.

Am nächsten Morgen verbreiteten die japanischen Zeitungen Extrablätter: die „Nürnberg" werde soeben völlig zerschossen in den Hafen eingeschleppt. Das war so gekommen: Ein ziemlich angetrunkener Soldat der amerikanischen Armee von der Funkerabteilung kam in den japanischen Sunrisesalon und fragte, was sie ihm gäben, wenn er ihnen

die neueste Nachricht vom Seekriegsschauplatz brächte; sie beträffe die „Nürnberg“. Man erlaubte ihm, zu trinken, soviel und was er wolle. Dann band er ihnen den Bären auf: die „Australia“ habe die „Nürnberg“ abgefangen und zusammengeschossen. Der „Warrego“ habe ihr den Rest gegeben, aber sie schwimme immer noch und werde in ein bis zwei Stunden als schwimmendes Lazarett hier eingeschleppt werden. Der Wirt telephonierte sofort seine neueste Wissenschaft an die Zeitungen, und die veröffentlichten sofort Extrablätter, die in der ganzen japanischen Kolonie Freude hervorriefen, in ganz verschiedener Schattierung, bis die Tatsachen aufkamen.

Die „Nürnberg“ war kaum zwei Wochen von Honolulu abgefahren, als das Kabel zwischen Vancouver und Fanning Island abgeschnitten wurde. Dadurch war der Verkehr zwischen Kanada und Australien gestört. Es konnte wohl nur die „Nürnberg“ diesen feinen und wertvollen Streich verübt haben. Fanning Island meldete ein paar Tage später nach Australien, es seien bewaffnete Männer in Uniform auf dem Kabelinselchen gelandet, die sofort die Kabelstation besetzten; es . . . ., da brach die Meldung ab, und seitdem konnte man sich nicht mehr mit Fanning in Verbindung setzen. Die Station mußte zerstört sein.

Die englische Admiralität sandte den kleinen Kabeldampfer „Kestrel“, der von Honolulu, also amerikanischem Boden aus, die Station mit Lebensmitteln und anderen nötigen Dingen regelmäßig versieht, nach Fanning, um auszufinden, was vorgefallen sei, und womöglich das Kabel wieder gebrauchsfähig zu machen. Kapitän Tindall, der sich im Russisch-Japanischen Kriege als Blockadebrecher einen Namen machte, reiste am 19. September ab und berichtete später also: „Am 25. September erreichten wir das Nordende der Insel Fanning bei Tagesanbruch. Ich hieß den Maschinisten, die Feuer zurückzuziehen, damit kein Rauch sichtbar würde. An einer geschützten Seite der Insel kann

von einem Schiffe nur die Mastspitze gesehen werden, die über die niedrigen Atolle aufragt. Dort gingen wir vor Anker und kletterten vorsichtig auf die Mastspitze unseres ‚Kestrel'. Wir fanden aber nichts, als wir die Gewässer rings nach feindlichen Schiffen absuchten. Dann fuhren wir um die Insel herum zum Hafeneingang. Dort suchte ein Boot mit voller Besatzung anscheinend nach den Enden des abgeschnittenen Kabels. Wir wurden herzlich begrüßt. Die Verwüstung, welche die Deutschen angerichtet hatten, war schon vom Wasser aus sichtbar. Viele Yards vom Ufer noch entfernt, konnte man doch bereits erkennen, daß sehr freigebig von Dynamit und Schießpulver Gebrauch gemacht worden war. Auch die Landungsboje, an welcher sonst die Boote festgemacht werden, war zerstört. Es wurde uns gesagt, sie sei unterminiert worden, um sie für später Landende unbrauchbar zu machen. Obgleich die Beamten der Kabelgesellschaft keinen persönlichen Schaden von seiten der deutschen Landungsmannschaften erlitten, ist doch das Gefühl gegen die englische Regierung, welche diesen wichtigen Punkt nicht schützte, ein sehr wenig freundliches. Die Bevölkerung von Fanning Island erwartete zwar schon seit langem die Ankunft eines deutschen Schiffes, glaubte aber nicht entfernt, daß die Deutschen den Versuch machen würden, die Insel zu besetzen, da ja die englische Regierung genau wußte, wo die deutschen Kreuzer ‚Nürnberg' und ‚Leipzig' waren. (Das kann nicht gut möglich sein und ist ein echtes Stück englischer, im Pazifik besonders blühender Großtuerei; hätten die Engländer das wirklich gewußt, so brauchten sie ja nur die viel schnellere und stärkere „Australia" auf die Deutschen zu hetzen. E. E.) Die Frauen auf Fanning waren sehr ängstlich und erreichten endlich, daß ständig ein Mann auf Ausguck stand, der auch am Morgen des 7. September zwei Schiffe meldete, die sich nachher als die ‚Nürnberg' und ein Kohlendampfer (‚Tsingtau'. E. E.) entpuppten. Die beiden Schiffe hatten die französische Flagge gehißt. (Da haben

sich die Fanningleute aber wirklich in den Farben getäuscht. E. E.) Man war so vertrauensselig, daß man ein Boot ins Wasser ließ, um ihnen die Landungsstelle zu zeigen, die sonst nicht ganz leicht zu finden ist. Kaum war man aber vom Ufer abgestoßen, als zwei Boote, besetzt mit bewaffneten Matrosen und Offizieren, von der ‚Nürnberg' wegfuhren und mit großer Geschwindigkeit an Land fuhren. Die deutschen Leute warteten nicht einmal, bis die Boote am Strand aufliefen, sondern sprangen bis an die Hüften ins Wasser. Mit aufgepflanzten Bajonetten und gespannten Revolvern hieß man die kleine Schar anwesender Europäer und Eingeborener sich ergeben. Die Deutschen kamen alle an Land und stellten ein Maschinengewehr auf, das gegen das Telegraphengebäude gerichtet war. Inzwischen hatte die ‚Nürnberg' ihre Geschütze aufs Land gerichtet, um die Landungsabteilung zu decken. Matrosenposten wurden rings um das Hauptgebäude aufgestellt, während Offiziere und Mannschaften, alle schwer bewaffnet, das Gebäude betraten. Die Kabelbeamten waren eifrig bei der Arbeit und höchst entsetzt, als sie einen deutschen Marineoffizier plötzlich unter der offenen Tür stehen sahen, der den Revolver auf sie richtete. ‚Nehmen Sie alle sofort Ihre Hände von den Apparaten!' befahl er. Alle, außer einem, der das Kommando überhört hatte, folgten. Erst als seine Kameraden ihm zuriefen, erkannte er seine Lage. Die Beamten wurden dann an der Wand entlang aufgestellt, und Matrosen zerschlugen mit Äxten die feinen, empfindlichen und kostbaren Apparate. Auch die Batterien und Akkumulatoren wurden vernichtet. Das Geld, das sich in Gold im Schranke vorfand, war Regierungseigentum und wurde gegen Quittung beschlagnahmt. ‚Es tut mir leid,' entschuldigte sich lächelnd der junge deutsche Offizier, ‚daß wir ein wenig Einbrecher spielen müssen.' Man zerstörte auch das Nebengebäude mit den Maschinen und Reserveteilen. Dann schifften sich die Deutschen wieder ein. Am Fenster des Telegraphengebäudes

hatte ein deutscher Offizier ein Blatt Papier entdeckt, auf dem eine Depesche mit Maschine geschrieben stand, welche offenbar die Fanningstation aufgefangen hatte: ‚Seid auf eurer Hut, die ‚Nürnberg‘ ist in der Nähe und kann jeden Tag zu euch kommen!‘ wurden die Fanningleute aus Kanada gewarnt. ‚Das muß ich mir doch mitnehmen, nachdem wir tatsächlich Sie besuchten. Ich will mir's als Erinnerung an unsere so freundlich vorher angesagte Ankunft auf dieser schönen Insel aufheben!‘ scherzte er.

Die Boote kehrten aber noch einmal zurück und gruben in der zerstörten Vorratshütte den Boden auf; sie fanden noch viele dort versteckte Reserveteile, welche die schnelle Wiederherstellung der Station ermöglicht hätten. Alles nahmen sie mit hinaus und warfen es ins tiefe Wasser, wo die Strömung es wohl schnell mit fortnahm, denn wir haben nachher nichts mehr davon auffischen können. Der Begleitdampfer war inzwischen hin und her gefahren und hatte mit seinen Fanggeräten die abgeschnittenen Kabelenden aufgefischt, um sie dann eine Strecke weit ins tiefere Wasser zu schleppen, so daß wir nachher nur mit großen Mühen und nach langem Suchen sie wiederfinden konnten. Sie haben sehr gründliche Arbeit getan, diese Nürnbergleute."

Neues Leben brachte für Honolulu die Ankunft des deutschen Kanonenbootes „Geier". Bei Ausbruch des Krieges lag der „Geier" in Singapore. Er kam von Deutsch-Ostafrika, wo ihn die rühmlichst bekannte „Königsberg" abgelöst hatte, und fuhr nach der Südseestation. Das heißt, sofort nach Kriegsausbruch suchte er das ostasiatische Geschwader des Admirals Spee, das irgendwo, niemand wußte wo, im Stillen Ozean kreuzte. Die Funkentelegraphie durfte nicht gebraucht werden, damit die etwa fünfzig suchenden Engländer, Franzosen, Russen und Japaner das kleine Schifflein auf diese Weise nicht fänden. Da die Kessel in ihrer zwanzigjährigen schweren Dienstzeit gänzlich verbraucht worden waren, konnte der „Geier" nichts anderes

tun, als mit der jagenden, atembeklemmenden Geschwindigkeit von vier Seemeilen dem neutralen Hafen von Honolulu zueilen, um dort nach Möglichkeit zu reparieren. Sofort nach seiner Ankunft verletzte die mit englischem Kapital, also nur zu Englands Vorteil arbeitende Marconitelegraphengesellschaft die amerikanischen Neutralitätsvorschriften, welche es verbieten, irgendwelche Nachrichten über Schiffsbewegungen auf drahtlosem Wege zu melden. Dafür dürfen nur Kabel, die bekanntlich nur den Engländern zur Verfügung stehen, benutzt werden, damit kein Handels- oder Kriegsschiff daraus Vorteil zöge. Die Marconistation in Honolulu aber meldete sofort, nachdem natürlich gut bezahlt worden war, nach San Franzisko: „Geier angekommen." Washington ließ die Station wegen Neutralitätsverletzung schließen und verlangte Aufklärung. Der Direktor der Kompagnie sagte: „Wir dachten, als das Telegramm aufgegeben wurde, es handle sich um einen Herrn Geier, der einem Geschäftsfreunde in San Franzisko mitteilte, daß er nach gut überstandener Seereise glücklich hier angekommen sei." Diese läppische und flaue Schulbubenausrede genügte den neutralen Vereinigten Staaten, und Washington erlaubte die Wiedereröffnung und den Weiterbetrieb der Station. Wie lächerlich diese Ausrede war, geht aus der Tatsache hervor, daß seit drei Tagen kein Dampfer eingelaufen und seit Jahren keine Passagierliste den Namen Geier enthielt, wie aus den Verzeichnissen der Einwanderungsbehörde einwandfrei sofort festzustellen war. Wir Deutsche waren wütend, die Amerikaner zwinkerten belustigt und verstehend mit den Augen, die Engländer lachten, und die Japaner waren sehr vergnügt,; denn zwei Tage später erschien vor Honolulu das japanische, einstmals russische Schlachtschiff „Hizen", das sie bei Port Arthur versenkt, erbeutet und wieder gehoben und dann gründlich umgebaut haben. Ein paar Stunden später langte von Osten her der japanische Panzerkreuzer „Asama" an, der-

selbe, der im folgenden Februar an der Südküste von Mexikanisch Kalifornien auf Grund gelaufen wurde.

Von unserem Hause aus, das oben am Berghange lag, konnten wir die beiden Schiffe auf ihren Wachtpostenfahrten außerhalb der Dreimeilengrenze vor dem Hafeneingang gut beobachten. Freundliche Gefühle und Wünsche waren es sicherlich nicht, mit denen wir jeden Morgen feststellten, daß sie immer noch draußen lagen. Die neutralen Amerikaner ließen es sich gefallen, daß zwei japanische Kriegsschiffe für zweiundeinhalb Wochen den Hafen von Honolulu blockierten. In den letzten Tagen kam sogar noch das Schwesterschiff der „Asama“, die „Idzumo“, dazu.

Das amerikanische Zollwachtschiff, ein kleiner Schoner mit Hilfsmaschinen und höchstens acht Seemeilen Geschwindigkeit, eigentlich müßte man sagen Langsamkeit, patrouillierte vor dem Hafeneingang auf und ab, „um jeden Verkehr zwischen den japanischen Kriegsschiffen und dem Lande unmöglich zu machen“. Daß freilich japanische Fischersampans, schnelle Motorboote mit 12—20 Seemeilen Geschwindigkeit, des Nachts viele und regelmäßige Fahrten zu den Kriegsschiffen hinaus veranstalteten, das konnte die amerikanische Zollschnecke nicht verhindern, zumal überdies die Japaner sich an einer etwa 50 Kilometer langen Küste ihre Landungsplätze aussuchen konnten und durchaus nicht genötigt waren, unbedingt unter den Augen der wachenden Zollmänner ein und aus zu fahren.

Der „Geier“ wurde von amerikanischem Militär streng bewacht, bei Tag und Nacht, weil man fürchtete, ein rabiater Japaner könnte vielleicht einen Anschlag auf das reparierende Boot versuchen. Andererseits lagen, damit der „Geier“ nicht bei Nacht und Nebel doch entwischte, ständig zwei japanische Sampans an seiner Seite. Nach Einbruch der Dunkelheit wurden beständig Lichtsignale zwischen den japanischen Kriegsschiffen auf der Höhe und dem Lande ge-

wechselt, wie wir von der Lanai unseres Hauses aus gut beobachten konnten.

Und der „Geier" reparierte und reparierte. Etwas gemütlich scheint man es ja freilich gemacht zu haben, denn es ließ sich auf diese Weise eins doch erreichen: die drei japanischen Kriegsschiffe wurden hier vor Honolulu festgehalten und konnten nicht anderswo kriegerisch verwendet werden. So war der Neutralitätsbruch der Marconistation doch zu etwas gut gewesen. Also immerhin ein kleiner, aber nicht unwesentlicher Beitrag des kleinen alten „Geier" zu der Lösung der großen Aufgaben, welche unser ostasiatisches Geschwader im Stillen Ozean durchzuführen hatte.

Überhaupt müßte das deutsche Volk der Besatzung des „Geier", die auf einem alten Kahn ohne Gefechtswert — er feierte in Honolulu seinen zwanzigsten Geburtstag — während eines Weltkrieges den ganzen Stillen Ozean durchquerte und dann wegen der alten Kessel und Maschinen verhindert war, etwas Größeres für das deutsche Vaterland zu leisten, eine ganz besondere Genugtuung bereiten. Die Japaner jedenfalls nahmen das kleine alte Kanonenboot sehr ernst, zumal der japanische Schnelldampfer „Tenyo Maru" von San Franzisko bereits seit drei Tagen fällig war. Er wagte sich erst am hellichten Tage in den Hafen von Honolulu, als bereits die japanischen Kriegsschiffe auf der Reede lagen. Mit größter Wahrscheinlichkeit nahmen wir an, daß „Tenyo Maru" der „Geschäftsfreund" war, dem das Eintreffen des „Geier" nach San Franzisko hatte gemeldet werden müssen. Und seine Kompagnons waren die japanischen Kriegsschiffe.

An Weihnachten lagen glücklich gerettet für Kriegsdauer zehn deutsche Dampfer in Honolulu. Das gab natürlich ein reges Leben in der kleinen deutschen Kolonie und besonders im Pfarrhaus. Unvergeßlich schön war die Weihnachtsfeier. Der erste Auftakt für diese deutsche Kriegsweihnacht im Ausland war eigentlich die Besprechung am

11. Dezember, welche auf der Lanai meines Hauses stattfand. Zu dritt legten wir die Einzelheiten für eine Weihnachtsbescherung fest, welche wir Deutsche allen Mannschaften und Offizieren in schlichter Form bereiten wollten. Freilich, was man im guten Sinne Weihnachtsstimmung nennt, fehlte gänzlich. Es war so warm, daß sogar der weiße leichte Anzug und der frische Bergwind, der uns aus dem Manoatale Kühlung bringt, uns nicht davon abbringen konnte, daß es „eigentlich Hochsommer sei". Draußen im Garten blüht die herrliche Weihnachtsblume dieses Klimas, die blutrote Poinsetta. Die Bougainvillea, welche den breiten Giebel unseres Hauses berankt, treibt eine leuchtende, violette Blütendolde nach der anderen. Der Mainavogel hüpft zwitschernd im Gras, und die Iwi, welche ihre Nester in den Eukalyptusbäumen drüben über der Straße gebaut haben, flöten eitel sonnenfrohe Lieder.

Am nächsten Tage aber kam schon ein anderer Ton in diese vorweihnachtliche Zeit. Fünf Leute vom Kanonenboot „Geier" kamen zu mir ins Haus, um mit mir für die in der deutschen Kirche geplante Weihnachtsmusik zu proben. Da man in Hawaii des Klimas wegen fast nur Holzhäuser baut, hört man natürlich jeden Ton straßenweit. So lauschte denn bald eine große Zuhörerschaft aus allerlei Rassen und Nationen den Klängen, welche Instrumente und Kehlen in die Sonntagnachmittagsfeierstille hinaussandten. Portugiesen, Japaner, Hawaiier, Chinesen, Spanier und Amerikaner hörten deutsche Weihnachtslieder.

Es war eine Woche später. Wir hatten schon das Eintreffen der aus Kalifornien bestellten Tannenbäume auf Dienstag berechnet. Schon mehr wurde es uns weihnachtlich zumute. Und als ich dann gar auf der Orgelbank unserer kleinen deutschen Kirche saß und noch einmal probte, was ich morgen in der Weihnachtsmusik zu spielen hatte, da war es mir einen Augenblick fast, als zöge ein Hauch der deutschen Weihnachtswinterkälte über mich hinweg. . . .

Da kam der Hoboistenmaat Petersen auf die Orgel, allein und ohne Geige. Es hatte letzte Probe sein sollen. Ein Brief des Kapitänleutnants Eisenmann teilte mir mit: Die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika hatte uns Deutschen zu besonderer Weihnachtsfreude die Erlaubnis ihres in Hawaii kommandierenden Admirals Moore zurückgenommen, der es dem Kommandanten des „Geier" freistellte, seinen Leuten hier und da Landurlaub zu geben. Von heute an waren die 171 Mann geradezu kriegsgefangen auf dem kleinen, engen Kanonenboot. Nur in geschlossenem Zuge und geführt von einem Offizier konnten sie zum Spaziergang ausgetrieben werden. Weihnachtsmusik und Gottesdienst durften sie auch nicht in geschlossenem Zuge besuchen. Der deutsche Pastor würde sicher ebenso gern an Bord kommen und Gottesdienst halten. — Die Weihnachtsfreude war uns durch diese Ungerechtigkeit gründlich verdorben.

Niemand konnte diese unfreundliche Haltung verstehen. Nie waren irgendwelche Klagen über die beurlaubten deutschen Mannschaften laut geworden. Im Gegenteil, die Amerikaner rühmten das tadellose Verhalten der deutschen Matrosen in den höchsten Tönen, im Gegensatz zu dem, was sie von ihren eigenen Leuten gewohnt waren.

Der 24. Dezember war ein triefender Tropenregentag. Um 4 Uhr nachmittags sollte ich, so bat der Kommandant, an Bord S. M. S. „Geier" eine Weihnachtspredigt halten. Ein Kraftwagen brachte mich trocken durch den strömenden Himmelssegen und tiefen Schlamm und Morast der sogenannten Straßen im Hafenviertel. Der Offizier vom Dienst erwartete mich am Steg und führte mich ins Zimmer des ersten Offiziers, das meine „Sakristei" bildete. Auf dem Achterdeck, das nach allen Seiten wasserdicht abgesperrt war, hörte ich die Tritte der sich sammelnden Mannschaft, die bei meiner Ankunft in zwei Divisionen eingeteilt und in Parade stand und jetzt die Treppe zum Oberdeck hinaufstieg.

Der Kommandant Graßhoff und der erste Offizier holten mich ab und geleiteten mich zum Altar.

Nie werde ich das Bild vergessen, das mir in die Augen fiel und haften blieb, als ich die Treppe hinaufkam: der ganze Raum mit Flaggen geschmückt, in zwei Gruppen zur Rechten und zur Linken die Offiziere und Mannschaften, auch einige Mitglieder der deutschen Kolonie; der Hintergrund abgeschlossen durch die herrliche, stolze deutsche Kriegsflagge, von der zwei Lichterbäume sich abhoben; zwischen ihnen, von einer Kriegsflagge überdeckt, stand der kleine Altar. Die Bordkapelle begleitete die Weihnachtslieder. Welch neue Stimmung löſten sie doch hier unter dieſen Umständen aus! Und die alte, liebe Weihnachtsgeschichte vertiefte sie. Unsere Gedanken und Wünsche gingen in die Zukunft.

In ganz neuem Sinne stand es vor uns als das Ziel, für das unsere Brüder daheim kämpften: Ehre dem Gott der Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Ehrlichkeit, Treue und Liebe. Friede auf Erden für lange gesegnete, schaffende Arbeit. Und Menschen des Wohlgefallens. Mehr Weihnachtstrotz und -zuversicht als Jubel und Freude-Erfülltsein erhoben uns. Hier durfte ich reden zu Männern, die auch ihre Pflicht tun wollten fürs Vaterland; die sie in einer aussichtslosen, todesgewissen Fahrt von Singapore über den weiten Pazifik auch taten, und jetzt untätig dort drüben sitzen müssen, weil ihr Schiff zu alt, die Maschinen und Kessel nicht mehr seefähig sind. . .

Auf dem unteren Deck waren mittschiffs die Tafeln mit den schlichten Gaben der Mannschaftsbescherung aufgestellt. Die weißen Tücher wurden gelüftet und die Gaben verteilt. Noch einen Blick und Gruß in die Offiziersmesse, dann fiel die Tür des wartenden Kraftwagens ins Schloß. Ich lehnte mich in den Kissen zurück. Nun begann meine Weihnacht.

Unser Weihnachtsbaum stand geschmückt im Zimmer. Auf der Lanai saßen vor dicht verhängten Fenstern im Dunkeln zehn Offiziere von deutschen Schiffen. Die Klingel klang. Die Tür ging auf, und hinter unserem 1½ jährigen Jungen, der zum ersten Male bewußt den Lichterbaum schaute, traten wir Große ins weihnachtliche Zimmer. Der Kriegsweihnacht entsprechend, gab es nur ganz schlichte kleine Erinnerungen. Kann man es sich anders denken, als daß an diesem Abend bis spät nach Mitternacht Landkarten und Zahlen und Namen unsere Gedanken und Herzen und Lippen bewegten?

Am 25. feierten wir dann die Wiederholung mit den anderen Offizieren und Ingenieuren, welche am Vortage Bordwache gehabt hatten.

Und am 28. Dezember haben wir noch einmal Weihnachtsbäume geschmückt: Washington hatte gnädigst erlaubt, daß die „Geier"-Mannschaft mit den anderen deutschen Schiffsbesatzungen zur Bescherung an Land dürfe. In festlicher Stimmung mischten sich einheimische Deutsche unter die Wasserratten, die wir Landratten, getreu dem Rate des Herrn Churchill, für heute abend „ausgegraben" hatten, womit in der Festansprache Herr Churchill für unsere Feier mitverantwortlich gemacht wurde; eine Verantwortung, die er leichter wird tragen können als manche andere. Diese Mischung von grimmer Ironie und Scherz fand tosenden Beifall.

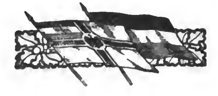
Es war etwas Wundervolles, was wir mit heim nahmen: das gewaltige Erlebnis der Bruderschaft, der unlösbaren Zusammengehörigkeit, das uns, vorher einander noch Fremde, in diesen Abendstunden so eng vereinigt hatte, daß wir es als Abschied empfanden, als man auseinander ging. Wir hatten eine ganz leise Ahnung von dem Unsagbaren, Überwältigenden des Einigkeitserlebnisses, das bei Kriegsausbruch durch unser Volk ging. Als die letzten

Schritte der in geschlossenem Zuge abmarschierenden „Geier"-leute verhallten, wußten wir lebendig, daß sie unsere Brüder waren. Und das war uns das Zeichen der Morgenröte über einem besseren und reiferen und größeren Deutschland.

Als wir auf dem Lloyddampfer „Prinz Waldemar" das Jahr 1914 ausfeierten, hatten wir ein reizendes Erlebnis, das ich doch noch erwähnen möchte. Der Waschmann ist Malaie, also englischer Untertan. Doch freute er sich nicht nur jedesmal aufgeregt über die Unruhen in Indien, welche ihm seine Zeitungen meldeten, erkundigte er sich nicht nur angelegentlich nach englischen Verlusten, er drang sogar in seinen Kapitän, den er abgöttisch wegen seiner Güte und Gerechtigkeit verehrte, 10 Mark für das deutsche Rote Kreuz anzunehmen. Man bedenke, was diese Summe für einen malaischen Waschmann bedeutet, der noch dazu auf halben Sold gesetzt ist. Dieser prächtige Kerl kam nun, als die gegenüber verankerten japanischen Fischersampans zur Feier des Jahreswechsels die weiße Fahne mit dem glutroten Sonnenball hißten, zum zweiten Offizier des „Prinzen Waldemar" und bat: „Mister de Haas, you got thing makee seven times bumm bumm me go shootjapanese flag over there", das heißt, in entsprechendes Deutsch übertragen: „Sie holen Ding, ich machen siebenmal bumm bumm (er meinte einen Revolver), ich gehen japanische Flagge dort drüben runterschießen." Wir haben alle herzlich gelacht, aber das siebenmal bumm bumm hat er doch nicht bekommen.

Meine Schulkinder in der deutschen Nachmittagsschule haben in einem hübschen Scherz unbewußt angedeutet, wie der gegenwärtige Krieg hinausgehen muß. Wir lernten „Deutschland über alles" singen, und die Kinder hatten den Text als Diktat niederzuschreiben, eins davon zuerst die Überschrift an die Tafel. Als ich am nächsten Tage wieder zur Schule kam, war aus dem „über alles" ein „über allies" geworden, das englische Wort für unsere verbündeten Gegner: also Deutschlands militärischer Sieg. Den nächsten Tag

war es bereits in ein „all lies“ abgeändert, Deutschland wird dann auch mit allen Lügen fertig werden: der politisch-diplomatische Sieg. Doch blieben die Kinder nicht dabei stehen. Die endliche Fassung war: Deutschland über all liars: Deutschland wird mit allen Lügnern auf der Welt fertig werden und gründlich aufräumen. Und das wäre der kulturelle Sieg; die weltpolitische Aufgabe des deutschen Volkes, für die es jetzt kämpft und, Gott geb's bald, und stark siegen wird.



Cäsar Jesus

Von Dietrich Vorwerk

Ein deutscher Kranker wand sich in letzter Sterbensnot,
Da sprach er tief aufatmend: „Ein Cäsar ist der Tod!
Und doch — dies bißchen Sterben ist kaum der Rede wert,
Wo jetzt Millionen fallen, gesichelt von dem Schwert.“
Er sprach's — da stand der Cäsar vor ihm mit hohlem Blick,
Er kam und sah und siegte mit Cäsars Schlachtenglück.
Wir aber sahn im Geiste einen zweiten Cäsar stehn,
Um Haupteslänge höher, leuchtstark und jugendschön.
Der griff den Todescäsar mit eisenharter Hand
Und zwang ihn auf die Knie und warf ihn in den Sand.
Dann rührte er den Toten mit leisem Finger an
Und winkte dem Erwachten und schritt ihm licht voran.
Wir aber lachen in Tränen und rufen trutziglich:
„Heil, Cäsar Todbezwinger, wir grüßen dich!“



Schrapnell

Von Dietrich Vorwerk

Ein Hündlein — Franzose — sein Herr war tot,
Sein Heim stand rauchend, von Flammen rot.
Sie brachten das dürstende, zitternde Tier
Ins deutsche Lager, ins deutsche Quartier.

Er war wie versteinert, der kleine Hund,
Das Füßchen von deutscher Kugel wund,
Verstummt, verklungen sein muntres Gebell
Vom Schlachtendonner. Man rief ihn „Schrapnell".

Monde vergingen. Er lebte sich ein,
Ein Invalide mit steifem Bein.
Zwei deutschen Knaben ward er Gespiel,
Eine deutsche Frau gab ihm Brot und Pfühl.

Wohl bellte er wieder, wohl sprang er umher,
Nur ein wenig müde, ein wenig schwer.
Da — einst — im lächelnden Scherz geschah,
Daß einer sprach: „Voilà le chat,

Viens, viens ici!" Da fuhr er empor,
Gesträubt das Haar, mit gespitztem Ohr,
Von Leben sprühend. Trompetenhell
Lachte und jauchzte sein Jagdgebell.

Kleiner Schrapnell — die deutschen Knaben —
Weißt du, was sie versprochen haben,
Die Boches, die Hunnen? „Wir lernen zur Stund
Französisch für unsren kleinen Hund."



Daheim geblieben

Aufzeichnungen aus dem Tagebuch
des Pfarrers Hans Lorenz aus Eichberg
Von Karl Hesselbacher

2. August 1914.

Mitternacht! So spät bin ich seit meiner Studentenzeit nimmer an meinem Pult gesessen. Aber heute kann ich nicht zur Ruhe gehen. Es ist ein Brausen in meinem Kopf, wie wenn ferne Gewitter über dem Blauen zusammenbrauen wollten, oder als ob das Rauschen gewaltiger Meerfluten durch das offene Fenster von weitem käme.

Und doch ist kein Laut mehr auf der Straße. Die Äste der alten Tannen, die vor meinem Pfarrhaus wie treue Wächter stehen, rühren leise im Nachtwind an die Fensterscheiben, als ob sie streichelnd darüberfahren wollten, so wie Mutterhände tun, wenn ein Kindlein sich in Unruhe im Bette hin und her wirft: „Sei still, mein Liebling! Niemand tut dir was zuleid. Guck, ich sitze am Bettlein, und meine Hände sind über dir gebreitet!" So raunen sie, die guten starken Bäume draußen, zu mir herein — und in meiner Seele ist ein Fragen und Plagen nach den starken Händen, in die wir unser großes Volksschicksal und unser kleines Lebensschicksal legen müssen.

„Lob sei den starken Händen,
Die alles Herzleid wenden!"

haben wir noch vorhin gesungen. Und durch die Stimmen meiner Männer ist ein Zittern gegangen. So wie man

zittert, wenn die Stunde einer riesigen Not angebrochen ist — oder die Stunde eines heiligen Entschlusses.

Wie habe ich gestern mich zusammenreißen müssen, als der Bürgermeister in mein Zimmer kam, das Telegramm in der Hand! Der Weißhaarige, der sonst so wortkarg ist, und über dessen Gesichtsmuskeln nie ein Zucken geht, nicht einmal damals, als wir sein Weib auf den Gottesacker trugen! Und doch hat mir sein Schwager erzählt, daß er vom Leichenschmaus aufgestanden ist und in die Kammer ans Bett der Verstorbenen ging und die Kissen gestreichelt hat: „Liseli, warum hast mich nit mitgenommen? Sind doch alleweil einen Weg gegangen, wir zwei!" Jetzt hat die Hand des alten Mannes nach der meinen gegriffen: „Herr Pfarrer, was meinen Sie, sitzen wir wieder in vier Wochen droben hinter dem Silberbuck in den Schwedenhöhlen am Kohlplatz, wie die Urgroßväter gesessen sind in der Franzosenzeit Anno 1799?" Und wie ich sage: „Gott verhüte es! Das darf kein deutscher Mann glauben!" — da hat er mich angesehen, daß es mir durch und durch gegangen ist: „Herr Pfarrer, unser Herrgott hat uns Deutsche mehr als einmal mit der feurigen Rute geschlagen. Wer weiß, wo er diesmal hinaus will!"

„Was dann?" habe ich gefragt.

Da hat er sich aufgereckt, der Krummgebeugte, daß er dagestanden ist wie zu der Zeit, in der er bei den Leibgrenadieren als Flügelmann bei der ersten Kompagnie gedient hat, und hat gerufen:

„Dann wird's gehen, wie es allemal gegangen ist: Wir werden's müssen leiden! Wir können's noch so gut, wie die, die dort drüben schlafen."

Und er hat auf den Friedhof gezeigt, wo ein altes Kreuz steht, aus unserem grauen Sandstein gehauen, zum Gedächtnis an die Männer, die in den Franzosenkriegen Anno 1806 bis 13 gefochten haben.

„Sie haben's leiden müssen. Meine Mutter hat mir

oft genug erzählt von unserem Schreinerfritz, der damals Bürgermeister gewesen ist. Wie dem sein liebster Bub, der Hannsadam, gezogen worden ist nach Rußland Anno 11. Und seine Mutter, des Schreinerfritzen Brigitt, ist mit dem Buben nach Staufen zu gegangen. Und der Bändel ist von seinem Hut geflattert, aber er hat kein Rekrutenlied gesungen. Sie haben still vor sich hin geweint. Dann — wo das Wegkreuz steht, hat der Hannsadam gesagt: Mutter, geh heim, ich seh dich nimmermehr! Und sie ist heimgegangen. Aber ihr Lebtag hat sie nie mehr gelächelt. Kein einziges sterbliches Mal mehr. Bis sie am Sterben gelegen ist — da ist ein Lächeln über ihr Gesicht gegangen: Hannsadam, jetzt sehe ich dich doch wieder! Die haben's müssen leiden. Mit den Franzosen haben sie müssen marschieren, die uns unsere besten Kühe und Ochsen geschlachtet und unsere besten Gäule aus dem Stall gerissen haben. Und wenn wir's müssen leiden — so werden wir's können!"

Kein Wunder, daß die Männer hier so ernst sind! Drüben fließt der Rhein. Wenn sie auf den Rebbergen schaffen, sehen sie jedes Wetterlein, das in den Riesenschlünden des Wasgenwaldes aufbraut. Und darum sind wir die Ersten, die es trifft, wenn der Franzmann hereinbricht in den süddeutschen Gau. Herrgott im Himmel droben, willst du's leiden, daß der Turko über unsere Weiber kommt?

Sie sind heute abend zum Nachtmahl gegangen, die Jungen und die Männer, die morgen in der grauen Herrgottsfrühe fort müssen. Der Schütz hat es nicht müssen ausschellen, wie ich gewollt habe. Der Bürgermeister hat mir gesagt heute nachmittag: „Heut gehen wir zweimal in die Kirch. Auch die, denen schon das eine Mal sonst zuviel ist. Aber 's muß Nacht sein. Die Weiber wollen nicht, daß man ihre rotgeweinten Augen sieht. Und die Männer meinen, es muß nicht Licht sein, wenn es da innen brennt im Herzen. Da geb's Licht genug anderswo her.

Und einer sagt's dem andern. Wenn es läutet um halber Neune, weiß jeder, was es deutet."

Da sind sie den Kirchberg heraufgestiegen. Durch die dämmernde Stille. Es war ein heimlich Bild. Jeder hat ein Kerzenlichtlein getragen. Es war noch nicht angezündet. Aber die weißen Stümpflein haben durch den Abend geleuchtet, als ob die Männer und die Frauen ein Kreuzlein in den Händen trügen. Sie sind ganz still gegangen. Nebeneinander Mann und Weib, Mutter und Sohn. Nicht Arm in Arm wie die Stadtleute. Sie zeigen nicht vor anderen, wie sie aneinander hängen. Aber das weiß ich, ihre Seelen sind eins gewesen. So wie damals, als sie miteinander zum Altar gegangen sind. Und wie damals, wo die junge Mutter den ersten Kirchgang getan hat hinter dem Täufling im weißen Kissen.

Und wie ich die brennenden Lichtlein gesehen habe im Kirchenraum, da ist mir's so leicht geworden. Ich weiß nicht, warum. Aber ich habe mit einem Male eine ganze Armee von solchen Lichterträgern um unser deutsches Heimatland herumstehen sehen. Und meine Predigt, die ich schön säuberlich zu Papier gebracht gehabt, die habe ich liegen lassen und habe das zweite Königsbuch aufgemacht und gelesen im 6. Kapitel: „Da öffnete der Herr dem Knaben die Augen, daß er sah. Und siehe, da war der Berg voll feuriger Rosse und Wagen um Elisa her!" Und mein Mund ist mir aufgegangen, wie er sonst nicht tut, da ich doch immer ein „verschrockener Prediger" gewesen bin, wie die Eichberger von mir urteilen, und ich habe geredet von den Männern, die in Gottes Flammenlicht und Flammenkraft unser deutsches Heimatland schützen werden. „Vor euch geht Gottes Engelschar! Sie stärkt euch den Arm und weitet euch das Herz. Geht hinein in Gottes Kampf und fechtet Gottes Sieg!" Und die Lichtlein haben auf den Bänken geflackert, wie lauter fröhliche Kinderaugen, in denen der helle Sonnenschein blinkt.

Und wie sie das Abendmahl genommen hatten, die zwölf, die morgen fortziehen, haben sie etwas getan, was sonst die Alemannischen Bauern nie tun. Sie sind am Altar niedergekniet. Und ich habe müssen meine Hände auf ihren Kopf legen, und — mein Herrgott! — du hast gesegnet, ich nicht! Geh du mit ihnen. . . .

Die Lichtlein sind dann durch die dunkle Nacht den Kirchberg hinabgeschwebt. Keinen Tritt der genagelten Schuhe hat man gehört. Kein Murmeln aus den Reihen der Heimkehrenden. Nur die Lichtlein haben gefunkelt. Tröstlich durch die schweigende Nacht, wie lauter gute Gottesverheißungen: „Ich bin bei dir, fürchte dich nicht!"

12. August.

Kaum kann ich die Feder halten zum Schreiben. Aber es muß doch geschrieben werden. Wer weiß, ob nicht später einmal mein Büblein mich fragt: „Vater, wie ist es im großen Krieg gewesen?" Dann muß ich erzählen können. Und doch fließt all das, was wir durchmachen, so schnell durch die Seele, wie Wasser durch ein Sieb. Man kann es nicht festhalten.

Sauer genug fällt mir das Schreiben. Mit dem geschwollenen Arm. Die ganze Woche habe ich bei der Weizenernte geholfen. Bin doch sonst ein Büchermensch, und die Eichberger haben manchmal in ihrer stillen Art gelächelt, wenn ich abends ein wenig Luft geschnappt habe und beim Gang über ihre Äcker sie gefragt habe: „Wie tut's mit dem Geschäft? Haut die Sense? Garbt sich das Korn recht?" — „All recht, Herr Pfarrer. 's tut sich, wie sich's alleweil bei unsereinem tut. Wär kein' Arbeit für den Herrn Pfarrer, das!" Und ich habe mich dann allemal meiner weißen Hände weidlich geschämt, wenn ich ihre braunen Fäuste angesehen habe. Und mein schmaler Leib hätt' sich gern noch einmal so breit gemacht, wenn er neben den starken Schultern meiner Rebbauern gestanden ist.

Aber jetzt ist des Nachbars Güntert Frau am Abend vor ihrem Häuslein gesessen und hat den Dengelblock vor sich gehabt. Und kling, kling ist der Dengelhammer auf die Sense gefallen. Hab aber wohl in acht genommen, wie der Arm der Frau, von dem sie die Hemdärmel weit hinaufgeschoben hat, die Aderstränge dick aufgeschwollen gezeigt hat. Da bin ich hinübergegangen und hab sie gefragt: „Könnt ich nicht das Dengeln lernen? Ist doch Männerarbeit, nichts für euch Frauen!“

Aber sie hat geseufzt: „Was hilft's mich, Herr Pfarrer, wenn mir auch einer das Dengeln abnimmt? Drum hab ich doch niemand, der mir die Garben auf den Wagen gibt, und niemand, der meinen Wagen führt, wenn er vollgeladen ist. Ist halt ein Kreuz, wenn mitten in der Ernt, wo man es am nötigsten hat, einem der Mann weggerissen wird. Aber was hilft's. Man muß es halt tragen!“

Da hab ich an den Bürgermeister gedacht, wie der gesagt hat: Wir müssen's leiden, und wir können's leiden! — und ich hab denken müssen: Sollen die es schlechter haben wie du? Und sollst du im kühlen Studierzimmer sitzen, und die armen Frauen brechen unter der Hitze des Sommertages zusammen?

Drum hab ich den Dengelhammer genommen, als wäre es halber im Spaß, und das Dengeln ist gegangen, besser, als ich gedacht hätte. Und am anderen Morgen, wie die Frau des Nachbar Güntert ihren Wagen aus der Scheuer gezogen hat, bin ich schon auf dem Weg gestanden und hab gesagt: „So, Frau Nachbarin, heut haben Sie einen neuen Knecht! Er wird sich freilich ein wenig dumm anstellen. Aber er hat einen guten Willen. Drum müssen Sie mit ihm Geduld haben. Sie werden schon sehen, wir zwei werden gut miteinander geschirren.“

Die Frau hat zuerst gar nicht gewußt, was ich meine. Und wie sie es begriffen hat, da hat sie sich gewehrt:

„Das wär mir noch schöner! Der Herr Pfarrer im

Bauerngeschäft!" Dann habe ich sie gefragt: „Frau Nachbarin, wenn Ihr Haus brennen tät und ich käm zum Löschen — täten Sie sich dann auch wehren?" „Beileib nicht!" hat sie gerufen. „Wenn's brennt, ist jeder willkommen, der hilft. Und keiner darf dahinten bleiben!"

„Alleweil brennt's!" hab ich ihr geantwortet. „Und da darf niemand dahinten bleiben. Am wenigsten bei Ihnen. Sie haben keine Freundschaft im Dorf, seit der einzige Bruder Ihres Mannes gestorben ist. Drum muß ich bei Ihnen in den Dienst treten."

Es war nicht leicht. Ich muß es ehrlich sagen. Wie ich die Sense hab angefangen zu schwingen, ist des Bürgermeisters Knecht zu mir herübergekommen und hat mir gesagt: „Sie dürfen nicht so hoch hauen. Sonst'n wird das Stroh zu kurz. Wir brauchen unser lang Stroh not genug. Ist der Sommer heiß, so gibt es so wie so kein lang Stroh." Und so bin ich bei dem alten Knecht in die Lehre gegangen, den ich — ich will es geradeheraus sagen — nie groß geschätzt habe, denn er hat die Tannenbank hinter dem Ecktisch im „Wilden Mann" sein Lebtag mehr geschätzt als seinen Platz neben der Eichensäule in unserer Dorfkirche. Ich habe immer ein wenig über ihn weggeguckt, wenn er auf dem Weg seine zerschlissene Schirmkappe vor mir gelupft hat. Jetzt aber habe ich auf seine Hände geschaut, wie ein ängstlich Schülerlein auf die Striche, die der gestrenge Schulmeister an die Tafel schreibt. Und ich hätte — es ist wahrhaftig wahr — beinahe aufgejauchzt, wie er ein wenig gnädig sagt: „Ha no, der Herr Pfarrer stellt sich doch lang nicht so dumm an, wie ich mir gedacht hab. Wenn er sich weiter so anstrengt, mäht er bald wie ein Alter!" Wie sich doch in solcher Zeit die Welt dreht! Der Pfarrer von Eichberg, der an der Lizentiatenarbeit sitzt, lauert auf das Lob eines alten Bauernknechtes mehr als auf das beifällige Murmeln, mit dem der Universitätsprofessor seinerzeit seine klugen Antworten im Seminar aufgenommen hat. Und wie

ich so hinüberlauere auf die Fäuste des Knechtes, die sicher und fest den Sensenstiel umspannen, und mich mühe, es ihm nachzutun, fällt mir der 123. Psalm ein: „Siehe, wie die Augen der Knechte auf die Hände ihrer Herren sehen, also sehen unsere Augen auf den Herrn, unseren Gott, bis er uns gnädig sei!" Hat mir also ein einfältig Knechtlein ein Kollegium in der praktischen Theologie lesen müssen, und durch den schweren, heißen Sommertag ist ein fröhlich Glaubenslied zum blauen Himmel gestiegen. „. . . . bis er uns gnädig werde!". 's ist an der Zeit, daß wir's singen! Wie haben vorgestern die Kanonen vom Elsaß herübergedonnert zu uns — durch das Dorf sind allerhand Gerüchte gelaufen! Einer ist von Freiburg gekommen und hat gesagt: „Die Leut in Freiburg richten sich zur Flucht. 's ist schon ausgemacht, unser oberrheinisch Land wird den Franzosen preisgegeben. Man will sie hereinlassen. Dann soll's über sie hergehen!" Ich habe wahrhaftig durch das ganze Entengäßle laufen müssen, von Haus zu Haus, um die jammernden Weiber zum Schweigen zu bringen. Sind doch sonst so leichtgläubig nicht, meine Schwarzwaldbauern! Sagen doch allemal, wenn irgend eine „Neuigkeit" läuft: „Laßt sie acht Tag alt werden! Wenn sie dann noch lebt, dann guckt ihr in die Augen!" Aber jetzt springen die Gerüchte durch das Land wie die Funken bei einem Hausbrand in der Sturmnacht. Wo sie hinfallen, zünden sie. Und nicht überall steht einer im Feuerwehrhelm und mit dem Löscheimer. Bin froh, daß ich den alten Bürgermeister habe! „Ein einziger Mann in solcher Zeit wiegt hundert Doppelzentner" — tät mein alter Löb Kaufmann sagen, der gute Kerl, wenn er noch lebte!

Am Nachmittag des 10. August sind wir hinaufgestiegen auf den Kilchbuck. Das ganze Dorf, soviel ihrer noch da sind. Alte Männer, milchgesichtige Bürschlein, und Frauen und Jungfern. Drüben im Elsaß bei Mülhausen sehe man Geschützwolken aufsteigen. Und das schwere

Rollen, das durch das Dorf zitterte, daß alle Häuser in ein Beben kamen und alle Fenster klirrten, komme von den Riesengeschützen der Festung auf dem Felsenklotz am Oberrhein — so haben die Kinder gemeldet, die droben am Tannenwald des Kilchbuck Brombeeren suchten.

Nun standen wir da oben. Über uns der Wald mit seinen prächtigen alten Tannen. Die hielten ihre Riesenäste wie starke Arme ausgereckt. Hüter des Tals, so wie ihn der alte Meister Hans Thoma gemalt hat, in schwarzer Eisenrüstung! Und durch die Äste durch guckte wie ein lächelnd Kindergesicht der blaue Sommerhimmel aus hellen, blitzenden Augen. Und die Sonne warf mit vollen Händen ihr Gold über den Rebberg, auf dem die frühen Trauben anfangen durchsichtig zu werden, wie eine gute Mutter, die ihren Kindern den Tisch deckt, daß sie sich freuen sollen. Und drunten im Rheintal die vielen spitzen Kirchtürme aus all den Dörfern heraus, die sich unter den Obstbaumwäldern ducken, wie ein Völklein junger Hühner, das unter die Henne hinunterschlüpft. Einer von den Tagen, an denen unser Bauernvolk sagt: „Der Herrgott geht übers Feld", weil es einem ist, man sähe lauter Segen vom Himmel träufen. Und drüben im Elsaß donnert es in unaufhörlichem Rollen, als wolle der Erdboden auseinanderkrachen und sich auftun und all das Blut hinunterschlürfen, das da drüben aufgetrunken wird von Acker und Wiese und Waldboden! Mir kommt's vor, als müßte die Sonne sich bergen vor allem dem Jammer hinter dicken, schwarzen Wolken — aber sie geht mit dem gleichen gütigen Lächeln ihre Bahn, wie sie sie gegangen ist alle die Tage her, und unter ihren Händen grünt, blüht und reift die glückliche Welt, in der die elenden Menschen wohnen.

„Ein Sonntag ist es," sagt eine der Frauen. „Und dort drüben müssen unsere Knaben sterben!"

Die anderen nicken. Weiß sind die Gesichter, groß die Augen. Aber stumm der Mund. So ist der Alemanne. In

der höchsten Freude und im ärgsten Jammer ist er still. Er muß alles mit sich selber ausmachen. Mit sich selber — und mit dem Herrgott. Da läßt er keinen hineinguđen. „Drüben müssen unsere Knaben sterben!" Und durch die Baumgipfel über uns geht leise und zart ein Abendwind, wie eine süße, trauliche Melodie singt er. Vom Schlafen des Kindleins in der Wiege und von dem guten Hirten, dem Mond, der vor seiner goldenfliesigen Herde hergeht, und von dem Frieden, der über die silberüberronnenen Dächer fließt. „Drüben müssen unsere Knaben sterben," damit den deutschen Kindlein das Abendlied über die Wiege gesungen werden kann von Müttern, deren Stimme zittert vor brennendem Heimweh nach dem Vater im feldgrauen Kleid.

Fahrt wohl in Gottes Namen, ihr deutschen Knaben, eingesungen zum letzten Schlaf von den rauhen Liedern der Granaten und Schrapnells! Uns tut das Herz weh, daß es brechen möchte. Hui, seht ihr den Feuerstrahl durch die einsinkende Nacht? Und doppelt grausig das Dröhnen der Erzschlünde in der Totenstille des abendlichen Dunkels! Herrgott, was wird dein Wille sein mit deinem armen Volke, über das die Hunde fallen mit eisernem Zahn?

Wie wir heimgegangen sind, ist es ganz dunkel gewesen.

Es war ein schweigender Zug.

Keiner hat von den Sorgen etwas sagen wollen, die ihm auf die Seele gebrannt haben. Jedem war das Herz mehr als schwer. Drum hat jedes gewußt, ich darf dem anderen nicht mein Bündel aufladen. Und so hat „jeder seine eigene Last getragen", wie der Apostel Galater am sechsten haben will.

Vor mir ist ein jung Pärlein gegangen. Weil es schon recht dunkel gewesen ist, haben sie sich nicht gescheut, die Arme ineinanderzuschieben. Und bald hat das Mägdlein seinen Arm um den Hals des Burschen geschlungen, und der

Bursch hat seine Herzallerliebste an sich herangezogen. Das war ein lieblich Bild. Im Dunkel der Nacht hat das lichtblonde Haar des Mägdleins noch einen zarten Schimmer gebreitet, wie das Auffunkeln eines weit, weit in der Himmelsferne stehenden Sternleins, das seine feinen Lichtstrahlen wie ein Gespinst von geschickten Händen in die schwarze Himmelstiefe breitet. Und die starken Schultern des Jungmanns habe ich wohl gekannt. So war nur einer von den Jungen, die ich vor fünf Jahren an Ostern eingesegnet habe. Schon damals habe ich ihn scherzweise den Jung-Dietrich genannt. Und wenn seine blauen Augen blitzten, habe ich wohl gerufen: Willst Feuer aus dem Munde blasen wie dein Heldenahn? Hat freilich nichts davon gewußt, der Bursch, bis ich ihm die Geschichte vom Kampf des Jung-Dietrich mit dem Siegfried im Rosengarten von Worms erzählt habe. Und seither haben ihn die Buben nicht anders geheißen als Jung-Dietrich. Hat den Übernamen nicht krumm genommen, wie sonst die empfindlichen Buben tun, sondern ist stolz darauf gewesen.

Er ist der Sohn einer „besonderen" Familie. Seine Vorfahren sind Weber gewesen, und noch sein Vater betreibt das ehrsame Handwerk draußen am Eingang des Dorfes in einem Häuslein, das ganz abseits liegt. War ein seltsamer Anblick für mich, wie ich kurz nach meinem Einzug im Dorf an einem Herbstabend dort meinen Besuch gemacht habe. Durch ein Gärtlein, in dem alte, knorrige Pflaumen- und Zwetschgenbäume stehen und über das einstöckige Häuslein hinübergucken, als wollten sie das Dach zudecken, hat das erleuchtete Fenster des Weberstübleins gegrüßt wie ein freundliches Auge, das unter einer schweren Pelzkappe hervorguckt, und das Klappern des Webstuhls hat durch den stillen Abend getönt wie das sachte Klöpfeln eines Stillvergnügten, der seinen heimlichen Gang für sich geht und den Stock auf den harten Boden aufstößt im Takte. Der „Weberhannes" hat mir seinen uralten Vater vorgestellt,

der am Kachelofen saß und mit einem Paar wunderschönen, tiefblauen Augen mich angeschaut hat.

„Der Altvater ist sein Lebtag einer für sich gewesen. Drum sieht er viel, was andere Leute nicht sehen," hat der „Weberhannes" gesagt. „Und damit unterhält er sich jetzt, wo sein Gehör zugeschlossen ist. Es reden Stimmen zu ihm, die unsereiner nicht hört, und er hält viel Zwiesprache mit denen, die unsichtbar um uns sind!"

Der alte Mann hat mir die Hand gereicht und mich lange angesehen. Dann ist er aufgestanden und hat seine beiden Hände auf meine Schultern gelegt und mit einer leisen Stimme — wie die Schwerhörigen zu sprechen pflegen — aber mit großer Feierlichkeit gesagt: „Der Herr segne deinen Einzug bei uns, Hirte deiner Herde! Du wirst stark sein müssen in dem Herrn, denn die große Not wird über uns kommen, solange du unter uns weilst, und wirst manche Leute halten müssen, daß sie nicht sinken mit dem großen Fall vieler!"

Das war, als ob ein Prophet aus dem Alten Bund vor mir gestanden wäre. So hat es mich durchschauert. Dann ist der alte Mann wieder niedergesessen auf seinen Ofensitz und hat mit freundlichem Lächeln auf mich geschaut, während ich bei seinem Sohn und der Söhnerin am Tisch saß. Mir war, als strahle von dem Greis eine himmlische Freude aus, und manchmal, wenn mir das Predigen hat sauer werden wollen und ich gemeint habe, ich müsse den Stab von mir werfen, den ich ergriffen habe, hat mich der Segen des alten Mannes getröstet!

Und „Jung-Dietrich" ist der Enkelsohn des Uralten. Sein Vater hat erst spät gefreit, und schon ziehen sich die ersten weißen Fäden durch das Schwarzhaar des Webers, während sein Sohn wie eine junge Tanne in die Höhe schießt. Ich kann mir den jungen Riesen gar nicht am Webstuhl denken. Und doch will der Vater haben, daß „das alte Handwerk nicht ausstirbt"! Es steckt etwas von dem

Alemannenstolz dahinter, der sich sogar gegen die Zeit stemmt mit seinem breiten Rücken. Aber Jung-Dietrich fährt lieber mit den Ochsen des Haldwängler in den Wald und holt die massigen Tannenstämme ins Sägewerk nach Müllheim. Da ist's ein Prachtbild, wenn die Ochsen, das schwere Doppeljoch auf dem Nacken, den steilen Silberbuck herunterkommen und der junge Bursch sich mit den Tieren gegen das rasche Fahren des Wagens stemmt! Aufgekrempelt die Hemdärmel, die Arme wie Bronze schimmernd und die Muskelstränge geschwollen! Das Gesicht glühend vor Mühsal und trotzig! Die Kraushaare über der breiten Stirn herunterfallend in wilden Locken — ein Stück germanischer Urkraft. Hei, was wächst ein tüchtig Geschlecht in unseren Bergen!

Drum hat der Haldwängler auch kein finster Gesicht gemacht, wie er gemerkt hat, daß die Bergfahrten des Jung-Dietrich zugleich Minnefahrten gewesen sind, weil des Haldwänglers Verenli schon in der Schulzeit mit dem Webersohn denselben Weg gegangen ist. Sie hat es ihm nicht vergessen, wie er sie an einem Wintertag geschützt hat gegen die Schneeballwürfe, mit denen die Dorfbuben das verängstigte Kind verfolgt hatten. Der Haldwänglerhof ist der einzige, der abseits vom Dorf auf dem Mattenhang des Ülsberges liegt, und drum sind die Hofkinder immer etwas „Extraes", die nicht zum großen Haufen gehören und nicht mit dem großen Haufen laufen, aber auch drum vom großen Haufen befehdet werden. „Sie sind die Fürnehmen," drum muß man mit der Faust auf sie los. Das ist von jeher Dorfbubenpolitik gewesen. Aber Jung-Dietrich war auch nicht vom großen Haufen. Drum hat er ritterlich seine Bubenfaust über das zarte blonde Dirnlein gehalten, und wie sie miteinander konfirmiert worden sind, so sind sie miteinander „gegangen" all die Jahre her. Der Haldwängler aber, der zu seinem großen Schmerz keine Buben hat, sondern „nur ein Rudel Wibsvölker", hat dem Webersohn in

seiner reckischen Größe den Eingang in den Haldwanghof nicht verboten. Das Verenli hat ihm in den frühjahrlichen Holzfahrten sogar mehr wie einmal das „z Nüni“ und „z Vieri“ in den Wald bringen dürfen. Das war so gut wie der „Vatersegen“ zu dem kommenden Lebensbund. Der Haldwängler weiß, daß früh gefreit niemand gereut hat, und lieber soll sein Verenli in Ehren einen ganzen Mann einmal heimführen, als daß ein „Hängerli“ in heimlichem Bangen und dunklen, verschwiegenen Stunden das Kränzlein auf dem lichten Schimmerhaar in Fetzen reißen müßte! Ist ein selten Ding auf dem Dorf, solch ein frühes Verloben. Sonst geht manch ein Bursch mit seinem Maidli, das später einem ganz anderen in den breittorigen Hof als Ehweib folgt.

Drum hab ich meine helle Freude am jungen Menschenpärlein da vor mir, das durch das Dunkel schreitet in lauter Licht, während über den dunklen Himmelsschoß über uns die unheimlichen Lichtkegel der Scheinwerfer huschen, wie die langen Arme böser Geister, die nach unserem stillen Glück greifen, um es in Trümmer zu legen! Der Erdboden zittert unter seinen Füßen, und unabläßig donnern die Kanonen drüben im „Elsiß“, in dem unglücklichen Grenzland, das wieder einmal die Schaubühne des Ringens zweier Völker werden muß, wie immer, wenn die Kriegsfurie durch Frankreich und Deutschland rast! Und wir? Und wir? — Warum sind sie so still, die Heimziehenden, in deren Mitte ich gehe? Auf dem Dorfplatz, wo die alte Linde steht, habe ich unter die schweigende Schar hineingerufen: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen mir Hilfe kommt. Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat!“ Und habe hinaufgedeutet auf die Berge, die über uns gestanden sind, hoch und im Schmuck ihrer Tannenzadenkrone. Es war, als ströme um sie ein zartes Licht. Der Mond ist am Aufgehen gewesen, und sein Schein ist vor ihm vorausgegangen, wie feines Silber ist

es um die schwarzen Wipfel geflossen. „Seht, so ist unser Herrgott über uns. Wir sehen ihn jetzt noch nicht. Aber sein Licht geht vor ihm her. Bald, bald wandeln wir in seinem Licht!"

Wie viele harte Hände sind in der meinen gelegen an jenem Abend! Ich habe es gespürt, jetzt fragen sie nicht danach, ob ich ein „verschrodener Prediger" bin. Jetzt gehöre ich zu ihnen und sie zu mir. Wir sind zusammengeschmiedet.

Und doch — wenn ich die Kanonen donnern höre, fährt mir's durch den Kopf: „Drüben sterben unsere Knaben — und du? Du bist daheim? Gehörst du nicht dahin, wo deine Knaben sterben, damit du ihnen das Sterben leicht machst oder — daß du mit ihnen stirbst den schweren Tod im Gebrüll der Schlachtnot?"

2. September.

Lange habe ich nicht schreiben können. War viel Umtrieb in den Wochen seit der Mülhausener Schlacht. Ist mir beinahe, als seien ganze Jahre vorübergegangen, seit dem Abend droben auf dem Kilchbuck.

Wir haben ein Lazarett eingerichtet. Von Müllheim her ist die Aufforderung gekommen. Leichtverwundete sollen in unser Walddorf kommen, hat der Oberamtmann gesagt. Die sollen dann in unsere Tannenwälder gehen und dort die alte Kraft holen, die sie im Schlachtenwetter verloren haben. Es hat halt viele gekostet drüben an dem heißen Sommertag im Elsaßgau. Und — wer weiß? — es ist schon damals etwas in der Luft gelegen von einer großen Schlacht in den Vogesen. Niemand hat etwas Rechtes davon gewußt, aber es ist ein Raunen durch das Dorf gegangen, wie ein Raunen durch die Luft geht, wenn der Föhn naht! Drum hat man in all den Dörfern im ganzen Bezirk, die am Fuß der Bergkette liegen, Unterkunft gesucht für die Siechen und Wunden.

Mitten im Dorf steht der alte „Meierhof". Es ist lange her, daß der „alte Meier" ihn bewohnt hat, ein

mächtiger Großbauer, der unter den anderen gehaust hat wie eine Edeltanne unter Krüppelföhren. Der stolze Mann hat sein Haus bauen lassen wie ein Freiherrnschloß mit Zaden und Treppgiebeln. Die Stuben sind breit und räumig gelegt, wie Säle, und die Fenster mit ihren Hohlglasscheiben blitzen über den weiten Hofplatz. Wie der „alte Meier" vor mehr als sechzig Jahren gestorben ist und seine einzige Tochter den reichen Kaufmann in Mülhausen geheiratet hat, ist der „Meierhof" in den Besitz der Gemeinde gekommen. Die hat ein Rathaus daraus gemacht, und der Bürgermeister hätte die größten Tanzgesellschaften darin geben können, der Hof wäre doch nicht gefüllt worden. Jetzt habe ich dem alten weißhaarigen Mann, als er mich fragte: „Herr Pfarrer, wie wollen wir das Lazarett richten?" geantwortet: „In den Meierhof!" Und das Gesicht des Mannes ist licht geworden. Mein Weib hat die Frauen der wohlhabenden Bauern zusammengerufen und gesagt: Ehrensache ist es für uns, das Lazarett zu richten! Und keine hat versagt. Bettzeug, Geschirr, Bettstellen, Lebensmittel sind nur so geflogen gekommen. Und keine ist dahinten geblieben. Eine der ärmsten, die nichts zu bringen hatte, hat ihre Kinder in den Wald geschickt, Brombeeren zu holen, und hat einen linden Saft eingekocht, mit dem wir die verschmachteten Männer haben laben können. Und dann, wie sie den Saft gebracht hat, hat sie zu meiner Frau gesagt: „Ist der Saft gut, und sieht die Frau Pfarrer, daß ich noch etwas behalten hab von meinem Dienst bei der Frau Regierungsrätin in Karlsruhe, dann darf ich vielleicht zum Kochen in das Lazarett. Die wunden Männer sollen nicht klagen über die Suppe, die ich ihnen reiche," und wir haben es nicht bereut, daß wir sie riefen. Die Maidli im Dorf, auch die stolzesten, haben mit den allerärmsten abgewechselt in der Nachtwache und sind am Geschirrwaschen gestanden, als ob sie mit der Seidenschlupfkappe zum „Kilbetanz" schritten!

Aber wie die ersten Verwundeten eingezogen sind, ist ein wunderlich Raunen durch das Dorf gegangen. Ich habe gesehen, wie die Leute die Köpfe zusammengesteckt haben und getuschelt. Was sie miteinander hatten, habe ich nicht herausbringen können. Sie haben den Kopf geschüttelt, so oft ich gefragt habe, und einer hat gemeint: „Von solchen Dingen tät nicht gut, laut zu reden! Die seien zu subtil!" Aber schließlich hat mir's der weißhaarige Bürgermeister doch berichtet:

's sind wohl ein Stücker zehn Jahr her gewesen, da ist der alte Weber, der Vater des Weberhannes, einmal mit den beiden kleinen Buben seines Sohnes am Sonntagnachmittag am „Meierhof" gestanden, und er hat so wunderlich mit dem Kopf genickt. Da sind die jungen Burschen des Wegs dahergekommen, die mit ihren Maidli in den Silberbuckwald haben gehen wollen zum Tanz auf dem Kohlplatz, und die haben den alten Mann sagen hören: „Ja, ja, so wird's sein. Da wird das Lazarett sein, wenn die große Not anfängt!"

Die Burschen sind stehen geblieben, und einer hat dem Alten ins Ohr gerufen: „Was ist das für eine Not, Altvater?"

Da hat der Alte ihn seltsam angeschaut: „Du, Hanfrieder, wirst auch mit müssen! Und du . . . . und du . . . Ja . . . ."

Dann hat er seine beiden Enkelbüblein angeguckt, die vier Jahre im Alter auseinander sind. Und hat dem Ältesten die Hand auf den Kopf gelegt — 's war mein „Jung-Dietrich" — und hat gesagt: „Auch du, mein lieb Bübli! Auch du!" Dann hat er den Jüngeren angeguckt: „Aber du? Nein, du nicht! Wenn sie dich rufen, dann ist es zu Ende! Dann kommen sie heim, die Mannen aus dem Dorf. Viele sind ihrer nimmer. Gar nit mehr viele, die heimkommen. Aber sie kommen und tragen die Eichenzweige auf dem Helm. 's ist Sieg. Nur daß sie sich nicht freuen

können. Weil sie soviel Blut gesehen haben. Da sind sie todernst. Als gingen sie zum Totenacker."

Dann hat er die zwei Büblein an der Hand genommen und ist heimgegangen. Die Burschen haben erst lachen wollen. Aber einer hat sich umgewendet. Die Maidli sind gerade hinter ihnen hergekommen: „Kätherli," hat er gesagt, „nach dem Kohlplatz gelustet's mich nimmer heut!" Und die anderen sind blaß gewesen, und aus dem Tanzen im schönen Herbstsonnenschein ist nichts geworden.

Lange hat man nicht mehr daran gedacht. Aber wie die Wagen langsam ins Dorf gefahren sind, auf denen die Verwundeten saßen, hat einer von den älteren Männern gesagt: „Guckt, das sind die Grauen, von denen der alte Weber gesagt hat, daß sie in den Meierhof ins Lazarett kommen werden!"

Ob er das Wort von den Grauen gesagt hat oder ob es dem Manne in dem Augenblick nur so gekommen ist, weiß ich nicht. Aber ein Raunen fliegt durch das Dorf, das ist wie ein Nebel, der aus dem Wildsee oben auf dem Hochberg steigt und die Sinne umhüllt, daß sie keinen Weg mehr wissen. So legt sich dies Raunen auf die Herzen der Weiber, die sind noch stiller als zuvor. Und die Kinder, die auf den Gassen immer so fröhlich gesungen haben:

„O, Mädchen, weine nicht,
Sei nicht so traurig,
Mach deinem Füsilier das Herz nicht schwer!
Denn die Franzosen
Sind bald erschossen,
Dann kehrt dein Füsilier zu dir zurück!"

sind mäuschenstill geworden. Des Webers Jüngster ist erst in diesem Frühjahr zum ersten Nachtmahl gegangen. Wenn's so lange dauern wird, bis der vor der Einberufung steht? Gott im Himmel, das kann dein Wille nicht sein!

Ist doch noch nicht einmal mein „Jung-Dietrich" eingezogen. Und Kriegsfreiwillige gibt mein Dorf nicht her!

Da haben mich die Stadtfreunde gefragt: Wieviel von euren Jungen sind freiwillig mitgegangen? Und wie ich den Kopf geschüttelt habe, da haben sie ein groß Geschrei anheben wollen über den größeren Patriotismus der Stadtjugend. Ich habe lächelnd zugehört. Und dann habe ich gesagt: „Wer den Bauern kennt, der weiß, daß er sich nirgends hindrängt. Aber wo er hingestellt wird, da steht er. Drum lasse ich meine Bauernbuben ruhig warten, bis man sie ruft. Denn ich weiß, die stellen ihren Mann. Die gehen keinen Schritt zurück. Und wenn es heißt vorwärts, haben sie eine Faust wie Eisen."

Der alte Bürgermeister hat mir erzählt, daß mehr als einer von den Buben nach Freiburg hat gehen wollen, um sich zu stellen. Aber die Weiber haben gesagt: „Wir Leute auf dem Dorf warten, bis unser Herrgott euch marschieren heißt. Er weiß, wann er euch braucht. Dann wird er euch holen!" Sie halten es von alters her mit dem Sprüchlein: „Wer sich in die Gefahr begibt, kommt drin um!" Und stillschweigend setzen sie dazu: „Wen aber unser Herrgott in die Gefahr führt, dem stählt er den Arm, und dem hält er den Kopf!" Drum haben meine Waldleute den Heimatboden gerade so lieb wie die Stadtjungen, die mit Jubeln hinausgezogen sind auf das blutige Feld in Belgien und Frankreich. — — —

Heute früh, wie ich beim Waschen mich im Spiegel gesehen habe, bin ich beinahe zurückgeprallt. Denn ich habe mich schier selber nimmer gekannt. So verbrannt im Gesicht! Und ein Paar Arme, braun wie ein Zigeuner! Mein Weiblein hat jüngst lächelnd gesagt: „Willst dich noch zum Akrobaten ausbilden?" So straff sind die Muskeln am Oberarm. Ja, wer das mir gesagt hätte damals, als ich in der Stadt als Vikar vom Arzt halb zum Tode verurteilt worden bin! „Wenn Sie nicht hinausgehen aufs Land in Bergluft, sind Sie in einem Jahre ein gelieferter Mann!" hat damals der gute Professor vom Stadtspital gesagt, und ich

habe sein mitleidig Lächeln wohl verstanden. Ich habe damals nicht mehr viel für mein Leben übrig gehabt.

Und die Nachbarin, die Frau Güntert, deren Öhmd ich in diesen Tagen mähe und heimfahre, hat mir einen Krug Milch aufs Feld gebracht. Wie ich ihn so „unbeschrauen" austrinke, lacht sie hell auf: „So ist's recht! Da sieht man doch, was unser Örtlein aus einem Stadtblut machen kann!"

Ich frage sie, wie sie's meine; sie erinnert mich an die Tage, wie ich hierher gekommen bin: „Droben im Pfarrgarten ist der Herr Pfarrer gelegen in der Hängematte, und die vielen dicken Bücher sind auf Stühlen ringsum gelegen. Da bin ich gekommen und habe jeden Abend nach dem Melken die kuhwarme Milch bringen müssen. Ach, das Gesicht, das der Herr Pfarrer gemacht hat! Als wär unsere süße Milch lauter Essig. Und ein halbe Stund hat es gedauert, bis so ein elend Kaffeetäßli voll hinuntergequält war! Oft hab ich gedacht: Unser gut Küheli, wenn das es wüßt, wie seine gute Milch so jämmerlich verachtet wird! Und heut — dem Herrn Pfarrer schmeckt's wie einem rechten und echten Bauernknecht. Nur daß der lieber das Weinchrüsli an den Mund setzen tät, statt den Milchkrug. Oder gar den Gutter mit dem Branntwin drinnen!"

Das alte Knechtlein, das mich das Mähen gelehrt hat, ist letzt wieder auf die Matte gekommen und hat gesagt: „Noch ein wenig mehr an den Boden hin mit der Sens', dann wird's. Öhmd ist nicht gut mähen." Dann hat er seine Sense genommen und ist mir vorangeschritten. Einen ganzen Morgen lang habe ich mit ihm zu Wett gemäht. Ich bin nicht schlapp geworden. Dann hat er mir die Hand gedrückt und gesagt: „Heut hab ich vor dem Herrn Pfarrer Respekt gekriegt!"

Was meine bestausgedachten Predigten nicht fertig gebracht haben, das hat ein stählerner Arm geleistet: dem alten Trotzkopf Achtung vor dem Pfarrer beizubringen.

Drum habe ich ihm geantwortet: „Wißt Ihr auch, wann ich vor Euch einen rechten Respekt kriegen tät?“

Er guckt mich fragend an.

„Wenn Ihr einen Sonntagabend auf geraden Wegen und festen Beinen heimkommen tätet!“

„Soll ein Wort sein!“ sagt er. Und richtig! Am nächsten Sonntag ist er nicht in den „Wilden Mann“, sondern hat die Reben seines Herrn, des Bürgermeisters, „beschaut“. So ist er abends kerzengerade am Pfarrhof vorbei vom Wingert des Bürgermeisters ins Dorf hinabgestiegen. Der will zeigen, daß er auch ein Mann sein kann, wenn es sein muß. Und also hab ich gelernt, daß das Geheimnis aller Seelsorge ist, ein rechter Mann zu sein. Vor der Kraft weicht jeder, und der Kraft stellt sich jeder. Was verschlägt's, die Sense zu schwingen, wenn das Sensenschwingen der Weg zur Seele eines alten vereinsamten und verhärteten Menschenkindes ist? Ist der Apostel den Griechen ein Grieche geworden, so mag der Pfarrer dem Bauern auch einmal ein Bauer werden.

. . . Wie mir das Herz gepocht hat am 27. August, wie ich hinüberging ins Kirchlein, um mit unserem Kirchendiener selber die Glockenstränge zu ziehen! Das hab ich nicht anders können. Es ist mir nicht schnell genug gegangen, bis der alte Mann die Kinder aus dem Dorf zum Läuten heraufgeholt hat. „Kommen Sie, das machen wir miteinander — das soll ein Stück geben!“ habe ich gerufen. Und unser Dienstmädchen ist mit hinübergesprungen und hat das dritte Glöcklein geläutet. Dann sind die Leute vom Dorf heraufgekommen, aus dem Felde sind sie heimgesprungen. In den Hemdsärmeln die Männer, mit dem roten Kopftuch die Weiber, die Kinder barfuß. Die kleinen Buben haben ihre Haselgerten noch in den Händen gehabt, mit denen sie die Gänse auf den Anger treiben, und die bunten Lumpen sind noch drangehangen, die ihre Fahnen deuten. Aber sie sind alle gekommen. Und dann bin ich auf meine Kanzel

getreten und habe ihnen gesagt von dem wunderbaren Sieg bei Saarburg und Metz. Und wie ich gerufen habe: „Jetzt können wir getrost sein — der Franzose kommt nicht in unser liebes Markgräfler Land. Er darf nicht unsere Felder sengen und unsere Reben zertreten. In Frieden dürfen unsere Kinder mit uns auf den Acker ziehen, und die roten Äpfel werden in unversehrte Kinderhände fallen. Wenn ihr Männer hinter dem Pflug geht und das Feld zur Wintersaat richtet, habt ihr nicht not, zu fragen: ‚Wer wird die Halme schneiden, für die ich jetzt den Boden aufreiße?‘ Und wenn der süße Most in eure Kufen springt, müßt ihr nicht zittern, daß die Raubhände der Welschen die köstliche Gabe eurer Weinstöcke in die Gassenrinne schütten!“ — da ist ein Seufzen durch die ganze Gemeinde gegangen. Die Frauen haben die Tüchlein gezogen und sich die Augen gewischt, und die Männer haben einander zugenickt mit Gesichtern, in denen ein Glanz lag, wie er auf dem Antlitz der Seligen im Himmel leuchten mag. So haben wir noch nie, seit ich auf der Welt bin, das „Nun danket alle Gott . . .“ gesungen. Ich denke, so wie dies Lied in meine Ohren sang, hat dem Jesaias das Preislied der Seraphim gehallt: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth . . .“

Und daß es in den Herzen meiner Frauen und Mädchen nicht anders gewesen sein muß, habe ich gehört, wie mir unser Rösli, das Nachbarkind, das kommende Ostern konfirmiert werden soll, erzählt hat: „Der Mutter ist's gewesen, wie der Herr Pfarrer droben auf seiner Kanzel gestanden ist, als käme der Engel vom Himmel zu den Hirten und sagte ihnen: ‚Siehe, ich verkündige euch große Freude!‘ So hat des Pfarrers Angesicht geleuchtet, wie wenn das helle Himmelsgold um sein Haupt flösse!“ Ich habe lächeln müssen. Das ist mir noch nicht begegnet, daß mein vom Läuten heiß gewordenes Gesicht einem Engelsangesicht verglichen worden ist. Aber ein von Gott gesegnetes Menschenkind sieht in seiner Seligkeit das arme Erdenwesen im Ab-

glanz des Ewigen. Drum wird ihm auch ein kümmerlich Menschenangesicht zum Spiegel himmlischer Glorie!

Freilich — viel Jauchzen und Geschrei haben sie an jenem Tag nicht gemacht, meine Rebbauern. Ihre Freude war still. So wie die Freude eines, der in Todesnot geschwebt ist und mit einem Male dem lichten Tag wieder in die klaren Augen schauen darf. Dem ist's nicht ums Großtun. Durch sein Frohsein geht immer noch das Zittern über alles, was ihm gedroht hat. Und drum gibt's nur eins: das ist das Danken „Gott sei Lob und Preis, daß er mich errettet hat!" Solch Danken ist wohl hundertmal mehr wert als alle brausende Freude, die wie eine Feuerlohe zum Himmel schlägt. Das Danken geht auch gen Himmel, aber auf goldener Leiter, Stufe um Stufe.

Unter den Kirchleuten ist auch des Weberhannes Altvater gewesen. Sonst kommt er nicht. Sein mangelndes Gehör hält ihn daheim. „Ich kann nimmer zu unserem Herrgott kommen. Muß ihn bitten, daß er zu mir kommt!" hat er mir jenes Mal gesagt, da ich die Webersleute besuchte. Aber am Tage des Auszugs unserer Krieger ist er beim „Lichtleingottesdienst" gewesen — und diesmal ist er wiedergekommen. Es war eine mühsame Wallfahrt den steilen Kirchberg herauf, für den schnaufigen Mann. Wie ich ihn hab am Eschenstab heraufwanken sehen, ist mir gewesen, als säh ich den Christen auf der Wallfahrt nach dem himmlischen Jerusalem, so wie ihn der englische Dichter Bunyan geschaut hat!

Beim Heimgang hat ihm eine Frau ins Ohr gerufen: „Altvater, wieviel von den Unseren mag der Sieg gekostet haben?" Da hat der alte Mann sich am Stab aufgerichtet, und aus seinen Augen ist ein gutes, freundliches Blicken gekommen: „Weib, weine nicht! Die gefallen sind, sind einen guten Weg gegangen!"

Beinahe geheimnisvoll hat's gelautet. Als ob er wieder einen Blick habe tun dürfen in die Welt, die unseren

stumpfen Augen verschlossen ist. Und sein Wort vom „guten Weg" fährt wie eine zarte Harfenmelodie durch das ganze Dorf. Überall da, wo sie in Unruhe sind um ihre Söhne, findet das Wort Eingang. Wie ein Arzt, der sein Heiltränklein gibt an wehe Herzen und wunde Hände.

15. September.

Gestern sind wir im Amtsstädtlein gewesen zur Musterung. Mit all den Männern, die nicht gedient haben, und mit den jungen Bürschlein, die ihr 17. Jahr hinter sich haben, bin ich hineinmarschiert. Einer der Männer hat gemeint, wozu ich auch mich stelle? Die Pfarrer dürften doch nicht eingezogen werden. Das ist mir scharf durch das Herz gestochen. Ich hab dran denken müssen, wie sie drüben in Brunnweiler am Tag der Kriegserklärung am Pfarrhaus vorübergegangen sind und in jäher Wut einer geschrien hat: „Wer hat's jetzt wieder am besten? Die Pfarrer. Die dürfen daheim sitzen, wie sie das ganze Jahr tun, und wir müssen bluten, wie wir sonst schwitzen müssen!" Hat freilich auch nicht viel getan, der Brunnweilerer, um sich die Herzen seiner Waldleute zu gewinnen, sondern hat sein Amt ausgerichtet — wie ein Handwerker. Aber wie einer von den schlechten, die meinen: „Wenn's nur getan ist! Ob's lange hält, danach frag ich nicht!" Und in die Häuser der Kranken sind wenig Suppen aus dem Pfarrhaus gekommen. Drum sind auch die Brunnweilerer mehr zu ihren Kohlenmeilern gelaufen am Sonntag als in die Kirche. Denn sie haben gemeint: „Da, wo der Kohlenmeiler brennt, ist mehr Glut als da, wo unser Pfarrer redet." Drum ist das harte Wort vom Daheimsitzen gefallen, in einer Stunde, in der Gram und Braft um Weib und Kind die Seele der Ausziehenden zerfraßen.

Aber mir ist doch dies Wort jetzt auf das Herz geschlagen wie ein Schmiedhammer, wie der Zollerfritz davon anfängt, daß die Pfarrer nicht eingezogen werden dürfen.

Drum hab ich dem Zollerfritz gesagt: „Euer Pfarrer ist nie dahinten geblieben, wo es etwas Schweres hat auszufechten gegeben. Drum werd ich auch jetzt nicht einer von den Daheimsitzern sein. Gleiche Brüder, gleiche Kappen. Gleiche Not, gleiche Wehr! Gleiches Leid, gleiche Opfer!"

Der Zollerfritz hat wohl gemerkt, daß mir sein Wort weh getan hat. Sind ja Männer, die wenig sagen, aber desto mehr fühlen. Und so hart ihr karges Wort sein kann, so fein und weich ist ihr Herz. Drum sagt er gleich: „Brauchen auch daheim einen Mann, der mit uns unsere Bürde trägt. Drum gäben wir unseren Pfarrer gar nicht her, wenn man ihn uns nehmen wollt!" Aber ich blieb dabei: „So wie ich heute mit euch ausziehe, wenn die wehrfähigen Mannen gerufen werden, so werde ich mit euch hinausmarschieren, die Flinte auf der Schulter, wenn es gilt, unseren Heimatboden zu hüten!"

Der Oberamtmann hat aus dem Fenster geschaut, wie ich mit den Eichbergern ankomme. Er hat mir entgegengewinkt: „So ist's recht! Der Hirte mitten in der Herde!" „Jawohl!" rufe ich entgegen. „So soll es bleiben. Auch wenn der Wolf kommt!" Und wie wir vorgerufen worden sind, hat der Arzt ein halbes Lächeln auf den Lippen: „Na, Herr Pfarrer, unabkömmlich, gelt?" Da habe ich ihm meinen Brustkasten entgegengereckt: „Nein, nicht unabkömmlich! Bereit zu allem Dienst!" In die Listen haben sie hineingeschrieben: „Tauglich zu Seelsorge oder Krankendienst." So müssen sie nach dem Gesetz. Aber ich habe mich am Abend hingesetzt und an die Behörde geschrieben um die Erlaubnis, mit der Waffe dienen zu dürfen. Da ist mein Platz.

Mein Weiblein hat freilich die Lippen aufeinandergebissen, als ich ihr mein Schreiben vorlas. Gesagt hat sie nichts. Denn sie ist eine Tapfere. Aber ich habe gemerkt, wie es in ihr gebrannt hat. Drum habe ich ihr die Frage vorgelegt: „Ist dein Mann besser, als drüben der Güntert,

der von fünf Kindern fort ging? Und wenn er fällt, ist niemand, der sich der Verlassenen annimmt!" Sie hat genickt. Dann ist sie ans Bettlein unseres Knaben gegangen, und dort ist sie niedergekniet. Ich habe sie allein gelassen. Sie hat fertig werden müssen mit ihrer Sorge. Und ich habe gewußt, sie wird fertig damit.

— — — Die erste Trauernachricht! Und gleich eine der herbsten, die mich treffen kann. Unter den Ausmarschierten war der Sohn einer Witwe, ein junger Lehrer. Er ist als Vizefeldwebel mitgegangen. Mir war er wie ein Freund. So oft er in den Ferien hier war, hat er mit seiner Geige zu meiner Frau Klavier und zu meinem Cello musiziert. Und in der Musik sind unsere Seelen aufgegangen. Da habe ich einen gefunden, der auf den Herzen der Kinder spielen kann wie auf den Saiten seiner Geige. Denn seine Hände sind zart und voller Kraft zugleich. Wer in sein blaues Auge geschaut hat, der hat dort die Freude an allem gelesen, was Gottes Spur auf dieser Erde heißt, am Silbernetz der Spinne, in dem der Morgentau hängt, und an dem Wunderwerk unserer Großen in Dichtung und Bildnerei. Und durch dieses blaue Auge habe ich hineingeblickt auf einen Seelengrund, der rein geblieben war wie der Spiegel des Wildsees, in den nicht einmal ein Läublein vom Wald fallen darf. Drum lachte dort die Seligkeit Gottes selber, dessen Klarheit des Jünglings Herz verklärt hat. Bevor er ins Feld rückte, ist er hierher gekommen. Er war unter denen, die drüben am Altar in der kleinen Kirche gekniet sind. Meine Hand lag auf seinem Haupt, und durch meine Seele ging damals die Bitte: „Diesen lasse mir, mein Gott! Lasse ihn dir selber, als dein Werkzeug!" Drei Briefe hat er mir geschrieben, seit er im Felde ist. Er war bei Mülhausen, bei Sarburg und zuletzt vor Epinal. Drei Briefe — voller Jubel über das Große, das er erlebt, voller Schauer über die Not, mit der dies Große erkauft wird, und voller Fassung gegenüber dem Gedanken, unter

10*

den Opfern zu liegen, die das grüne Feld decken. Ein Mann, ein ganzer Mann, trotz der wenigen Jahre, die er zählt. „Einer, der unserer Jugend Gold in die Seele füllen wird" — so habe ich jedesmal gejubelt, wenn ich seinen Brief hinuntertrug ins Häuslein am Bach, wo eine glückliche Mutter mich allemal empfing.

Heute hat der Briefträger ein Feldpostpaketlein in der Hand, und er reicht mir's mit verlegenem Gesicht. „Auf dem Felde der Ehre gefallen" steht drauf. Es war eine Gabe, die mein Weib an den jungen Freund vor wenig Tagen gesandt hatte.

„Ich hab auch ein Briefli," bringt der Postbote mit Mühe heraus, „das trägt dieselb Überschrift. Und ich soll es seiner Mutter bringen. Ich trau mir's nit zu. Wollt nicht der Herr Pfarrer . . . ?"

Solch einen Botengang hab ich noch nie gemacht, mein ganzes Leben lang. Die Frau hat mich kommen sehen und ist mir entgegengegangen. Wie sie mein Gesicht sieht und das Kästlein in meiner Hand — ich habe es in dem Weh meines Herzens nicht aus der Hand legen können — schreit sie auf:

„Trauer, Herr Pfarrer? Trauer? — Für mich?"

„Für uns beide!" rief ich. „Für Sie wie für mich! Sie haben einen Sohn hergeben müssen, ich einen Bruder!"

Da greift sie nach meiner Hand und beugt sich tief nieder, und ich fühle ihre Tränen über meine Hand rinnen. So sind wir lange gestanden.

„Er hat Sie so lieb gehabt!" sagt sie ganz leise. „Das war mir immer ein Trost. Denn ich hab mir gesagt: Solang er den Mann da droben lieb hat, geht er einen guten Weg!"

Da fuhr mir das Wort des Weber-Altvaters durch den Kopf:

„Und ist er nicht erst recht einen guten Weg gegangen? Weil er einen noch viel besseren Mann lieb gehabt hat, den

Mann, der gesagt hat: Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde! Und weil er diesem Manne gefolgt ist auf seinem dornigen Weg?"

Da ist es, als flöge ein lichter Strahl über das vergrämte Gesicht des Weibes. Und sie ruft:

„Ja, so ist's! Einen guten Weg! Drum war das Sternlein über seinem Haupt!"

Ich habe das Wort nicht verstanden. Aber ich habe mich gehütet, drein zu reden. Ich weiß, daß Wunden es nicht ertragen, wenn Hände drein greifen und wühlen. Und ich weiß, daß ein kluger Mann gesagt hat: „Laß jedem den Trost, der ihn tröstet!" So habe ich gedacht, daß das herbe Leid den Sinn der Armen ein wenig verstört hat, und drum habe ich nicht gefragt nach dem Sternlein. Aber wunderbar war's, wie das Weib hat still werden können. Sie hat meinen Worten gelauscht, die ich habe sagen können. Und immer dabei hat sie meine Hand gestreichelt: „Und Sie sind so lieb mit ihm gewesen — das hat er mit in die Ewigkeit genommen!" Da hab ich gesehen, daß der beste Tröster eine ganz große Liebe ist. Wo die ein Herz umfängt, kann es nimmermehr verderben. Und ist in dieser Zeit der harten Schmerzen nichts nötiger als die große Liebe, die uns arme Menschenkinder zusammenketten muß. Dachte an das alte Heldenlied unseres deutschen Volkes, das wehmütig und herb singt: „Wie Liebe mit Leide ze jungest lonen kann". Und hörte über diesem schweren deutschen Trauerlied den Siegesgesang der Gotteskinder: „Wie Liebe über das Leide zuletzt doch Meister werden kann!" War selber ein Getrösteter, der ich als Tröster gekommen war, und doch so wenig hatte trösten können.

Als ich heimschritt, schwebte immer noch das Wort vor mir her, wie ein lächelnd Gesicht: „Das Sternlein war über seinem Haupt!" Ja, das war über seinem Haupt, das Sternlein der Seligen, die durch den Staub der Erde nicht

blind und nicht schmutzig werden, sondern den Heimweg finden mit hellen Augen und sauberen Füßen.

— — — Was ist der Haldenwängler doch für ein Besonderer! Heute früh steige ich hinauf zum Ulsberg, nach meinen Pfarr-Reben zu sehen. Unterwegs komme ich über die Halde, auf der des Haldenwänglers Hof liegt. Der Haldenwängler ist gerade am Pflügen. Mitten hinein in sein Hü, hüo! steht er auf einmal still und beguckt sich eine Erdscholle, die sein Pflug eben umgebrochen hat.

Es war ein schönes Bild. Bin lang gestanden, um es anzusehen. Die Morgensonne lag glänzend über dem Acker. Die Furchen lachten in ihrem hellen Strahl. Es war wie das Wogen eines Sees, über den ein Morgenwind streicht. Das Eisen des Pfluges blitzte — es sah aus, wie wenn ein Schifflein über den See fährt. Und der Bauer mit dem mächtigen Kopf, den das dichte Grauhaar deckt! Eine Adlernase springt aus dem schmalen, bartlosen Angesicht, durch das die dunklen, starken Augenbrauen sich ziehen wie ein fester Strich. Die Augen, die sonst ein Funkeln haben wie die Augen eines Herrischen, waren verdeckt durch die langen Wimpern der gesenkten Lider. Er stand sinnierend.

„He, Haldenwängler, einen schönen guten Morgen wünsch ich!" rief ich hinüber.

Er schaut langsam auf, und ich schreite über das glänzend braune Gefild zu ihm hinüber.

„Ist doch ein wunderlich Ding," beginnt er. „Da hab ich eben mit meiner Pflugschar ein Mausnest getroffen. Jetzt liegen die armen nackten Dinger blutend in der Erde, und ich höre das Quieken der alten Maus, die noch im letzten Augenblick sich gerettet hat. Die schreit: Mörder, Mörder! Und das Schreien ist so grell, daß es mir die Hand lahm gemacht hat. Ich kann nimmer weiter schaffen, so weh tut's mir. Und sind doch die Mäus' unsere ärgsten Feinde. Wir legen Gift, damit wir sie wegbringen aus

unseren Kornfeldern heraus. Und jetzt — wo ich die armen kleinen Dinger vor mir liegen sehe, möchte ich am liebsten meine Hände vor mir selber verstecken, die das getan haben!"

Und wie ich ihn verwundert angucke: „Hätt gedacht, daran seiet ihr Bauersleut gewöhnt . . . ?" antwortet er: „An das, was nicht sein soll, gewöhnt man sich nie. Heißt das, wenn man nicht mit Gewalt alles unterdrückt, was sich da innen unterm Brusttuch regt. Muß doch so sein, daß der Herrgott die Welt zum Erbarmen geschaffen hat. Sonst müßt das Erbarmen längst davongelaufen sein in der erbarmungslosen Welt. Aber er packt seine Menschen immer wieder, wenn sie im Blutsumpf versinken wollen, und ruft's ihnen zu: Zum Erbarmen habe ich euch geschaffen!"

Indem wir reden, fährt's wieder durch die Luft wie allmorgen, sobald die Sonne über die Tannen unserer Berge hervorguckt. Ein dumpfer Schlag. Dann wieder einer, noch einer, wie ein Donner von einem fernen Gewitter. So wie es gedröhnt hat vor ein paar Jahren, als das Erdbeben durch das Oberrheintal gerollt hat.

Der Bauer schaut auf:

„Ja, da ist's wieder, was mich quält! Drüben in den Wasgenbergen schießen sie. Als ob es Felsen zu sprengen gäbe oder Wege durch die Steinberge zu schlagen! Und dabei wollen sie nichts anderes, als die armen Menschen zusammenkanonieren, die dort in den Schützengräben liegen. Jetzt frag ich Sie, Herr Pfarrer, wie kommt das, daß ich da steh und um ein paar tote Mäuse mir den Kopf zerbreche — und da drüben fahren sie mit den wüstesten Mordwerkzeugen aufeinander los und bringen einander in Massen um. Sind das dieselben Menschen wie ich? Und wenn sie's sind, warum redet unser Herrgott nicht in ihren Seelen: Zum Erbarmen habe ich euch geschaffen!"

So pocht das uralte Fragen, das durch die Seelen aller Ernsten ging, seit der 73. Psalm gedichtet worden ist,

in dem Herzen des Alemannenbauern und läßt ihn so wenig zur Ruhe kommen wie mich, den Pfarrer.

Drum war die Antwort schwer genug.

Ein winzig Käferlein half mir. Das hatte ein Paar goldleuchtende Flügel und stelzte hinkebeinig über die Schollen vor dem Pflug. Ob ihm das böse Eisen an die zarten Füßchen gefahren war? Mit einem Male breitete es vorsichtig seine schweren Golddecken aus und fing an, sie zu recken, als wolle es fliegen. Es glückte ihm nicht gleich. Aber nach einigem Dehnen und Spreizen gelang es. Mit schwerfälligem Flug hob es sich vom Boden, der ihm Unheil und Verderben zu bringen drohte, und kam richtig hinüber zum Nachbaracker, in dessen Kleewuchs es sich bald verlor. Es war mir, als hörte ich es aufseufzen vor Glück, das gerettete Ding!

„Sehen Sie den Käfer, wie er fliegen konnte? Das tut er sonst nicht. Er geht ganz gravitätisch auf seinen hohen Stelzen von Beinen. Jetzt aber ist er in harte Not geraten. Da kommt's ihm mit einem Male, daß er Flügel hat, auf denen er sich in die Luft heben kann. So mag es mit uns Menschen sein. Darum müssen wir in harte Nöte kommen, damit wir merken, wie unser Herrgott uns Flügel gegeben hat, die uns höher tragen. Wie war's denn in schönen Friedenszeiten? Haben nicht gar viele vergessen, daß sie den Geist des Erbarmens von dem Herrgott bekommen haben, damit sie in die Höhe getragen werden zu ihm selber? Sind auf ihren Stelzbeinen im Staube und auf der Erde herumgekrochen, haben sich wunder wie groß und herrlich gedünkt in ihrem Geizen und Scharren und Graben. Drum ist jetzt wieder die große Not gekommen. Die hat uns gewiesen, wohin wir kommen, wenn wir da im Erdenkram herumkriechen! Bis zum Morden und Brennen! Und drum ist's groß und schön, wenn wir merken, daß wir Flügel haben, die uns hinaustragen über all den Jammer: das Herz des Helfens und des Erbarmens! Und wer weiß,

wie bald Sie, Freund Haldenwängler, es weisen können, daß auch Ihnen die Flügel gewachsen sind!“

Der Bauer macht ein überlegsames Gesicht:

„Ja, das ist so bei den gelehrten Herrn. Sie haben immer etwas zu sagen. Und unsereiner weiß nicht viel darauf zu antworten. Aber es ist mir doch, als wolle der Schuß nicht recht ins Schwarze treffen. Mag sein, daß da ein anderer Kopf hergehört als der meine. Der meine kann nicht so ganz damit zu Streich kommen!“

Ei, da hatte ich's! Hatte ich doch nichts anderes gewußt, als zu reden von dem Doppelwesen in uns armen Menschenkindern, so wie wir es alle hart genug tragen müssen.

Zwei Seelen sind ich, ach, in meiner Brust,
Und eine ist der anderen fremd.
Die eine hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen,
Die andere hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen!

Drum sage ich dem Haldenwängler:

„Eins aber werden Sie fassen. Das steht im Wort Gottes, Römer am siebenten. Und heißt: das Gute, das ich will, das tue ich nicht, und das Böse, das ich nicht will, das tue ich! So hat ein wahrhaftiger Gottesmann, der Apostel Paulus, von sich geklagt. Und das wird die Klage auch der Menschenwelt sein und bleiben. Drum werden sie sagen, die Menschen: zum Erbarmen bin ich da, und zum Morden werde ich fortgerissen. Schon einer von den alten Heidendichtern, der 400 Jahre vor dem Herrn Jesus gelebt hat — er hieß Sophokles — hat in einer seiner Dichtungen gesagt: Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da! Und was ist seither in der Welt an Haß und Bosheit aufgestanden!“

Da hat der Haldenwängler seinen Pflug genommen

und die Pflugschar in den Boden hineingestoßen: „Drum sollte man das Reden von dem Erbarmen ausstreichen!"

Aber ich habe ihn am Hemdärmel gepackt:

„Haldenwängler, das sagen Sie im Trotz, nicht aus der Wahrheit. Ich aber packe Sie an Ihrem Stolz. Hat je ein rechter Bauer sein Sach verschleudert, weil ein Lump seinen Hof vertrunken hat?"

Der Mann guckt mich über die Schulter an. Beinahe verächtlich.

„Ei, drum wird auch ein rechter Mann nicht hergeben, was ihm der Herrgott an köstlichem Erbgut in die Seele gelegt hat, weil er sieht, wie die Lumperei der Menschen dies Erbgut verschleudert!"

Der Haldenwängler ist dann noch einmal stehen geblieben.

„Das ist ein gut Wort, Herr Pfarrer! Das will ich packen. Aber das Fragen und Bohren da drin hört nicht auf. Und so oft da drüben die Donnerschläge wieder anheben, schlägt mir's auf mein Herz!"

Wie gut habe ich das verstanden! — — —

Unter dem Pfarrwingert liegt des Weberhannes Rebstück. Da hab ich ein lieblich Bildlein geschaut.

Der Weberhannes hat eine besondere Sorte, sie heißen sie „Frühburgunder", die reift schon Mitte September. Die haben alle Jahre ungebetene Liebhaber. Nicht bloß die Spatzen und die Hornissen, sondern auch zweibeinige Leckermäuler. Drum hat der Weberhannes einen mächtigen Wall von Dornreisern um sein Stücklein getürmt. Der Wald ist nah dabei, da sind die Dornen billig. Schwarzdorn wächst bei uns genug. An dem hellen Morgen war des Weberhannes Ältester, mein „Jung-Dietrich", heraufgestiegen und hat des Haldenwänglers Verenli gerufen. Sie wollten Trauben naschen. Müssen doch in den allernächsten Tagen fort, die jungen Burschen, des Kaisers Rock anziehen. Drum dürfen sie am hellen Werktag auch einmal spazieren gehen.

Aber der Dornenwall hat dem Burschen ein Leids getan. Der junge Trotzkopf hat sich zu wohl getraut und ist mit einem mächtigen Satz über die Dornhecke gesprungen. Mitten in die Pfähle hinein, an denen die Reben sich in die Höhe schlingen. Ein Sprung wie ein Hirsch. Dann hat er einen Wehschrei ausgestoßen. Den hab ich gerade gehört, wie ich den steilen Pfad bergauf klimme. Der Arm hat an einen der spitzen Pfähle gestreift, und so ist eine blutige Schramme von der Handwurzel bis weit über den Ellbogen gelaufen. „Jung-Dietrich" hat die Zähne aufeinandergebissen, seine Trauben abgeschnitten und ist noch einmal mit seiner stählernen Behendigkeit über den Dornwall gesetzt. Aber wie die Verenli die Trauben ihm abnimmt, sieht sie das Blut unter dem Hemdärmel, der bis zum Ellbogen aufgekrempelt war, herabrinnen. Da hat sie den Hemdärmel aufgewickelt und mit ihrem Tüchlein das Blut fein abgewischt, und wie es nicht hat aufhören wollen zu fließen, hat sie die roten Lippen auf die wundeste Stelle gedrückt, bis es gestillt war. Ich bin eben an den Dornenwall des Rebstückes gekommen, wie ich die beiden sehe. Das Mädchen hatte den starken Jungmannsarm in ihren Händen, und in ihren Augen lag soviel zarte Sorge und hingebende Liebe! Beinahe wie ein junges Mütterlein sah sie aus. „Jung-Dietrich" zog rasch seinen Arm aus ihren Händen, als er mich sah, und eine jähe Röte flammte durch sein Gesicht. Aber sie ließ sich nicht irre machen.

„Komm, du Wilder!" rief sie. „Und der Herr Pfarrer wird nicht bös sein!"

Dann band sie ihr Tüchlein um die Wunde. Er ließ es geschehen, halb trotzig, halb selig.

Rasch schritt ich vorüber.

Von meinem Pfarrwingert aus sah ich die beiden am steilen Rain über des Weberhannes Rebstück sitzen. Das Mädchen hatte die blauen Trauben im Schoß und pflückte Beerlein um Beerlein. Dann steckte sie die süße Spende

mit zarten, spitzen Fingern dem großen Jungen in den Mund. Er streckte wohl seine Hände nach den Trauben aus. Aber sie schob sie ihm immer wieder zur Seite. Durch die klare Morgenstille tönte ihr helles Lachen.

„Mit blutigen Fingern Trauben essen — schäm dich!"

Und gehorsam hielt er ihr den Mund hin, in den die köstlichen Beeren wanderten.

Wie lacht die junge Liebe dieser Welt des Grauens! Über den Bächen des Jammers fährt sie auf rosenumkränztem Boot ihre selige Fahrt! — — —

20. Oktober.

Heute ist mein erstes Gemeindeblättlein hinausgeflattert in den Schützengraben. Siebzig Männer aus unserem kleinen Dorfe liegen schon draußen. Die meisten im Westen. Aber eine stattliche Anzahl „beim Hindenburg", wie die Leute sagen. Selbst an die Waterkante haben Eichberger Bauernsöhne ihre schweren Stiefel getragen — und auf einem Torpedoboot neben den helläugigen und flachshaarigen Friesen steht einer unserer schwarzhaarigen Jungmänner aus dem Keltenblut. Aus dem Felde kamen so viele Fragen in den Briefen: „Wie geht's daheim? Was ist der Stand der Reben? Wie werden die Weibsleute und die alten Männer mit dem Pflug und der Wintersaat fertig?" Und mancherlei Sorgen: „Es geht in den Winter hinein mit dem Krieg. Weihnacht werden wir schwerlich daheim sein. Wie können unsere Weiber mit den Kindern zu Streich kommen? Und sind alle versorgt für den Winter mit dem Brot?" Und mancherlei Herzensnot: „Das Heimweh ist eine böse Krankheit. Wenn man nachts auf Posten steht, fliegen die Gedanken hinüber zu euch — werde ich euch wiedersehen? Und wenn mich die ‚Leute begraben ums Morgenrot' — was wird dann euer Schicksal daheim sein, ihr meine herzallerliebsten Kinder?" Wie manchem habe ich ein gut Wörtlein geschrieben, zu den Päcklein, die mein Weib ihnen ge-

richtet hat! Und das Wörtlein des Pfarrers ist — vom Schützengraben wieder in die Heimat gegangen. Sie haben draußen gesagt: „So ein Brief ist ein teuer Andenken. Das wollen wir nicht verlieren. Hebt's uns auf, ihr daheim, bis wir wieder heimkommen!“ Und drum ist vor ein paar Wochen der alte Bürgermeister gekommen und hat gesagt: „Was Sie an meinen Jörg geschrieben haben, das sollten noch mehr hören von denen, die draußen liegen. Im Regen und im Nachtdunkel wachen allerhand Gedanken auf. Da ist Trost und Zuspruch nötig. Und unsereins kann mit der Feder doch nicht so umgehen. Man meint's gut. Aber man bringt's nicht so hin, wie's sollte. Der Jörg hat letzt geschrieben: Anfangs hat man den Gruß von daheim nur nach dem nahrhaften Inhalt durchschaut, und der Brief ist halt gelesen worden, so wie man Briefe liest. Man hat viel Hunger gehabt und hat gemeint, wenn die Blätter fallen, sind wir wieder daheim. Aber jetzt ist's anders. Zu essen kriegt man durch die Gulaschkanone auch. Drum ist die Wurst von der Heimat freilich gut — aber noch viel besser ist, was der Vater einem schreibt. Und manchmal hat einer die Wurst schon lang vergessen, die im Päcklein liegt, und guckt immer noch in den Brief hinein, und studiert ihn von Anfang bis zum End und vom End bis zum Anfang und meint, es sei, wie wenn die Amsel vor dem Kammerfenster in der Heimat pfeift. Drum wär's halt gut, wenn der Herr Pfarrer könnt an jeden von der Heimat so einen Gruß schreiben, daß sie alle wieder Eichberger Luft zu atmen kriegen.“

Sie haben mir gern ein paar Pfennige zusammengesammelt, daß ich hab einen guten Brief schreiben können von der Heimat und ihn hab drucken lassen. Die Kinder von der 8. Klasse haben mir die Adressen im Dorf sammeln müssen, daß keiner vergessen wird, und dann haben die Mädchen, die eine saubere Handschrift schreiben, mir geholfen, die gedruckten Briefe zu adressieren. Es war ein

gut Stück Arbeit. Aber mir war dabei so leicht und froh. Ich hab, wahrhaftig, es ist keine Schwärmerei, gemeint, ich säß draußen im Graben bei all den treuen Männern. So wie ich mir's immer wünsche: der Hirt mitten in seiner Herde, gerüstet gegen den Wolf und tapfer, ein Tröster und Hüter in all der grimmen Not! Drum hab ich ihnen ein Liedlein gesungen vom Wald, in den sie jetzt gezogen wären, wenn Friede wäre, und von den stillen Häusern, die durch den nebligen Herbstabend mit ihren guten Lichtaugen schauen, und von den Frauen, die treu und tapfer im Stall und auf dem Rübenacker wirken, und von den Kindern, die sich ihrer Väter rühmen, weil die draußen die Wache halten, daß die Kleinen ruhig einschlafen dürfen und vor den Franzosen keine Angst zu haben brauchen. Und das Liedlein ist ausgeklungen: Jetzt flattern sacht die Blätter von den Bäumen und legen sich auf den Boden wie ein großer farbiger Teppich, auf dem die Füße eurer Kinder springen wie auf dem Boden eines Prachtschlosses. Und von den Bergen herunter breitet sich der Nebel wie ein schwerer, grauer Mantel und hüllt alles ein, weich, mit gütigen, feinen Händen, wie die Mutter ihre Decke breitet über das einschlafende Kind. Seht, so hält unser Herrgott seine Hände über unser liebes Heimatland und zieht über alle unsere Angst und Sorge die Decke und ruft uns zu: „Dürft euch getrost niederlegen! Ich wache über euch!“ Und euch, ihr lieben Männer, hat er um unsere Lagerstatt herumgestellt wie die Engelsheere und hat euch die „güldenen Waffen“ in die Hände gegeben. Darum steht fröhlich auf eurem Posten. Er sieht euch zu und freut sich eurer Treue!“ — So, denke ich, mag manch ein müd und verzagt gewordener Mann da draußen sein lieb Dörflein liegen sehen im Abendfrieden, und durch die Seele fährt ihm ein Abendlied, das alles Herzquälen verstummen heißt.

Darf leider nicht zu ihnen hinaus, vorerst. Die Behörde hat mein Verbleiben in Eichberg „aus dienstlichen

Gründen" angeordnet. Und damit der kalte behördliche Erlaß mir nicht zu weh tut, hat unser Prälat, der Mann mit dem feinen Herzen und der großen Seelsorgertreue, mir ein herzlich Brieflein geschrieben; da sagt er, wie sehr er meine Bereitwilligkeit schätze, dem Vaterland mit dem Einsatz meines Lebens zu dienen. Die Behörde werde auch gewiß manchen ihrer Pfarrer gern hinausgeben. Aber sie brauche auch Kämpfer in der Heimat, und drum müsse ich mich drein geben, wenn sie ihre Wahl treffe nach ihrem besten Wissen. Und mich habe sie nötiger in der Heimat als auf dem Felde. Da solle ich meinen Mann stellen, wie ich ihn immer gestellt habe. Und er wisse, daß ich da hinter keinem zurückstehen werde.

Der Brief war ein Pflästerlein auf die Wunde. Aber brennen tut sie doch. Mein Weiblein war noch nie so frohmütig, wie seit Eintreffen des Briefes. Und weil sie mein geduckt Aussehen wohl gemerkt hat, hat sie mit feinem Spötteln gesagt:

„Pfarrer oder nicht — das germanische Schlachtwesen streckt halt überall die Nase heraus. Der schwarze Talar kann den Eisenhandschuh doch nicht überdecken."

Das hat mich getroffen. Soll ich wirklich einer sein, den die Abenteuerlust lockt? Das wäre weder Pfarrersart noch Christenart. Aber ich habe mich wieder und wieder geprüft: Mir ist es weder ums Schießen noch um das Dreinhauen. Mir ist es nur darum, daß ich unter meinen Mannen stehe als ein ganzer Mann. Daß sie in mir das Herz achten und darum meinem Wort den Glauben schenken, den sie dem Ducknackigen weigern müssen.

Ich aber kann nicht jedermann den Brief aus Karlsruhe vor das Gesicht halten. Muß es dulden, wenn sie die Achseln zucken über den Jungmann, der zu Hause bleibt und sein Kindlein hütet, wo andere um ihrer Kindlein willen ihr Blut in den welschen Sand rinnen lassen!

Der „Jung-Dietrich" wird auch hinauskommen. Wird

aber noch etliche Wochen dauern. Er sitzt schon seit dem 1. Oktober in Freiburg „im Depot“, wie sie jetzt sagen. Trotzdem man in Deutschland den Kreuzzug gegen die französischen Wörter predigt.

Er hat Abschied genommen von den Seinen, als ob er schon hinauszöge. Und sie kommen doch jeden Sonntag nach Freiburg und grüßen ihn. „Mit Schinken und mit Speck“, wie die Rekruten singen. Aber auch mit einem lieben Äugelein. Das Verenli geht jedesmal mit, wenn der Weberhannes in der Morgenfrüh hinüber zum Bähnlein wallt. Und ich muß sagen, ein lieber Gesichtlein als das des Maidli hab ich noch nie gesehen. Wie die breiten Seidenbänder der Markgräfler „Hörnerchappi“ um das runde, rotwangige Gesichtlein spielen und die langen Zöpfe mit den flatternden Seidenbändern den Rücken hinabfließen!

I weiß me nummen eini,
Unn selli g'fallt me g'wiß;
Sie isch so flink un dundersnett,
Ach, wenn i doch des Maidli hätt —
I wär im Paradies!

so singen die Burschen auf der Straße — zu Friedenszeiten. Frei nach Hebel! Da mag dem „Jung-Dietrich“ wohl das Herz pochen, wenn das Maidli durchs Kasernentor geht und er droben zum vierten Stockfenster herausguckt.

Er hab's so an sich, hat mir der Vater erzählt. Es b'lang ihn alleweil nach dem Eichberger Wald. Er könn' sich nicht an die Häuser gewöhnen. Und weil man von seiner Stub aus ein winzig Flecklein von dem Schloßberg sehe, der dem hohen Ülsberg von Eichberg so akkurat gleiche, darum sitze er in jeder freien Minute auf der Fensterbank und gucke hinüber nach dem bißchen Tannenwald vom Schloßberg. So ist der Alemanne! Er sagt nicht viel, aber in seinem Herzen sind tiefe Gründe, in denen die Vögel ihre Lieder singen und die Heimattannen rauschen, ein Lied von Lieb und Treue.

Habe aber bei meinem Besuch in dem Weberhäuslein ein wunderlich Wort gehört, das mir mit einem Male ein Licht gegeben hat auf den Trost vom Sternlein, der die Seele der Mutter meines jungen Lehrerfreundes so still gemacht hat. Der Altvater hat seine Leute getröstet, wie sie so hart geklagt haben über des „Jung-Dietrich" Scheiden. Und hat das tiefe Leuchten in seinen Augen gehabt:

„Seid getrost! Ob seinem Haupte hat das Sternlein nicht gestanden! Und hab auch kein Licht um sein Haupthaar weben sehen! Lag etwas in seinen Augen, das sah wie dunkle Not aus; stand aber dahinter eine klare Helle, die deutet auf Sieg."

Hat dann wieder geschwiegen, der alte Mann, und ist auf seine Ofenbank niedergesessen. Und die Seinen haben die Hände gefaltet, wie beim Gebet, und ihr angstvoll Gesicht hat sich in den lichten Schimmer der Freude verklärt.

Wie ich den Bürgermeister nach dem Wort von dem Sternlein gefragt habe, sieht er mich erst ein wenig an, als wollte er sich vergewissern, daß ich seiner nicht spotte. Dann hat er ein wenig zögernd gesagt: „Drum hat der Altvater vom Weberhannes dazumals, wie die ersten Männer beim Lichtleingottesdienst vor dem Altar gekniet sind, über dem Kopf vom Lehrer Lauf ein Sternlein strahlen sehen und bei mehreren einen Lichtschein schweben. Obwohl sie ihre Kerzen ausgelöscht haben. Und hat gesagt: ‚Das werden die Ersten sein, die ihr Leben geben für die Heimat. Aber sie gehen einen guten Weg. Drum ist's licht ob ihren Häupten.' Er hat's nur den Seinen gesagt. Aber die Kleinen, die jenen Abend wach geblieben sind, haben's gehört, und im Dorf ist es herumgegangen. Sind die Weiber gekommen und haben wissen wollen, wer die sind, um deren Häupter der Lichtschein wob! Aber er hat keinen verraten. Nur daß ob dem Lehrer das Sternlein geflimmert hat, das hat er nicht mehr verschweigen dürfen, weil es die Kinder schon ins Dorf getragen haben."

So geht der Blick des alten Mannes hinüber in die heimliche Welt, deren Tore uns anderen mit ehernen Riegeln verschlossen sind! Aber sein Schauen ist nicht voll Schrecken, sondern voll seligen Friedens. Ein Prophet gleich dem alten Simeon! Vor ihm glänzen die Auen der oberen Heimat. Drum ist ein gut Gehen neben seinem Pilgerpfad.

30. Dezember.

Altjahr geht schlafen. Aber am blutüberronnenen Himmel steht kein Abendstern. Ist wie eine Flammenlohe, die aus tausend brennenden Dörfern zum finsteren Wolkentreiben da droben steigt.

„In den zwölf heiligen Nächten ist das wilde Heer dreimal über den Silberbuck gefahren," raunen sie im Dorf. „Das deutet drei Jahre Krieg." Wie gern das Volk mit den Zahlen ein verborgen Spielwerk treibt! Sind doch wieder andere, die reden von der Kirschblüte, die laut einer uralten Weissagung den Frieden bringen werde. Und ich bin in der ersten Adventwoche in Freiburg auf dem Christkindleinsmarkt von allen meinen Bekannten gefragt worden, ob die alte Alraune von Eichberg wirklich gestorben sei. Da ich von nichts gewußt habe, hat man mir erzählt, wie das ganze oberrheinische Ried voll von wunderlichem Gerede sei: Zum Pfarrer von Eichberg sei im Mai eine alte Frau seiner Gemeinde gekommen, die habe ihm gesagt, daß bis Anfang August Krieg sei, und wie ich gelacht hätte, hätte sie mir ihren Acker zum Kauf angeboten, weil sie ihn doch nicht mehr herumschaffen könne, weil ihr Einziger ins Feld rücken müsse alsdann! Ich hätte den Acker scherzweise um ein halbtausend Mark gekauft, für den Fall, der Krieg komme. Und sie habe den Handel schriftlich gemacht. Drum hätte ich müssen Mitte August fünfhundert Mark zahlen. Dann sei sie im November wiedergekommen und habe mir gesagt: Bis Ostern kommen die Krieger aus dem Feld, und die Osterglocken läuten zum Sieg, der den Frieden bringt.

Ich hätte ihr versprochen, wenn das wahr sei, wolle ich ihr die tausend Mark voll machen, ohne daß sie mir einen Acker dafür zu geben habe. Aber sie habe den Kopf geschüttelt: „Wird mir wenig mehr helfen. Christtag ist der Tag, an dem Sie mir zum Gottesacker das Geleit geben!“ Und auf den Christtag sei sie beerdigt worden. Von all dem ist kein Sterbenswörtlein wahr. So geht ein Singen und Sagen durch das Volk, wie zu uralten Zeiten. Und jeder will geheime Stimmen hören und den Vorhang lüften, der das Morgen vom Heute trennt. Aber vor uns liegt sternlose Nacht. Die schlingt alles Hoffen hinunter, herzlos und grausam, wie die Ströme von Tränen, die geweint werden und von der Erde getrunken werden, ohne daß ein Mensch sie sieht!

Unser Weihnachtsfestlein wird mir gedenken, solang ich lebe. Wir haben unseren Kriegern eine besondere Freude gemacht. Alle Paketlein, die hinausgegangen sind ins Feld, sind im Pfarrhaus verschnürt worden. Und in alle haben wir einen Tannenzweig und einen Zweig von der heimatlichen Stechpalme hineingelegt. Dazu ein Bündel Kerzen, die waren mit einem schwarz-weiß-roten Band umschlungen. Und ein Grußwort, das ich extra für den Weihnachtsabend geschrieben habe. Das hat vom Gang durch den schneeverwehten Wald gesprochen und von den Glitzerbäumen, die wie Engelshaare ihre Zweige tief auf den Boden hängen lassen, und von dem klaren, blauen Himmel, der durch die weiße Pracht scheint, als ob Silberstickerei auf einer blausamtenen Königsschleppe schimmere. Und wie durch den ganzen Wald ein geheimes Raunen gehe, viel Tausend Stimmen, die rufen: Behüt euch Gott draußen in Feuer und Nacht, ihr treuen Mannen! Ihr haltet gute Hut um den deutschen Wald. Drum geht in diesen Tagen das Christkind durch den Heimatwald, und sein holdes Segnen fließt wie ein Lichtstrom hinüber in die finsteren Unterstände, in denen unsere Jungmannschaft und unsere wild-

bärtigen Männer hausen! Und dies Segnen muß die Herzen fröhlich machen, daß sie wieder singen können und durchs Welschland das deutsche Lied von dem Kinderfest der Seligen klingen wird!

Ich habe mir ausgedacht, wie ich der Gemeinde ein besonderes Trost- und Friedensfest schenken wolle. Mein Kirchenchor, den ich in früheren Jahren selber geleitet hatte, ist auseinandergefallen. Die Männerstimmen singen jetzt im Felde Soldatenlieder. Aber seit unser Lehrer eingezogen ist und der Oberschulrat nur eine Lehrerin als Ersatz hat schicken können — das ist ein zartes Mägdlein aus der Stadt und muß doch eine ganze Schule besorgen! — habe ich einen Teil der Schulstunden übernommen und rechne und schreibe und zeichne mit meinen Büblein und Mägdlein, daß ich mich selber erstaune, wieviel Schulmeisterblick in mir steckt. Da habe ich dann in aller Heimlichkeit mit den Kindern und mit den Jungmädchen, die noch in die Christenlehre gehen, dreistimmige Weihnachtslieder eingeübt. Und ein klein Springerlein, das eine süße Stimme hat, muß mir „Vom Himmel hoch, da komm ich her" allein singen, das hat gelautet, wie wenn man ein zart Silbersaitlein auf einer Geige spielen tät.

Am Christtag abend ist ein Tannenbaum in der Kirche gestanden, an dem haben die Lichter gefunkelt. Drunter sind die Kinder gestanden. Und auf dem Taufstein vor dem Altar sind weiße Blätter gelegen, das waren die Feldbriefe, die mir meine Männer in den letzten Wochen geschrieben hatten. Die habe ich wollen vorlesen, bevor ich den Segen sprach. Es hat so sein sollen, als ob unsere Männer mitten unter uns ständen in unserer Weihnachtsfreude, und ihre guten, treuen und mutigen, gottergebenen Worte haben wie ein Gottesgruß in unsere Heimat klingen sollen und allen Heimwehschmerz lindern.

Aber es ist anders gekommen. Den ganzen Tag hat man von den Vogesen drüben ein scharfes Kanonieren ge-

hört. Ein Rollen und Donnern, daß die Scheiben an den Fenstern geklirrt haben. Der Wind ist hart aus Westen gekommen und hat den Schall getragen wie auf Drachenflügeln. Dazu sind Flieger über dem Rhein gekreuzt. Einer ist bis an unsere Grenzmark gekommen, und die Kinder sind schreiend in die Häuser gerannt. Haben die bösen Luftreiter doch in Freiburg ihre Geschosse geworfen, und viel arme Kindlein haben das Leben gelassen, weil die Bomben gerade in eine Schar von Kindern gefallen sind, die aus der Schule kamen.

Da sind die Leutlein nachts, als die Glocken zur Christfeier riefen, nur mit Zagen den Kirchberg heraufgestiegen.

Und wie der Sang der Gemeinde aufgehört hat und ich das Gebet habe lesen wollen, ist der Kanonendonner so gewaltig geworden, daß man meine Stimme kaum noch gehört hat. Die Frauen haben ihre Gesichter in den Händen verborgen, und ein Schluchzen ist durch die Kirche gegangen. Die Kinder sind schneeweiß geworden, und so ist es totenstill gewesen. Nur das schreckliche Donnern und Beben der Lüfte hat weitergedröhnt.

Da habe ich mir ein Herz gefaßt und bin auf die Kanzel gestiegen. Mit meiner lautesten Stimme habe ich gerufen: „Welt war verloren, Christ ist geboren! Fürchte dich nicht, siehe, ich bin bei dir! Weiche nicht, ich bin dein Gott! Ich stärke dich, ich helfe dir auch, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Barmherzigkeit! . . ." Dann sind die Köpfe nacheinander wieder in die Höhe gerichtet worden. Und die Augen haben sich auf mich gerichtet, wie die Augen von Seeleuten, die mitten im Sturm fahren und nach dem Himmel schauen, ob dort nicht die Sterne anfangen zu blinken durch die Wolkenhaufen.

Wie das Schießen etwas nachgelassen hat, habe ich meinem Lehrermägdlein gewinkt, die auf dem Orgelbock ge-

sessen ist. Und sie hat angefangen zu spielen: „Vom Himmel hoch . . ."

„Jetzt, Liseli, stimm an!" hab ich gerufen. Und das Kind hat angefangen zu singen. Gar zaghaft und zitternd, kaum hat man das süße Stimmlein gehört. Es war wie das Zirpen eines Kanarienvogels, der vor dem Einschlafen noch ein paar Silbertöne durch das Dunkel schweben heißt. Aber indem es gesungen hat, ist ihm der Mut gekommen, und so hell und fröhlich ist es durch die Kirche gegangen: „Das soll eu'r Freud und Wonne sein!"

Da sind die Gesichter der Bekümmerten hell geworden, als ob eine Sonne durch die finsteren Gewölbe gebrochen wäre. Und ein leises Raunen der Freude am lieblichen Sang des Dirnleins ist durch die Scharen der Hörer gegangen.

So haben wir fortfahren können mit unserem Gottesdienst. Und wie noch einmal ein furchtbarer Donnerschlag durch die Kirche gegangen ist — es soll drüben irgendwo ein Munitionslager in die Luft geflogen sein, so hat man später gesagt — habe ich wohl gesehen, wie die Leute zusammengefahren sind, aber sie sind nicht mehr irre geworden. Ich habe meine Predigt halten können, in der ich gesagt habe von dem ewigen Gnadenwillen Gottes, in den wir gelegt sind wie das Kindlein in die Mutterarme — und die Kindlein haben den Vers aus dem Reiterlied gesungen:

„Darum still, darum still
Füg ich mich, wie Gott es will!
Darum will ich wacker streiten,
Sollt ich auch den Tod erleiden
Als ein tapfrer Reitersmann."

Das war ein seltsam Weihnachtslied. Aber es hat doch die Herzen bewegt, während drüben die Donnerstimmen des wütenden Streites die Begleitung gespielt haben zu dem Lied des frommen Herzens, das heimfährt durch all das

Grauen der Erdennacht zu den Friedensgärten, in denen die Leidtragenden getröstet werden!

Sie sind heimwärts gewallt, meine Frauen und Kindlein, durch die schreckenschwere, donnerdurchgrollte Nacht. Ihre Kerzlein haben sie mit den hohlen Händen geschützt gegen das Blasen des Windes, der vom Rheinwinkel im Südwest her sich aufgemacht hat und in das Dröhnen der Geschütze hineingefaucht hat mit seiner zornigen Stimme.

Lichtlein in der Nacht, die kein Sturm ausbläst, leuchtet uns hinüber in das Neujahr, das vor uns aufsteht wie ein dunkel Tor, durch das wir mit Bangen schreiten!

Christ Kyrie, komm zu uns auf die See!

29. März.

Das war ein harter Streit, den ich mit dem Haldwängler ausgefochten habe gestern abend. Im „Wilden Mann" haben wir Familienabend gehabt. Die ganze Gemeinde war da, wie allemal, wenn ich sie im Winter zusammengerufen habe. Es läßt sich im Austausch von Rede und Gegenrede noch viel mehr sagen zu Trost und Aufrichtung der Bekümmerten, als in der Predigt. Was im Gottesdienst begonnen worden ist, das wird an solchen traulichen Abenden weitergesponnen. Und ich sehe allemal, wie viele Fäden sich hin und her weben von den Herzen zu mir.

Ich habe jeweilen über die Kriegslage geredet und habe große Karten gezeichnet, damit sie alle sehen können, wo ihre Männer im Kampfe stehen. Und alle Schilderungen von den Gefechten, die ich irgendwo lese, habe ich mir aufgehoben und sie dann vorgelesen und allerhand Erklärungen dazu gesetzt. Aber auch von den Lazaretten habe ich berichtet. Liegen doch schon gerade genug von unseren Jungen und Alten irgendwo auf dem Schmerzenslager! Und — von den Gefangenen habe ich gesucht Tröstliches zu finden. Denn in der Winterschlacht in der Champagne ist einer von

uns in die Hände des Feindes geraten. Einer, von dem mir es ganz besonders bitter weh getan hat: der „Jung-Dietrich"! Kaum war er draußen im Feld! Er ist einer von den ersten seiner Ausbildungsgruppe gewesen, den sie an die Front geschickt haben. Er war so anstellig und gewandt. Dazu ein Schütz ersten Ranges! Und als er hinauszog, haben die Eichberger von ihm gesagt: „Der kommt gewiß nicht ohne das Kreuz heim!"

Aber ich will sagen, wie es gestern zugegangen ist im „Wilden Mann". Von der Kornknappheit habe ich reden müssen. Und wie wir das Brot einteilen müssen, damit kein Hunger durchs Land fährt.

Hat doch schon im Januar der Altvater vom Weberhannes an einem Sonntagmorgen sein Bibelbuch aufgeschlagen und mit seiner altersleisen Stimme gelesen aus der Offenbarung: „Und da es das dritte Siegel auftat, hörte ich das dritte Tier sagen: komm! Und ich sah, und siehe, ein schwarz Pferd; und der darauf saß, hatte eine Wage in seiner Hand, und ich hörte eine Stimme unter den vier Tieren sagen: Ein Maß Weizen um einen Groschen und drei Maß Gerste um einen Groschen, und dem Öl und dem Wein tue kein Leid!" Und dann hat er aufgeblickt, als wollten seine blauen Augen durch die niedere Decke der Stube bis in die Himmelstiefen blicken, und hat langsam gesagt: „Ich sehe ihn reiten, den Mann mit dem schwarzen Pferd — über den deutschen Boden reitet er! Weh uns, wenn wir nicht auf die Knie fallen und ihn von dannen treiben!" Seine Söhnerin hat gesagt, es sei ihr heiß und kalt den Rücken hinuntergelaufen. So habe der alte Mann sich in die Höhe gereckt. Es sei gewesen, als zeige sein erhobener Finger die unheimliche Bahn an dem Himmelsbogen, auf der der gespenstische Rappe herantrabe!

Und weil die Stimme des Altvaters aus dem Weberhaus durch das Dorf gegangen ist wie der Ruf eines gewaltigen Propheten, habe ich ein Leichtes gehabt, zu reden

von der Fürsorge unserer deutschen Regierung, die dem Reiter auf dem schwarzen Roß wehren will, unser liebes Heimatland zu verwüsten. Hab auch die alten Männer und Weiber zu Zeugen gerufen, die aus den Hungerjahren von der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu erzählen wissen, wie man damals Brot aus Rüben gebacken hat, und wie die Kindlein dran gestorben sind, daß ein Feld im Gottesacker „das Feld der Kinder" geheißen worden ist, und bald keine Mutter im ganzen Dorf ohne Trauergewand gewesen ist. Und wie man im Pfarrhof für die armen Leute hat eine Suppe kochen müssen, und wie sie dann gekommen sind und jeder sein schmales Teil gefaßt hat und wie manch ein Weib um Gottes willen angehalten hat: „Nur noch einen Schöpflöffel voll!" Und wie die Pfarrfrau in Tränen ausgebrochen ist: „Ich habe die Suppe meiner eigenen Kinder schon weggegeben. Jetzt ist nichts mehr da! Und wenn ich euch mit meinem Blut helfen könnt, wollt ich es euch geben. Aber kein Tröpflein Suppe kann ich euch ausschöpfen." Und der Schöpflöffel hat auf dem Boden des Kessels geklirrt mit dem harten Schlag des Eisens auf dem Eisen!

Hab meinen Bauersleuten gesagt: „Nicht wahr, dahin soll es nicht wieder kommen? Drum wollen wir jetzt schon sorgen, daß jeder soviel zu essen hat, als ihm not ist!"

Und haben die Männer und die Weiber mit den Köpfen genickt. Haben auch willig sich lehren lassen, wie es nötig sei, daß alles Korn im Land geschatzt werde und nach Bedürfen verteilt werde in Stadt und Land.

„Keiner soll um den Lohn seiner Arbeit betrogen werden. Der Staat wird alles, was er euch nimmt, auf Heller und Pfennig zahlen mit einem guten Preis."

Da hab ich eine helle Stimme gehört: „Ist ein Wörtlein erlaubt, Herr Pfarrer?" War der Haldwängler. Ich nicke ihm zu. Denn was der Mann sagt, ist allemal ein gut überlegt Wort. Er ruft hinein in die Versammlung:

„Wir sind gelehrt worden in der Schule: Du sollst

nicht stehlen! Und unser Pfarrer hat uns berichtet, wie die Achtung vor dem Eigentum Gottes ernstes Gebot sei. Niemand dürfe sich damit versündigen, irgend jemand das Seine zu rauben, und wäre es der Kaiser selber — vor dem Gut seiner Untertanen muß er zurückschrecken. Daran darf seine Hand nicht rühren. Wenn dies Gebot nicht mehr gelte, dann falle alles Volksleben auseinander in wildes Räuberwesen. So hat unser Pfarrer gesagt. Und jetzt werden wir gelehrt: der Staat darf uns unser Eigentum aus der Hand reißen, ob wir wollen oder nicht! Drum frage ich unseren Pfarrer, wie er seine Rede mit dem Wort Gottes zusammenbringen will!"

Das Wort des Mannes traf in die Versammlung wie ein Peitschenhieb. Alle fuhren auf. Es war eine Unruhe wie in einem Bienenkorb, wenn eine Hornisse eingedrungen ist. Einer, vor dem freilich niemand in der Gemeinde Achtung hat, weil jedermann davon zu erzählen hat, wie er seine Gutter mit „Chriesiwasser" (Kirschwasser) in seine Kammer neben sein Bett stellt und nachts daraus trinkt, aber weder seinem Weib noch seinem Knecht ihr Stücklein trocken Brot gönnen mag — schreit mit seiner rauhen Stimme zu mir herüber:

„Recht hat er, der Haldwängler! Ich esse, solang ich habe, und ich esse, soviel mir schmeckt. Ich will den sehen, der mir mein Brot vom Mund reißt. Mit der Heugabel stech ich ihn nieder, den Hund!"

Das ist vielleicht für mich gut gewesen, daß der „Wüstenmaier", wie sie ihn hier heißen, sein bös Maul aufgerissen hat. Denn sie haben jetzt wieder lieber auf mich gehört. Ich habe ruhig und gefaßt gesagt: „Ich weiß meine Rede gut mit dem Wort Gottes zusammenzubringen. Denn ich halte es mit dem schwedischen Bischof, der einmal eine Gemeinde beim Besuch ihres Gottesdienstes gefragt hat, ob sie das 11. Gebot kennten. Da alle gelacht und gemeint haben, sie wüßten wohl, daß es nur 10 Gebote gäbe, hat

er gesagt: ‚Drum kennt ihr wohl das Alte Testament recht gut. Aber unseren Herrn Jesus Christus kennt ihr nicht. Denn der hat gesagt: Ein neu Gebot gebe ich euch! Daß ihr euch untereinander liebet, gleich wie ich euch geliebet habe!‘ Da ist die Gemeinde mucksmäuschenstill geworden und hat sich das Wort des alten Mannes durch das Gewissen gehen lassen. Aber das muß ich heute meiner Gemeinde wohl nicht sagen, daß sie den Herrn Jesus Christus nicht kennt, sondern ich glaube, wir haben ihn in dieser Zeit der Not genug kennen lernen. Drum wollen wir nicht herumstreiten, wie das ist mit dem 7. Gebot, sondern wir wollen einfach uns von ihm führen lassen auf den Weg, den er selber gegangen ist, wie er die Seinen geliebt hat allezeit, ja, bis ans Ende. Wer sich von ihm führen lassen will, der fragt nicht mehr: wieviel habe ich zu essen, sondern der fragt: Kann ich meinen Bruder verhungern lassen und selber dabei mit sattem Magen sitzen? Ich weiß aber, daß von meinen Eichbergern das keiner fertig bringt!“

Der Haldwängler ist blaß geworden bis in die Lippen hinein. Ich habe wohl gespürt, wie ihn das getroffen hat, und wie er gemeint hat, ich hätte ihn vor aller Augen ans Kreuz geschlagen. Das hätte er mir mein Lebtag nicht mehr vergessen. Und ist doch ein rechtlicher Mann, der nie was Arges hat gut heißen können. Hat auch sein Wort nur gesagt, weil er ein Grübler ist und ein Einspänner, der seine eigenen Wege gehen muß und nicht auf der breiten Straße fahren mag, wo die anderen fahren. Drum habe ich dazu gesetzt:

„Was unser Freund vom Haldenhof denkt, das weiß ich. Er hat zu mir einmal gesagt, im Herbst droben auf der Matte am Haldenhang: wie in unser aller Herz eine Gottesstimme ruft, daß wir seien zum Helfen und Erbarmen da! Und was er damals gesagt hat, das hält er auch heut. Das weiß ich, denn er ist ein Mann, bei dem das Wort eins ist mit der Tat. Und wo sein Name steht, da steht

sein Kopf. Er wird der Letzte sein, der sich weigert, sein gutes Wort vom Helfen und Erbarmen wahr zu machen!"

Bin dann zu ihm hingegangen und habe ihm die Hand geschüttelt. Da ist er froh geworden und hat gesagt:

„Das Wort werd ich dem Herrn Pfarrer nicht vergessen. Wäre das erste Wort das letzte gewesen, so hätt kein Hund ein Stück Brot von mir genommen. So aber weiß ich, daß ich Ihnen etwas wert bin. Und ich halt viel davon, daß ein rechter Mann von mir denkt, was recht ist!" Das weiß ich, daß ich mir heute einen echten Mann zum Freund gewonnen habe.

Es wird einen harten Streit geben in den Köpfen meiner Rebleute. Denn sie stehen seit uralter Zeit auf dem Boden: „Was ist recht?" Und die Frage: „Was ist recht?" heißt allemal insgeheim und laut: „Was ist mein Recht?" Und „mein Recht", das ist vor allen anderen Dingen das Recht auf die Scholle. Da stehen sie breitbeinig und lassen sich eher erschlagen, als daß sie weichen.

Drum ist ein hart Gebot, das ihnen auferlegt ist, daß sie den Staat sollen hineinregieren lassen in ihre Scheunen und Speicher. Und daß der Geflügelstall und das Futterkorn für das Vieh soll unter den Augen des Beamten stehen. Ist ihnen, als drehe sich die Welt in ihren Angeln, und als stürze das uralt heilige Fundament des Staates zusammen! Drum predige ich jetzt Sonntag für Sonntag von dem einen Leib, der viele Glieder hat, und ich merke wohl, wie das allemal durch ihre Herzen zuckt. Weiß aber, daß sie tapfer sind, und daß der Grund ihrer Seelen doch lauteres Gold ist, soviel man schmäht auf den Bauern und seine Härte und Habgier. Drum bin ich gewiß, sie werden auch diese Not zwingen mit kräftigem Ringen, und ihr Herz wird schließlich so stark sein wie ihre Faust! Ich traue auf sie. Und dies Trauen hat mich noch nie im Stich gelassen. Muß nur Geduld mit ihnen haben. Was Jahrhunderte in

ihrer Seele gebaut haben, kann nicht ein einziger Tag umwerfen.

... Aber mein „Jung-Dietrich"! Wie trage ich Leid um dich, du herrlicher Junge!

War ein wunderlich Wesen im Weberhaus an dem Tag, an dem ihm das Unglück passiert ist. Der Altvater ist schon in der Frühe aufgestanden und ist voller Unruhe durch das tief verschneite Gärtlein den Berghang hinauf zum Haldwanghof gestiegen, obwohl ihn die gichtischen Beine schier nicht haben tragen wollen. Und wie er das Verenli hat den Fußsteig vom Schnee säubern sehen, hat er die Hände gehoben: „Maidli, bet! Sind starke Hände not, die ihn führen!" Und wie das Mädchen zu ihm hat hintreten wollen und ihm eine Frage ins Ohr rufen, hat er die Arme gehoben, als woll' er sie zurückscheuchen und wieder gerufen: „Red nicht mit Menschen! Sie sind ohnmächtig. Geh höher hinauf! Hilfe tut bitter not!" Und ist wieder heimwärts gegangen. Im Weberhäuslein hat er den ganzen Tag keine Ruhe gehabt. Bald ist er am Tisch gesessen und hat den Psalter aufgeschlagen und von den Engeln gelesen im 91. Psalm. Bald ist er auf den Speicher gestiegen und hat zu der obersten Luke hinaus gen Westen geschaut und die Arme gehoben, als wolle er sie wie ein Schutzdach über einen Schwerbedrängten breiten. Erst spät in der Nacht ist er zur Ruhe gekommen. Einen schweren Seufzer hat er ausgestoßen, wie er sich in sein Bett gelegt hat, und noch einmal gerufen, aus tiefster, harter Not heraus: „In Gottes Namen ... !"

Ein paar Tage darauf hat einer von den Kameraden des „Jung-Dietrich" geschrieben, wie der Jungmann im vordersten Schützengraben gestanden ist, und wie ein rasendes Trommelfeuer über den Graben kam. Da hat ein Granatsplitter den „Jung-Dietrich" getroffen, daß ihm das Blut von dem Arm in Strömen herabgeronnen ist. Und wie sie ihn haben geheißen rückwärts gehen zum Verbinden, ist er

totenbleich geworden und umgefallen. Muß die Wunde sehr grimmig gewesen sein. Die Kameraden haben ihn nicht nach dem Unterstand der Sanität tragen können, weil im gleichen Augenblick ein Angriff von den Franzmännern eingesetzt hat und sie haben zurückgehen müssen; der Angreifer ist den Verteidigern dreifach überlegen gewesen. Sie haben ihren Graben einen halben Tag später wieder zurückgewonnen, aber Jung-Dietrich ist nimmer drin gelegen. Auch unter den Toten haben sie ihn nicht gefunden. Drum müsse er wohl in Gefangenschaft geraten sein.

So hat dann auch der Führer der Kompagnie an die Weberfamilie geschrieben, und er hat hinzugefügt, daß es ihm bitter leid tue, denn der junge Mann sei hervorragend tapfer gewesen und sei von ihm zum Eisernen Kreuz vorgeschlagen worden, weil er sich bei einem nächtlichen Patrouillengang in die Gräben des Feindes gewagt und dort sehr wichtige Erkundigungen gemacht habe, die für das Schicksal des ganzen Regiments sehr bedeutend gewesen seien. Und nun könne er dem armen Menschen das Ehrenzeichen nicht mehr überreichen!

Ein langes Warten hat seitdem angehoben. Wochen sind vergangen, ohne daß ein Lebenszeichen von Jung-Dietrich gekommen ist. Sie haben ihr Leid schweigend getragen, aber wenn sie in der Kirche gesessen sind, habe ich ihre blassen Gesichter wohl gesehen, und so oft ich für die Gefangenen gebetet habe, hat die Weberin, wie mir meine Frau erzählt hat, ihr weiß Tüchlein an die Augen geführt.

Aber ein schön Stücklein war's, wie ich letzthin ins Weberhäuslein eingetreten bin, um zu fragen, ob noch kein Sterbenswörtlein vom Sohn gekommen ist. Da ist das Verenli in der Küche bei der Webersmutter gesessen und hat ihr geholfen beim Kochen. Und die Frau hat auf das Maidli gedeutet: „Alle Tag kommt's zu mir herein. Es weiß, wie es mir wohl tut, wenn es mir alles erzählt, was mein Bübli mit ihm geredet hat. Und jedesmal weiß es ein

neues. Und dann ist mir, als säß das Bübli wieder an meinem Tisch und ich dürft ihm wohltun!" Hab ich doch denken müssen, wie die Ruth ein Bauernmädchen gewesen ist, und wie fein die Mädchen auf dem Dorfe durch all die lange Zeit geblieben sind in ihrem Herzen!

5. Mai.

Vorgestern ist Nachricht gekommen vom „Jung-Dietrich". Ein ganz kurz Brieflein, arg verkritzelt, schwer zu lesen. Wie von einem, der nur mit der äußersten Not seinen Bleistift hat führen können beim Schreiben. Und hat der junge Mann geschrieben, daß er bald heim komme. Er sei bei den Austauschgefangenen. Er werde aber in der Heimat noch lange Zeit im Lazarett liegen müssen.

Das Verenli ist hart enttäuscht, weil in dem Briefli kein Gruß an sie geschrieben ist. Hab sie getröstet, wie sie ein so ängstlich Gesichtlein gemacht hat. „Siehst ja, hat kaum den Bleistift halten können, dein Herzallerliebster. Da ist ihm jedes Wort ein Schmerz gewesen. Und du wirst um seiner Schmerzen willen auch ein wenig leiden können! Gelt?"

Da hat es genickt. Aber die Furcht ist auf dem Gesichtlein stehen geblieben. Habe auch selber nicht recht an mein kümmerlich Trostwörtlein glauben können, wiewohl ich mir eingeredet hab, so könnt es sein. Denk doch immer wieder, daß mein „Jung-Dietrich" treu ist wie Gold. Und daß eher der Ilsberg umfällt als ein Wort, das der Jungmann gegeben hat. Der Haldwängler soll freilich finster gewesen sein, wie ihm das Verenli von dem seltsamen Schweigen im Brief des „Jung-Dietrich" geredet hat: „Bildet sich der alberne Junge ein, daß ihm der Haldwängler nachlaufen soll? Mein Verenli ist zu gut, um irgend einem in ganz Eichberg und drüber hinaus nachgeworfen zu werden!" Dem Mann ist die Treue des „Jung-Dietrich" nicht so felsenfest wie mir. Und hat ihn doch Tag

um Tag auf seinem Hof aus- und eingehen sehen. Mag halt doch etwas an dem alten Wort sein, daß kein Bauer dem anderen über die Hofraite hinaus trauen kann!

20. Juni.

Nun soll ich eine Reise nach Konstanz machen — ins Lazarett! Der Weberhannes war bei mir und hat mir gesagt, er wisse keinen Rat und keine Hilfe als meinen Besuch bei seinem Sohn.

Das arme Verenli komme schier von Sinnen!

Und das ist so gekommen: Der „Jung-Dietrich" ist richtig vorige Woche in Konstanz angekommen mit den Austauschgefangenen. Im Lazarett liegt er, er muß bös zugerichtet sein. Seine Eltern sind gleich hingereist, um ihn zu besuchen. Er hat nicht viel geredet, denn er ist noch sehr schwach gewesen. Und nach dem Verenli hat er nicht gefragt. Auch wie die Mutter ihm erzählt hat, wie das Maidli so zutunlich zu ihr gewesen sei den ganzen Winter, und wie sie die Junge so lieb habe wie eine eigene Tochter. Kein Wörtlein ist über des Jungmanns Lippen gegangen.

„Es war, als hätt er sie vergessen. Wenn er ihren Namen nie im Leben gehört hätt, so hätt er nicht fremder tun können!"

Die Eltern haben ihn nicht gefragt, was er gegen das Maidli habe. Das ist nun einmal ihre besondere Art. Sie wollen nicht in anderer Leut Geheimnis gucken, und sei's der eigene Sohn. Das Zudringliche gilt als die größte Sünde beim Alemannen.

Aber nun treibt sie's um, Tag und Nacht. Und das vergrämte Gesicht des armen Verenli geht ihnen nach bis in den Schlaf.

Drum ist der Weberhannes gekommen und hat mich gebeten, ich solle mit seinem Sohn reden.

„Dem Herrn Pfarrer sagt er's. Selb ist gewiß. Mir wollt er's doch nicht anvertrauen. Er ist sölli schweigsam!"

Drum geh ich halt nach Konstanz. Eine seltsame Fahrt: der Pfarrer als Mittelsmann zwischen zwei Liebsten, die einander verlassen?

4. Juli.

Nun ist doch alles gut geworden.

Das war ein hartes Wiedersehen mit dem armen „Jung-Dietrich“ in Konstanz. Er lag auf einem Fahrstuhl, auf dem ihn die Kameraden in den Garten gefahren haben. Ich komme auf ihn zu und will ihm die Hand geben. Da schüttelt er den Kopf, so traurig, daß mir schier die Tränen gekommen sind. Dann hat er mir die Linke hingestreckt. Der rechte Arm liegt in Frankreich in dem Lazarett von Poitiers. Und sein Gesicht — das war wie von einem scharfen Messer zerschnitten. Ein breiter blutroter Streifen geht vom linken Aug bis über den Mund herab.

Ich hab ihn gefragt nach seinem Geschick. Langsam, mit vielem, schwerem Atemholen hat er's mir erzählt.

„Wie die Franzmänner in den Graben gekommen sind, war alles voll Rauch und Feuer. Ich bin in meinem Blut gelegen und hab mich nicht rühren können. Einer ist auf mich zugesprungen und hat einen zornigen Schrei ausgestoßen. Was er gesagt hat, weiß ich nicht. Er hat einen Säbel in der Hand gehabt und hat mir über mein Gesicht gehauen. Da hab ich furchtbar aufgeschrien vor Schmerz. Ich hab gemeint, mein letztes Stündlein wär da. Aber wie ich geschrien hab und dazu meinen linken Arm in die Höhe gestreckt, ist ein anderer Franzose hergekommen und hat dem, der mich gehauen hat, etwas zugeschrien. Das hab ich auch nicht verstanden. Ich hab nur gesehen, daß der mit den Achseln gezuckt hat und über seinen Hals mit dem Finger gefahren ist, als hätt er sagen wollen: ‚Der Deutsche ist ja doch gleich fertig. Wozu ihn noch leiden lassen?‘ Aber der zweite — es muß ein Offizier gewesen sein, ich hab das nimmer so recht sehen können, das Blut ist mir über die

Augen gelaufen — hat ein paar Soldaten hergerufen, die haben mich auf ihre Arme genommen, und einer hat gesagt: ‚Armer Kamerad!‘ und dann hab ich nichts mehr von mir gewußt. Wie ich wieder zu mir gekommen bin, bin ich in einem Feldlazarett gelegen und hab furchtbare Schmerzen aushalten müssen. Und dann bin ich nach Poitiers gekommen. Dort ist ein guter Arzt gewesen, der ein wenig deutsch hat sprechen können. Er hat mich untersucht und dann gesagt: ‚Deutscher Soldat, muß tapfer sein!‘ Ich habe mit dem Kopf genickt und habe nicht gewußt, was das heißt. Aber dann haben sie mich in ein Operationszimmer getragen und eingeschläfert. Wie ich wieder aufgewacht bin, hat mir mein rechter Arm furchtbar weh getan. Bis in die Fingerspitzen ist es wie ein Brennen gegangen. Aber da war alles verwickelt, so dick, daß ich meine Glieder nicht hab rühren können. Ich hab gestöhnt vor Schmerz. Dann ist eine Schwester gekommen. Der hab ich gezeigt, daß mir mein Arm so weh tut, sie soll mir ihn aufbinden, hab ich gemeint. Aber sie hat mit dem Kopf geschüttelt und ein traurig Gesicht gemacht. Dann hat sie mich über die Stirn gestreichelt und etwas dazu gesagt, wie wenn sie meine Mutter wäre und mir zureden wolle, ich solle zufrieden sein, es werde alles recht werden. Ach, ich hab nicht gewußt, daß der Arm, der mir weh tat, gar nicht mehr da war! Erst nach ein paar Stunden, wie ich immer gewimmert hab: ‚Wenn mir doch einmal jemand meinen Arm aufbinden tät!‘, hat neben mir einer, den sie auch gefangen genommen haben, gerufen: ‚Du armer Kerl! Merkst denn noch nicht, daß das mit dem Arm etwas ganz Besonderes ist? Daß der zugebunden bleiben muß? Wart's doch ab, bis der Arzt kommt, dann wirst sehen, warum er ihn jetzt noch nicht aufbinden kann!‘ Da ist mir's mit einem Mal durch das Gehirn gefahren: ‚Großer Gott, am Ende ist dein Arm abgeschnitten!‘ Und ich hab ihn gefragt, den, der neben mir lag: ‚Du, Kamerad, hab ich meinen Arm noch?‘ Aber der

hat mich so angstvoll angesehen, und dann hat er gestottert: ‚Guck, Kamerad, ich muß mich später mit einem halben Fuß durchs Leben helfen. Man kann das besser, als man denkt. Und unser Herrgott wird ein Einsehen haben und uns armen Tröpfen ein Weglein weisen, daß es uns nicht allzu sauer wird!‘ Dann ist es vor meinen Augen schwarz geworden. Und ich hab gedacht: ‚Ach, warum hat dich der Schreckliche, der den Säbel über dich geschwungen hat, nicht besser getroffen?‘ Und das hab ich gedacht — und wieder gedacht — bis — bis — ja, Herr Pfarrer, Sie werden mich schelten! Ich hab es gedacht, bis ich meine Mutter da neben mir am Bett hab sitzen sehen und weinen. Und wie ich gesagt hab: ‚Ja, Mütterli, jetzt mußt greinen! Jetzt hast einen elenden Krüppel zum Sohn, der dir sein Leben lang zur Last fällt, anstatt daß er dir könnt die letzten Lebenstag schön machen!‘ Da hat sie ihre Arme um mich geschlungen und hat gerufen: ‚Dummes Büebli! Denkst, ich wein vor Traurigkeit? Nein, ich wein vor lauter Freud, daß ich dich wieder hab! Hab doch allezeit denken müssen, ich hätt dich verloren. Und jetzt hab ich mein Büebli wieder, mein lieb, lieb Büebli!‘ Da hab ich gespürt, wie es ein Unrecht gewesen ist, daß ich mir den Tod gewünscht hab. Und 's ist mir bitter leid gewesen. Unser Herrgott verzeih mir die Sünd!"

Ich hab noch viel mit ihm geredet. Und immer hab ich gewartet, daß er soll von dem Verenli anfangen. Aber er hat's nicht getan. Dann hab ich ihm ins Gesicht geschaut: „Eins noch, mein Bub! Sag, kannst du deinem Verenli nimmer einen herzlichen Gruß schicken?" Da ist ein Feuerstrahl in sein Gesicht gefahren, und die Narbe hat gefunkelt wie ein Rubin.

„Warum hab ich mir gewünscht, daß der Säbel mich besser getroffen hätt, wenn nicht wegen dem Verenli?"

Dann ist er in seinen Stuhl zurückgefallen und ist kreideweiß gewesen, so wie vorher feuerrot.

Lang hat er geschwiegen.

Dann hat er den Stumpf vom rechten Arm in die Höhe gehoben: „Soll ich mit dem Stummel da den Pflug des Haldwänglers führen? Und dem Verenli hab ich ein sauberes Gesicht versprochen, nicht eine Fratze, vor der die kleinen Kinder davonlaufen!"

Ich hab sagen wollen, was ich gewollt hab — es ist alles an ihm abgelaufen. Wie Wasser an einer glatten Felswand. Und drum hab ich ihn erst recht liebgewonnen, den stolzen Trotzkopf. Er hat sein Herzblut fließen lassen, lieber, als den Gedanken zu ertragen, er hab sich aufgedrängt, und man nehme ihn um's Gottes willen!

Ist aber doch ein wundersam Ding, wie die Mutterliebe auch in ein solch verzweifeltes Leben hinein hat einen letzten Sonnenstrahl gießen können. Wär die Weberin nicht gewesen — wer weiß, ob der „Jung-Dietrich" noch am Leben wär! Denn die Saalschwester hat mir erzählt: „Das gut alt Weiblein hat Wunder getan. Der junge Weber ist uns wie ein Totsiecher gelegen und hat jeden Tag abgenommen, daß der Arzt den Kopf geschüttelt hat und gemeint, auf seinen Backen blühen die Friedhofrosen. Seit aber die Mutter an seinem Bett gesessen ist, hat er angefangen, aufzuleben, und die garstige Wunde am Arm heilt zusehends. Aber es muß doch noch ein Gram an ihm nagen. Manchmal am Morgen, wenn er verbunden wird, meint der Arzt: Kein Mensch weiß, warum die Wunde mit einem Male wieder so abscheulich aussieht. Menschenkind, was fehlt Ihnen noch? Der Jungmann aber schweigt."

Ich hab gewußt, was ihm fehlt!

Drum bin ich tags darauf heimgefahren und den Haldwänglerhof hinaufgestiegen. Das Verenli ist mir totenblaß entgegengekommen:

„Hat er mich wirklich vergessen?"

Da hab ich sie hell angelacht: „Kind, das glaubst du selber nicht!"

„Freilich nicht!" hat sie gerufen. „Aber wenn einem der Vater und die Mutter täglich sagen: vergiß ihn, er hat dich längst vergessen — wer soll da nicht irre werden?"

„Verenli!" hab ich dann gesagt. „Du bist ein tapfer Bauernkind. Du bist nicht zimperlich und nicht rührselig. Weißt noch, wie du oben am Weinberg dem Jung-Dietrich das rinnende Blut mit den Lippen gestillt hast?"

Sie hat mich groß angesehen.

Ich aber habe ihr erzählt, wie der junge Mann langsam sich zerfrißt in seinem Stolz — und doch nicht genesen kann vor lauter Heimweh.

„Er will dich aus seinem Herzen reißen — aber es geht nicht. Denn du bist darin festgewachsen. Verenli, kannst du deinen Herzallerliebsten grüßen, ohne daß dich ein Grauen ankommt über den Armstumpf im hangenden Rockärmel und über das zerrissene Angesicht?"

Achtzehn Jahre ist das Verenli alt. Aber wie ich sie so frage, schaut sie mich an mit den Augen, die einem gereiften Weibe gehören.

„Ich hab mich dem Jung-Dietrich verlobt," sagt sie, „nicht seinem Arm oder seiner Wange!"

Ich habe jetzt gewußt, wer den Jung-Dietrich zur vollen Genesung bringt.

Freilich, der Haldwängler hat sich sperren wollen, wie ihm das Verenli sagt von seiner Reise nach Konstanz ins Lazarett.

„Des Haldwänglers Tochter braucht niemand nachzulaufen. Ist noch nie im Bauernland der Brauch gewesen, daß die Dirne um den Burschen freit. Wer soll dem Haldwängler nachrufen, er hab sich seinen Schwiegersohn aus dem Lazarett erbetteln müssen? Ist der Jungmann stolz, ist der Haldwängler auch nicht von denen, die sich wegwerfen. Kommt er zu mir ins Haus, steht es ihm offen, jeden Tag, jede Stunde. Aber er soll kommen, und ich will seiner warten."

Da hab ich den Haldwängler zum zweiten Male erinnert an jenes Mal, wo er geredet hat von dem Menschenherzen, das der Herrgott geschaffen hat zum Helfen und zum Erbarmen. Und hab ihn gefragt:

„Haldwängler, hab ich umsonst darauf getraut, daß ein Mann — ein Wort ist beim Haldwängler?"

Das hat er verstanden.

„Man kann Ihnen nichts abschlagen. Weiß nicht, woher Sie die Gewalt haben über mich!"

Und so ist das Verenli abgereist. Mit mir. Anders haben es die Eltern des Maidlis und die Weberleute nicht getan. Soll ich's sagen, wie es in Konstanz zugegangen ist? Das ziemt sich nicht. In solche Stunden darf man kaum hineinsehen, geschweige, daß man davon redet. Nur dies Eine will ich sagen, daß ich noch nie in meinem Leben ein solches Jauchzen gehört habe wie in dem Jubelschrei des Verenli, da es dem Jung-Dietrich an den Hals geflogen ist. Daß der Jung-Dietrich nichts mehr hat sagen können, dafür haben die Lippen des Verenli gründlich gesorgt.

Wie ich wieder heimgekommen bin, ist der Altvater des Weberhannes unter der Tür gestanden und hat mir die Hand gedrückt:

„Der Herr des Friedens gebe dir Frieden allenthalben und allerleiweise, wie du den Frieden unter uns trägst mitten in der Not!" Und die Webersleute haben genickt, über ihren Gesichtern ist der Glanz des Friedens gestanden.

Da habe ich angefangen, einzusehen, warum ich habe hier bleiben müssen:

Weil einer da sein muß, der in die bekümmerten Herzen den Frieden tragen kann mitten in der Not.

Und meine Rebleute im Dorf sind mir gegeben von unserem Herrgott, daß ich ihren Frieden hüte mitten in der Not.

Herrgott, laß mich wacker bleiben in der großen Arbeit!



Das heilige Feuer

Legende von Hans Kern

Im deutschen Bergland tauchen irgendwo
im Heimatboden wurzelnd stolze Fichten
die immergrünen Wipfel spiegelnd nieder
ins dunkle Auge eines kleinen Sees.
Dort äst das scheue Reh auf Waldeswiesen,
darob der Sommer wölbt sein leuchtend Dach.
Dort tummelt schwärmend sich ein summend Heer
von Bienen, Käfern, Hummeln, Schmetterlingen,
des farbgen Sonnendaseins still und froh.
Und durch das goldumwobne Waldgeheimnis
gießt strahlend manch ein Vöglein Melodien,
sich selbst genug, dem Herrn der Welt zu Lob,
der dieses Reich des Friedens schuf und hegt.

Weit von der Straße hat sich eine Hütte
hier eingenistet, fern vom großen Leben,
das draußen in der Welt die Wogen schlägt.
Seit Jahr und Tag haust drin ein Waldgeschlecht,
Holzhauer von Beruf, von hohem Wuchs.
Die Axt geschultert, sieht der junge Tag
sie aufrecht und bedächtig nach dem Schlag
hinstreben, wo die schwere Arbeit winkt,
bis graue Abenddämmerung Halt gebietet.
Ein Leben lang. — Dann wird die Axt zu schwer.
Gar manchen von der Sippe hat der Baum,
der zitternd seinen Todesstreich empfing,
im Sturz mit in die Tiefe noch gerissen.

So ging's Märt's Vater. — Manches Jahr hindurch
haust' nun der starke Bursch mit seiner Mutter.
Still, ohne viel zu sprechen, wuchs er auf
und ging den Pfad, darauf die Ahnen schritten.
Am Abend saß er nach dem Tagewerk
ein Stündlein oder zwei noch vor der Hütte
und sah die Nacht zum See herniedertauchen,
sein Pfeiflein rauchend und der Zeit gedenkend,
da er des Königs Rock voll Stolz getragen
und durch zwei Jahre unter Menschen weilte. —
Die Mutter starb, doch eh' das Aug sie schloß,
bat sie den Buben: „Märt, such dir ein Weib!"
Gehorsam ging der Sohn auf Freiersfüßen
und ging und fand — und fand ein volles Glück.
Zwei, drei, vier Jahre war des Glückes Wagen
am Waldeshüttlein still vorbeigefahren,
die Wiege dreimal füllend. Daß die Fracht
des Glückes wirklich gar so golden groß
und schwer, sie hatten's beide kaum geahnt,
bis bittergroß die Abschiedsstunde schlug,
in der der Kaiser zu den Waffen rief.

— — — — — — — — — —

Und wieder nun ein heller Herbstesmorgen,
wie tausend schon dies stille Tal gegrüßt.
Jedoch, wo war die Sonne heut geblieben?
Sie flutet draußen durch des Sees Wogen,
sie spielt hell um die Locken der drei Kleinen.
Der Mutter aber will's nicht helle werden.
Ein böses Brieflein brachte gestern abend
die schwere Kunde: niemals, niemals wieder.
Nicht schlossen sich die tränenlosen Augen
die ganze Nacht, nur immer bohrend
durchdrangen sie das stille, stille Dunkel
mit immer quälend wiederholter Frage:

Ach Gott, warum? Ist's möglich? Ist es möglich?
Und die Gedanken schrien: Es kann nicht sein!
Nur halb im Traum tat heut das Weib die Arbeit,
und immer wieder muß sie sitzend stützen
das schwere Haupt in ihre beiden Hände.
Da plötzlich reißt sie sich entschlossen auf:
„Zu ihm! Ich muß zu ihm, zu seinem Grab!“
— — — — — — — — — — — —

Und wie sie umblickt, steht im kleinen Zimmer
helleuchtend neben ihr ein Gottesbote
im schlichten Wanderkleid und deutet: Komm!

Sie wandern beide unbekannte Wege
vorbei an Wäldern, Seen, Dörfern, Städten.
Ein Tag geht hin, ein andrer kommt und sinkt.
Ganz wandermüde werden schon die Füße
und wollen schier den schweren Dienst versagen,
doch immer heißt die Losung: Stille! Vorwärts!

Und nach drei Tagen wegemüden Wanderns
neigt sich der Engel freundlich der Genossin
und rühret leise mit der Hand die Schulter,
daß leicht empor sie sonder Erdenschwere
sich beide nach dem Äther hin erheben.
Und sieh! im Äther mitten inne wandte
der Geist zur Menschenseele stille sich
und sprach: Wir sind am Ziel! Dann reichte er
bis an den Rand gefüllt der Weggefährtin
zum Trunke eine Schale von Kristall.
Wie Siegfried nach dem Blutestrunk im Wald
der Vöglein helle Stimmen froh vernahm,
so öffneten sich jener alle Sinnen,
und staunend wurde einen hohen Wald
im blauen Morgenlichte sie gewahr,
davor auf einer nebelfeuchten Wiese

ein mächtig wallend Riesenfeuer lohte.
Und da das Weib die innre Regung treibt,
dem Wunder hastig, zögernd sich zu nahn,
legt ernst der Engel auf den Mund den Finger
und bietet der Genossin Halt und Schweigen.
Rings um das Feuer wogte blühend Leben.
Mit hellen, siegesfrohen Augen regte
im Umkreis sich ein feldgrau reisig Heer:
das Heer der Toten — der Lebendigen,
die heilge Feuersglut im Grund zu hüten.
Vergessen war der Kampf, das Blut, die Wunden,
verschlungen Todesnot von Siegesfreude,
von einem ewig starken, hellen Lichte,
von Ostersonne und von Osterfrieden.
Und aus dem Walde drang überirdisch jauchzend
ein Klang, wie Orgelton so voll und klar,
ein goldgewobnes, herrlich Siegeslied,
daß helle Tränen tiefbewegter Wonne
dem Weib durchs schmerzdurchfurchte Antlitz liefen.

Da endlich ließ der Engel sich vernehmen:
„Hier weilt dein Gatte, den dir Gott genommen.
Er lebt! Und seines Herzens reines Sehnen
will hüten mit der Schar das heilge Feuer.
Es hat in manchen Jahren schlecht gebrannt,
das Feuerlicht der Treue und der Wahrheit,
die helle Flamme großen Opfergeistes,
die Glut der alten deutschen Frömmigkeit.
Drum hat der Herr der Welt ein Heer von Helden
hieher in seine Ewigkeit entboten,
daß sie aufs neu die heilge Flamme hüten,
die in der Seele des Geschlechts, das kommt,
in reinstem Widerstrahle kräftig leuchte.
Und wenn der letzte Held, den Gott der Herr
zu diesem großen Werke sich bestellt,

hier ankommt, steig ich nieder auf die Erde
bei euch zu sein. —
Leb wohl! Ich bin der Friede!“ —

— — — — — — — — — — — — —

Das Weib erwachte wie aus tiefem Traume.
Es war allein. Das junge Völklein rief.
Das Jüngste schrie nach Futter in der Wiege,
die beiden ältren zogen freudejauchzend
auf Stöcken reitend durch die kleine Stube
und spielten Krieg. „Ei, wenn ich einmal groß bin,
werd ich Soldat, wie unser Vater, Mutter.“
So rief der kleine Franz, des Vaters Abbild,
und in dem Auge blitzten heilge Gluten,
wie sie in Vaters Augen damals spielten,
als er vom Überfall der Grenzen hörte.
Die Mutter trat leis, unter Tränen lächelnd,
zum Säugling hin und trug ihn vor die Türe
hinaus in deutschen Waldessonnenschein,
um auf der Bank, darauf Er gern gesessen,
dem Jüngsten ihre Mutterbrust zu reichen.
Und seufzend dachte sie der letzten Karte,
die kurz vorher mit ungelenken Zügen
den Abschiedsgruß ihr aus dem Felde brachte,
nur wenig Worte — eine Welt umschließend:
Vertrau auf Gott — er wird uns nicht verlassen!





Luther als Beter

Von Dietrich Vorwerk

Die evangelische Kirche erscheint uns im Jahre 1917 im Rückblick auf eine vierhundertjährige Geschichte wie ein Baum, den der Blitz getroffen und in zwei Hälften gespalten hat. Der Weltkrieg des Jahres 1914 brachte uns einen Bruderkrieg zwischen evangelischen Christen. Und es wird lange dauern, bis die Kluft, welche englisches und deutsches Christentum voneinander trennt, wieder überbrückt werden kann. Es wird schwer zu vergessen sein, daß römisch-katholische Österreicher, griechisch-katholische Bulgaren und mohammedanische Türken uns in der Stunde der Not treuere Freundschaft bewiesen haben als die Stammes- und Glaubensverwandten des britischen Reiches und der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Und die Frage erhebt sich: wird der Stamm, den der Blitz des Weltkrieges gespalten hat, verdorren? Oder gibt es noch eine Lebensmöglichkeit für ihn? Zur Beantwortung dieser Frage gilt es, bis zu den Wurzeln hinabzusteigen. Sind die Wurzeln des Baumes gesund, dann kann auch der Stamm noch genesen. Die Wurzeln des evangelischen Christentums liegen durchaus nicht nur im persönlichen Leben Luthers. Sie reichen tiefer hinab bis in das Glaubensleben der Apostel, die göttliche Offenbarung in Christo und die ewigen Bedürfnisse der Menschenseele. Aber Luthers persönliches Leben ist doch eine sehr wichtige und kräftige Wurzel des Protestantismus gewesen. Dies persönliche Leben war im tiefsten Kern gesund. Sein Kern aber war die Gemeinschaft

seiner Seele mit ihrem Gott. Diese Gemeinschaft äußerte sich am innerlichsten und unmittelbarsten in seinem Gebetsleben. Darum wird es uns erfrischen und stärken und mit Hoffnung für die Zukunft der evangelischen Kirche erfüllen, wenn wir uns mit Luther als Beter beschäftigen.

Diese Beschäftigung hat man merkwürdigerweise sehr lange vernachlässigt. Über jede theologische Anschauung Luthers, über jeden literarischen Krieg, den er geführt hat, sind ausführliche Schriften erschienen. Sein Gebetsleben wurde keiner eingehenden Betrachtung gewürdigt.*) Und doch kann man den Reformator, den Christen und den Menschen Luther nirgends besser kennen lernen als in seinem Gebetskämmerlein. Wiederum kann man für die Lebensäußerungen und die Lebensentwicklung des Gebets kein lehrreicheres Beispiel wählen als den Beter Luther. Aus seinen Werken, Briefen und Tischreden, aus Zeugnissen der Zeitgenossen und biographischen Darstellungen ist uns Luthers Leben und Beten besser bekannt als irgend einer der Beter, die vor oder nach ihm gelebt haben. Die rückhaltlose Offenheit, mit der er sich und sein eigenes inneres Leben mit allen Stärken und Schwächen auszusprechen pflegte, öffnet uns das Fenster zur Innenschau in sein Herz noch weiter. Sein bewegtes Leben, seine umfassende Lebensarbeit, seine vielseitige Persönlichkeit gaben ihm Gelegenheit, das Gebet in allen Lagen und für alle Aufgaben zu erproben. Außerdem berühren sich in ihm zwei entgegengesetzte Welten und Arten des Gebets, die mittelalterlich katholische und die neuzeitlich evangelische. So gehen wir

*) Einen Versuch, diese Lücke auszufüllen, bedeutet das 1913 im Verlage des Hofbuchhändlers F. Bahn in Schwerin erschienene Buch „Gebet und Gebetserziehung" von Dietrich Vorwerk. Dasselbe schildert auf Seite 8—118 Luthers persönliches Gebetsleben, Seite 119—259 Luther als Gebetslehrer und Gebetserzieher, Seite 260—335 Luther als Ausleger des Vaterunsers, immer mit Rücksicht auf die Bedeutung, welche dieses Gebetsleben für die Erziehung und Selbsterziehung zum Gebet hat.

nicht zu weit, wenn wir behaupten: wer das Leben des Gebets möglichst reichhaltig und anschaulich an einem bestimmten Beter dargestellt sehen möchte, der muß Luther anschauen.

Luthers Gebetsentwicklung läßt sich kurz veranschaulichen an einem Wort, welches er selbst später als Gebetserzieher gesprochen hat. In seiner Schrift: „Eine kurze und gute Auslegung des heiligen Vaterunsers vor sich und hinter sich" vom Jahre 1519 tadelt er die Gewohnheit vieler Christen, das Vaterunser mit der siebenten Bitte um Erlösung von dem Übel anzufangen und nur mühsam auch zu den früheren Bitten vorzudringen. Dies Urteil gilt für die Gebetspädagogik. Da muß es das Ideal bleiben, daß wir nicht das Notgebet zur Hauptsache machen, vielmehr die ersten Bitten des Vaterunsers, die Bitten in Gottes Sache, immer eifriger beten lernen. Auf die Gebetspsychologie und Gebetsentwicklung ist dagegen jenes Urteil Luthers nicht anzuwenden. Vielmehr zeigt Luthers eigene Gebetsentwicklung, daß auch ihn das Übel, die Not, zuerst in das lebendige Herzensgebet hineingetrieben hat. Seine wichtigeren Jugendgebete bis zu seinem Eintritt ins Kloster gehören alle in die siebente Bitte hinein. An einem Osterdienstag verwundete er sich versehentlich auf einer Reise ins Elternhaus mit einer Waffe. Da bat er zweimal in dringender Todesgefahr die Jungfrau Maria um Hilfe. Ein Notgebet in Sterbensgefahr steht also am Anfang des bewußten und selbständigen Gebetslebens Luthers. Im Juli 1505 rief er in Todesangst während eines Gewitters die heilige Anna, die Patronin der Bergleute, die Lieblingsheilige seiner Vaterstadt, an. Er versprach ihr, ein Mönch zu werden, wenn sie ihm hülfe. Dies Gebet war also ein Notgebet, verbunden mit einem Gelübdegebet. Es knüpfte an die Bitte um Hilfe das Versprechen einer Leistung, durch die die Bitte erhörlicher werden sollte. Luther hielt sein Versprechen und trat am 17. Juli 1505 in das Augustinerkloster zu Erfurt ein.

Damit finden die Jugendgebete Luthers ihren Abschluß. Er ist in ihnen noch das unselbständige Kind seiner Zeit. Das Gebet ist ihm fromme Sitte, der er sich willig fügt. Besondere Bedeutung bekommt es nur in Zeiten besonderer Not. Dann wendet er sich an die Heiligen als Nothelfer, vor allem an die Gottesmutter und an die heilige Anna. In übergroßer Not aber genügt das bloße Bittgebet nicht. Zu seiner Verstärkung wird dann den Heiligen ein Geschenk dargebracht in Gestalt eines Gelübdes, das eine opferreiche Leistung der Frömmigkeit verspricht. Alle diese Jugendgebete, soweit sie bewußte Herzensgebete sind, sind Notgebete. Erlösung vom Übel wird, wie in der siebenten Bitte, in ihnen erfleht.

Im Kloster lernte Luther dann die Gebete der sechsten und fünften Bitte hinzu, das Anfechtungsgebet um Schutz gegen die Versuchung und das Beichtgebet um Vergebung der Sünden. Gustav Freytag hat recht, wenn er in seinem Buch „Doktor Luther" sagt, daß mit Luthers Klostergebeten eine neue Zeit der deutschen Geschichte begonnen habe. In diesen Gebeten liegt der Wurzelboden für Luthers reformatorisches Wirken. Einstweilen freilich suchte er im Kloster Gott in der Weise seiner Zeit. Und zwar suchte er Schutz vor Gott und Christus, den strengen Richtern, in der Anrufung der Fürbitte der Heiligen. Fasten, Wachen und Frieren, allerlei mönchische Selbstpeinigung unterstützten sein Gebet, das ganz als verdienstliche Leistung zur Umstimmung des zornigen Gottes gedacht war. Diese Gebetsleistungen häufte er, um sie wirksamer zu machen. Er sprach die kanonischen Stundengebete mit übertriebener Gewissenhaftigkeit. Er las eifrig die Meßgebete, welche als Opfergebete zur unblutigen Wiederholung des Kreuzesopfers Christi dem Gebetsleben den Charakter der Menschenleistung besonders scharf aufprägten. Aber wie ernstlich sich Luther auch mit diesen mönchischen und priesterlichen Gebeten mühte, der Friede der Erhörung blieb aus. Vielmehr quälte ihn

der Zweifel, ob die eigenen Werke, insbesondere auch die Gebetsleistungen, für Gott genügten. Furcht und Seligkeitsverlangen hatten ihn in diese Gebetspraxis hineingetrieben. Die Furcht blieb, aber die Seligkeit floh.

So versuchte es Luther zugleich mit einer anderen Art des Gebets, dem mystischen. Im Gegensatz zu den äußerlichen Gebetsgewohnheiten der kanonischen Stunden und der Messen suchte das mystische Gebet in tiefster Innerlichkeit Gott zu erleben. Hier war es nicht sowohl um bestimmte Gaben Gottes zu tun als vielmehr um Gott selbst, die Erfahrung seiner Nähe und der persönlichen Gemeinschaft mit ihm. Dionysius Areopagita, Bernhard, Bonaventura, besonders aber Tauler waren Luthers Führer zum mystischen Gebet. Aber die Mystik konnte ihm nicht genügen. Sie suchte in subjektiven Erfahrungen zu Gott emporzuklimmen. Es fehlte ihr die feste Grundlage der geschichtlichen Gottesoffenbarungen. Sie erschien Luther mehr und mehr als eine Himmelsleiter, die auf schwankem Grunde ruht und darum nicht Tragkraft genug besitzt, um den Beter zu Gott emporzutragen. Luther fühlte, daß er eine andere Gebetsgrundlage brauchte als persönliche Stimmungen und Erlebnisse, so wichtig und nötig diese auch sind. Je mehr er sich mit der Bibel beschäftigte, um so deutlicher wurde ihm, daß Gott erst zu uns sprechen muß, ehe wir im Gebet darauf antworten können, daß Gott uns erst mahnen muß in seinen Offenbarungstaten, ehe wir ihm betend nahen können. Obwohl Luther von der Innigkeit und persönlichen Lebendigkeit der Mystik viel gelernt hat, hat sich doch sein Gegensatz gegen ihre geschichtslose subjektivistische Art immer schärfer entwickelt. Voll ausgereift erscheint er uns in einem Bericht, den Veit Dietrich auf Grund der Tischreden Luthers gibt. Danach erzählte Luther, er habe einmal in seinem Stüblein heftig gebetet und an den gekreuzigten Christus gedacht. Da sei ihm an der Wand ein heller Glanz erschienen und in dem Glanz eine herrliche Gestalt Christi

mit den fünf Wunden. Luther aber sagte sich, das müsse vom Teufel kommen, denn Christus erscheine uns in seinem Wort und in niedriger, demütiger Gestalt. Darum habe er dem Bilde zugerufen: „Hebe dich, du Schandteufel! Ich weiß von keinem anderen Christo, denn der gekreuzigt ist, und der in seinem Wort fürgebildet und gepredigt wird." Ein mittelalterlicher Mystiker oder eine Beterin nach Art der heiligen Theresia würden sich ganz anders verhalten haben als Luther. Sie hätten sich ganz auf die Vision konzentriert und in immer leidenschaftlichere und traumhaftere Verzückung hineingesteigert. Dann wären sie wohl, in Tränen gebadet, zu ihren Ordensgenossen gekommen und hätten ihnen von der seligsten Stunde ihres Lebens erzählt. Und man hätte schon im Geist einen künftigen Heiligen kanonisiert. Ganz anders Luther. Er weiß, daß er sich in einem Zustande der gesteigerten Gefühlserregung vor phantastischen Täuschungen hüten muß. Er fühlt, daß eine fremde, unheimliche Macht die helle Klarheit seiner auf Gottes Wort gegründeten Glaubensgedanken zu mystischem Halbdunkel trüben will. Er weiß, daß Gottes Offenbarung nicht dem Fühlen und Schauen, sondern dem Glauben gegeben ist. Er hat in seinen Klostergebeten gelernt, daß alle Versuche, sich durch psychische Technik zu Gott zu erheben, vergeblich sind. Nicht wir müssen zu Gott emporklettern auf der Himmelsleiter der „hohen Gedanken", sondern Gott muß zu uns kommen in seinem Wort. Die geschichtliche Gottesoffenbarung im Evangelium von Jesus, nicht eigene schwärmerische Zustände waren die Gebetsgrundlage, auf welche sich Luther stellte.

Dennoch hat Luther auch von seinen mystischen Klostergebeten einen dauernden Segen behalten. Die Stille der Gebetseinsamkeit, die heiße Glut des Herzensgebets, die brunnentiefe Innerlichkeit, in der die ewigen Quellen rauschen, das dürstende Gottsuchen — all diese Vorgänge echter Mystik — sind ihm geblieben. Darum entartete sein

Gebetsleben nie zu bloßer Sitte und mechanischer Leistung. Es blieb flüssige Lava, aus dem Vulkan eines mit Gott ringenden Gemütslebens hervorströmend. Es blieb, bei aller Überordnung des Glaubens über das Fühlen, Sache persönlichen Erlebens.

Die geschichtliche Gottesoffenbarung, auf die sich Luther im Gegensatz zur geschichtslosen Mystik stellte, leitete ihn nun aber mehr und mehr zu einer ganz anderen Art des Gebetes an. Er erkannte aus der Bibel, daß Jesus dort keineswegs nur der zürnende Richter ist, sondern vor allem der barmherzige Heiland und Erlöser, der die Menschen nicht erst annimmt, wenn sie durch exemplarische Frömmigkeit in Werk und Gebet seinen Zorn besänftigt und seine Huld verdient haben, sondern ihnen mit rettender Gnade zuvorkommt. Ein solcher Heiland steigert einerseits das Sündengefühl zur tiefsten Reue. Andererseits weckt er die Hoffnung auf Vergebung. So wird denn Kern und Stern des Gebetslebens Luthers das Beichtgebet, welches Gott die Sünden bekennt und im Vertrauen auf Jesus, sein Vergeben und Heilen, sein Verheißen und Trösten, sein Leiden und Sterben, sein Segnen und Erhören, die Sündenvergebung von ihm erbittet. So erfuhr Luther betend im Vertrauen auf die Gottesoffenbarung in Jesus einen gnädigen Gott. Das war keine Gebetsleistung mehr, kein Menschenwerk, mit dem man Gottes Wohlgefallen erwirbt. Das war nur noch religiöse Empfänglichkeit, die offene Hand des Bettlers, die Gottes Gaben erfleht, der aufgetane Mantel, in den die himmlische Barmherzigkeit ihren Segen legt. Die Rechtfertigung allein durch den Glauben, dies Grunderlebnis Luthers, war ein Gebetserlebnis und kam wieder und wieder in seinem Gebetsleben zum Ausdruck. Da gibt es kein Zusammenwirken zwischen Gott und Mensch, sondern Gott gibt und der Mensch nimmt, Gott wirkt und der Mensch leidet. Alle Werkgerechtigkeit und aller Selbstruhm sind überwunden, und zwar im Gebetskämmerlein eines Sünders,

der es nur mit seiner Sünde und der göttlichen Gnade zu tun hat. Diese Umwendung von der Gebetsleistung zur betenden Empfänglichkeit ist die entscheidende Wandlung der Gebete Luthers aus katholischen zu evangelischen. Hier liegt der Anfang einer neuen Periode des christlichen Gebetslebens im engsten Zusammenhang mit dem Grundgedanken der Reformation.

Im Klosterleben Luthers liegen also die Wurzeln, aus denen der Beter Luther hervorgewachsen ist. Zugleich aber hat er im Kloster allerlei Gebetsunkraut kennen gelernt, das im priesterlichen, mönchischen, mystischen und volkstümlichen Beten seiner Zeit wucherte. Da liegen die Ansätze zu seiner späteren Gebetskritik und Gebetspolemik. Auf einiges sei noch besonders hingewiesen. Ein Wort seines alten Vaters weckte in Luther Zweifel, ob sein Mönchsgelübde auch wirklich gottwohlgefällig sei, ob nicht das vierte Gebot ihn hätte nötigen sollen, dem Willen seines Vaters gemäß auf das Kloster zu verzichten. Beim weiteren Nachsinnen über diese Frage gelangte er zur Kritik des Gelübdegebets und von hier aus zur Kritik des mönchischen Lebensideals überhaupt. Daraus wuchs eine ganz neue evangelische Sittlichkeit hervor, welche nicht durch Weltflucht, sondern durch Berufsarbeit und Liebesdienst in der Welt Gott zu gehorchen sucht. Bei einem Gebet geschah es auch, daß Luther auf der Pilatustreppe in Rom durch das Wort: „der Gerechte wird seines Glaubens leben" an der Berechtigung und Gottwohlgefälligkeit dieser Gebetsleistung sowie aller selbstgewählten Bußübungen, Wallfahrten usw. irre wurde.

Und nun steht Luther, nachdem er das Kloster verlassen hat, als ein neuer Beter vor uns. Er hat zunächst eine neue Adresse für seine Gebete gewonnen. Mehr und mehr hört er auf, die Heiligen anzurufen. Was sollten sie ihm noch nützen, nachdem er den unmittelbaren Zugang zu Gott in Christo gefunden hatte? An Gott oder

Jesus, genauer an Gott durch Jesus, richtete er fortan sein Beten. Und sein Beten war ihm ein wirkliches Reden mit dem wirklich gegenwärtigen Gott, voll dramatischer Lebendigkeit. Seine Gebete haben in dieser Beziehung ein Gegenstück in seinen Gesprächen mit dem Teufel, von denen wir schon ein Beispiel anführten. Wie Gott, so stellt sich ihm auch die gottfeindliche Macht als unmittelbar nahe persönliche Wirklichkeit dar.

Ferner war die Gebetsgrundlage für Luther neu geworden. Es gehört zu den am meisten charakteristischen Eigenschaften seines Betens, daß er sich immer irgendwie auf Gottes Wort zu stützen pflegt. Er benutzte dazu die Gebete, Gebetslehren, Gebetsgebote und Gebetsverheißungen der Heiligen Schrift, an die er Gott im Eingang seiner Gebete erinnerte. Sehr wertvoll war ihm der Psalter als Gebetsgrundlage und das Vaterunser. Auch das apostolische Glaubensbekenntnis mit seiner gedrängten Zusammenfassung biblischer Heilstatsachen, die zehn Gebote, ja der ganze Katechismus wurden von ihm im gleichen Sinne gebraucht. Wenn er fühlte, daß er unlustig zum Beten geworden war, lief er in seine Kammer, nahm die zehn Gebote oder den Glauben oder Sprüche Christi und Pauli oder den Psalter vor und benutzte solche Worte als Feuerzeug, mit welchem er die Flamme des Gebetsgeistes in seinem Herzen entzündete. Er machte sich dann aus jedem Wort ein „vierfaches Kränzlein", d. h. er entnahm ihm zuerst eine Lehre, dann ein Dankgebet, dann ein Beichtgebet, endlich ein Bittgebet. Wir sehen, daß Luther hier die Wahrheit des mittelalterlichen Gedankens, daß die Betrachtung die Vorstufe des Gebets sei, beibehalten und vertieft hat.

Hatte Luther wirklichen Gebetsgeist? Lebte in ihm ein Geist, der ihn immer wieder zum Gebet trieb? Wenn wir auf das Ganze seines Lebens sehen, so müssen wir diese Frage bejahen wie kaum bei einem anderen Menschen. Dennoch hat Luther, wie alle großen und treuen

Beter, Zeiten der Gebetsdürre gehabt. Wellentäler und Wellenberge folgten einander auch in seinem inneren Leben. In der erzwungenen Einsamkeit auf der Wartburg wurde ihm vorübergehend das Beten schwer. Das hinderte ihn aber nicht, beim Verlassen der Wartburg anläßlich des Wittenberger Bildersturms seinen herrlichen Brief an den Kurfürsten zu schreiben, der voll betenden Glaubenstrotzes und fürbittender Liebe ist. Der Aufenthalt auf der Koburg dagegen zeigt uns einen Höhepunkt in Luthers Gebetsleben. Veit Dietrich hat in einem begeisterten Brief an Melanchthon aus dem Jahre 1530 die Koburger Gebete Luthers beschrieben. „Kein Tag vergeht, wo er nicht zum mindesten drei Stunden, und zwar die zum Studieren passendsten, aufs Gebet verwendet. Einmal glückte mir's, daß ich ihn beten hörte. Guter Gott, welch ein Glaube war in seinen Worten! Mit so großer Ehrfurcht redet er, als der mit seinem Gott redet, und mit solchem Vertrauen und solcher Hoffnung, als der mit seinem Vater und seinem Freunde redet. . . . Auch mir brannte das Herz mächtig, als er so vertraulich, so ernst, so ehrerbietig mit Gott sprach und unterm Gebet auf die Verheißungen in den Psalmen drang, als der gewiß war, daß alles geschehen werde, was er bitte." Und Melanchthon erzählt, er sei oft dazugekommen, wenn Luther mit heißen Tränen seine Bitte für die Kirche an Gott gerichtet habe. Gerade die Heftigkeit der Anklagen, die Luther zeitweilig während der Gebetsdürre gegen sich richtete, beweist, wie lebensnotwendig ihm das Gebet war.

Welches war nun die Gesinnung, in welcher Luther betete? Die Grundgesinnung war sein kindlicher Glaube, sein Vertrauen zu dem als Vater in Jesus erkannten Gott. Dieser Glaube gründete sich auf die Offenbarung Gottes in Christo, stärkte sich durch die fleißigste Beschäftigung mit der Bibel und wuchs immer aufs neue an und mit seinen Gebetserfahrungen. Eine Lebensäußerung dieses vertrauensvollen Glaubens, in welchem er betete, war

seine Erhörungsgewißheit. „Wir aber auf unserer Seite beten mit Fleiß und wissen auch die rechte Weise zu beten von Gottes Gnaden, sind auch gewiß, daß unser Gebet angenehm und für uns erhört wird.“ „Ich halte mein und der Meinen Gebet für stärker denn der Teufel selbst, und wo das nicht wäre, sollt' es längst anders um den Luther stehen.“ Aber diese Zuversicht, daß sein Gebet eine Kraft und Macht, bei Gott erhörlich und angenehm sei, spitzt sich bei ihm wiederholt zu der Gewißheit zu, daß ihm ganz bestimmte Gebete von Gott erhört sind, obwohl er die äußere Tatsache, in der die Erhörung bestehen soll, noch nicht erfahren hat. So war er gewiß, daß Gott sein Gebet um eine selige Sterbestunde ihm im voraus erhört habe. Auch in den Krankengebeten für Melanchthon und Mykonius zeigt sich die Zuversicht, daß Gott ihm das Leben dieser unentbehrlichen Mitarbeiter geschenkt habe. Endlich war er fest überzeugt, daß seine und der Seinigen Gebete verhindern würden, daß bei seinen Lebzeiten ein Religionskrieg in Deutschland ausbräche. In allen diesen Fällen hat er sich nicht getäuscht. Freilich war seine Erhörungsgewißheit nicht immer so unbedingt sicher. Er weiß und hat es erfahren, daß es Gebetsenttäuschungen gibt. Gott gibt nicht immer, um was wir bitten, oft gibt er anderes, aber Besseres.

Das führt uns zu einem anderen hervortretenden Zuge in der Gebetsgesinnung Luthers, zu seiner demütigen Ergebung in Gottes Willen. „Ich will die Augen schließen und Gott handeln lassen.“ „Ich will nicht, daß Rat und Tat von Menschen das lenken, was ich tue, sondern Rat und Tat Gottes.“ „Es geschehe, was Gottes Wille sein wird. Ich freue mich doch von ganzem Herzen, daß mir um der besten Sache willen Böses widerfährt und bin nicht wert solch heiliger Trübsal.“ Das sind Worte eines in Gott ergebenen Menschen. Die mystische Tugend der „Gelassenheit“ spricht aus den Worten, mit denen er die Seele zu Gott reden läßt in seiner „Auslegung deutsch des Vater-

unsers für die einfältigen Laien" (1519): „O Vater, gib Gnade und Hilf, daß wir deinen göttlichen Willen lassen in uns geschehen. Ja, ob es uns wehe tut, so fahr du fort, straf, stich, hau und brenne. Mach alles, was du willst, daß nur dein Wille und ja nicht der unsere geschehe. Wehr, lieber Vater, und laß uns nichts nach unserem Gutdünken, Willen und Meinung vornehmen und vollbringen. Denn unser und dein Wille sind wider einander, deiner allein gut, ob er wohl nicht scheinet, unserer böse, ob er wohl gleißet." Wie ernstlich Luther bemüht war, auch nach unerhört gebliebenen Gebeten sich in Gottes Wege zu schicken, zeigen seine brieflichen Äußerungen nach dem Tode seines Töchterchens Magdalene. Da ist er zornig auf sich, daß er sich nicht von Herzen freuen und Gott danken kann, „wie wohl ich unterweilen unserem Herrn Gott ein Liedlein singe und danke ihm ein wenig dafür". Die Gesinnung des Gethsemanegebetes Jesu „nicht mein, sondern dein Wille geschehe", war auch die Gesinnung unseres betenden Reformators. Und in seinen Gebetsäußerungen kehrt immer wieder der Grundgedanke christlicher Demut, daß nicht dem Menschen, sondern Gott Lob und Ehre gebührt, daß nicht des Menschen, sondern Gottes Name verherrlicht werden soll.

Die Gebetsgesinnung der Liebe wird besonders deutlich an Luthers Fürbitten. Kaum ein Beter hat das Netz der Fürbitte so weit ausgeworfen über Freund und Feind wie Luther. Davon wird noch besonders zu reden sein. Freilich, auch die Kampflust ist ein charakteristischer Zug seines Gebetslebens. Beten war für ihn kein betrachtendes Ausruhen auf jenseitigen Höhen. Er pflegte auch die Gegner, mit denen er kämpfte, Gott im Gebet darzubringen, nicht nur fürbittend, sondern auch anklagend, Gott zum Kampf gegen sie aufbietend. Dann wurde seine Liebe zum Zorn, seine Fürbitte zur Gegenbitte, zum Kampfgebet. Dennoch ist es für den unbefangen Urteilenden ganz klar, daß seine Kampfgebete nicht von persönlichem Haß gegen

Menschen, sondern von Eifer für die Sache Gottes beherrscht sind. Menschliche Trübungen haben freilich auch bei ihm nicht gefehlt, so wenig wie bei irgend einem anderen Christen.

Seine Gebetsstimmung war eine brennende Sehnsucht nach Gott, ein flammender Eifer für Gottes Ehre. Oft betete er weinend. Nur ein glühendes Herzensgebet erschien ihm als ein rechtes Gebet. Nur mühsam lernte er unter den Schwankungen seines Temperaments, daß Glauben und Fühlen zweierlei ist. Ein gewisses Ungestüm blieb neben zartester Kindlichkeit seinem Beten immer eigen. Dafür empfand er aber auch um so eindrücklicher die unmittelbare Nähe des Gottes, zu dem er redete. Aus diesem für das Gebetsleben so entscheidenden Dürsten nach realer Gegenwart Gottes erklärt sich auch seine Stellung im Abendmahlsstreit. Ihm war es um die volle, reale Gegenwart Gottes im Sakrament zu tun, weil man nur zu dem gegenwärtigen Gott beten kann. Ihm kam es nicht auf das selbstverständliche Dasein Gottes, sondern auf sein Hiersein bei dem Beter an.

Luthers Gebetspraxis hielt auch nach dem Aufgeben der kanonischen Stundengebete an bestimmten Gebetszeiten fest. Morgens, mittags und abends zu beten, war seine Regel. Jeder Ort schien ihm zum Beten geeignet, vor allem aber das Kämmerlein wegen seiner Gebetsstille und die Kirche wegen der Gebetsgemeinschaft, die in ihr zu finden ist. Denn der Ort wird durch die Gegenwart Gottes bei dem gläubigen Beter geheiligt. Der Teufel fürchtet einen Schweinestall, in welchem gebetet wird, mehr als eine Kirche, in welcher nicht gebetet wird. Besondere Wallfahrtsorte sind nicht nötig. Das Knien ist eine schöne Sitte, aber keine Notwendigkeit. Den Brauch, sich mit dem Kreuzeszeichen zu segnen, hat Luther beibehalten. Er liebte das freie, laute Gebet, womöglich am offenen Fenster mit dem Blick in Gottes Natur. Bei starker Vorliebe für das freie Gebet stützte er seine Gebete gern auf feste Gottes-

worte und Heilstatsachen. Er verschmähte auch nicht, uralte Gebete aus seiner Kinderzeit zu gebrauchen und unverändert weiterzugeben. Aber er läßt dem Geiste Raum, auch mitten im festen Formulargebet seine Gedanken freie Wege zu führen. Selbst beim Beten des Vaterunsers erlaubt er sich Abschweifungen und bleibt manchmal in einer Bitte stecken, zu der ihn gerade das Herz treibt. So ist seine Gebetsform eine Verbindung von Gebetstreue und Gebetsfreiheit. Sein ganzes Leben begleitet er mit Gebet. Sein Aufstehen und Niederlegen, sein Essen und Trinken, seine Lieder und seine Streitschriften, seine Universitätsvorlesungen und sein freundschaftlicher Verkehr wurden ihm zur Gebetsmahnung. Auch dem Alltäglichsten entnimmt er Bilder und Gleichnisse für das Beten. Als sein Hund Tölpel einmal unverwandten Blickes auf ein Stück Fleisch in seiner Hand schaute, sprach er: „O, daß ich so beten könnte, wie der Hund auf das Fleisch kann sehen." Hat er einmal die Stunde des Gebets versäumt, so ist ihm den ganzen Tag danach übel.

Die Ergebnisse seines Betens waren unübersehbar groß und gewaltig. Achten wir zunächst auf die Rückwirkung seiner Gebete auf ihn selbst. Da zeigt sich als eine Gebetsfrucht zunächst sein todverachtender, von Menschenfurcht freier Mut, wie er in Worms vor dem Reichstag, auf der Koburg während der schwersten Entscheidungen, in Wittenberg zur Pestzeit herrlich triumphierte. „Ein feste Burg ist unser Gott" ist ein Niederschlag der Gebete Luthers in der Pestzeit. Eine allmächtige Kaiserin nennt er sein Gebet in der Streitschrift an Heinrich VIII. von England. In der Tat, ein gebetsloser Luther wäre niemals der Sieger über Kaiser und Papst geworden, hätte sein Reformationswerk nicht hinausgeführt. Neben dem Reformatorenmut steht als Gebetsfrucht seine sorglose, vertrauensvolle Fröhlichkeit und sein sonniger Humor. Auch seine Lieder verraten, selbst wo sie nicht eigentliche Gebets-

lieder sind, überall, daß ihre Keime mit im Gebetsleben liegen. Gebetserfahrungen haben ihn zu dem großen Bibelforscher und Schriftausleger gemacht. Er weiß, daß man die Schrift nur betend verstehen lernt.

Zu der Wirkung, die Luthers Gebete auf ihn selbst hatten, kommt ihre Wirkung auf andere Menschen hinzu. Wir hörten schon von dem Eindruck, den seine Gebete auf Melanchthon und Veit Dietrich machten. Von allen Seiten bat man um seine Fürbitte. Mächtige Fürsten, schwache Freunde, gefangene Märtyrer der evangelischen Sache trösteten sich der Gebetsgemeinschaft mit ihm.

Aber hat Luthers Gebet auch auf Gott eingewirkt? Hat er Gebetserhörungen erlebt? Er selbst war davon überzeugt, daß er seine Frau und seine Freunde Melanchthon und Mykonius in Sterbensgefahr gesund gebetet habe. Auch die, für die er in diesen Fällen betete, waren dessen gewiß, durch seine Fürbitte eine Gebetsheilung erlebt zu haben. Bei Melanchthon und Mykonius war er der Erhörung im voraus gewiß. Desgleichen bei den schon erwähnten Gebeten um ein seliges Sterbestündlein und um Verhinderung des Religionskrieges bei seinen Lebzeiten. Der Erfolg gab Luther recht. Natürlich wirkten diese Gebetserhörungen, mit denen sich jeder evangelische Christ genauer beschäftigen sollte, auf sein und seiner Anhänger inneres Leben zurück, Glauben und Gottesfreudigkeit, Kampfesmut und Hoffnung stärkend.

Wir kommen zu den verschiedenen Arten des Gebets und fragen, welche Rolle sie im Gebetsleben Luthers spielen. Wir erinnern uns dabei an das vierfache Kränzlein, welches Luther aus den Gebetsworten der Heiligen Schrift zu flechten pflegte. Außer einer Lehre entnahm er jedem ein Dankgebet, ein Beichtgebet und ein Bittgebet.

Das Dankgebet steht bei ihm an der Spitze. Das hängt mit seinem Grunderlebnis, dem unverdienten Empfang der vergebenden Gnade Gottes, zusammen. Für verdienten

Lohn braucht niemand zu danken, denn er kann ihn als sein Recht fordern. Aber unverdiente Güte weckt staunende Dankbarkeit. So klingt durch Luthers Predigten, Briefe, Tischreden, ja selbst durch seine gelehrtesten Abhandlungen und knorrigsten Streitschriften ein dankender Lobpsalm über Gottes Barmherzigkeit. Er dankt ihm für selbst erfahrene Wohltaten. Er lobt ihn auch um der Segnungen willen, die er anderen, der ganzen Kirche Christi, erwiesen hat. Er dankt und lobt auch, als Gott ihm sein Töchterchen genommen hat, oder wenn Märtyrer des evangelischen Bekenntnisses starben. Sein Lied: „Nun freut euch, liebe Christen gemein", das ein zusammenfassender Ausdruck seiner persönlichen Heilserfahrung ist, trägt die Überschrift: „Ein Danklied für die höchsten Wohltaten, so uns Gott in Christo erzeigt hat." In dem Abendmahlslied: „Gott sei gelobet und gebenedeit" und dem Weihnachtsliede: „Gelobet seist du, Jesus Christ" ist dieselbe Stimmung des dankbar anbetenden Lobpreises. Er lobt Gott mit der Nachtigall um die Wette als den Schöpfer der schönen Natur. Er dankt ihm auch für Krankheit und Trübsal. Am liebsten dankt er für das göttliche Hauptgeschenk der Vergebung der Sünden. Zum Dankgebet gehört ihm auch das Bekenntnisgebet. Das apostolische Glaubensbekenntnis mit seiner Aufzählung der Wohltaten Gottes wird von ihm als ein Dankgebet gesprochen. Dank und Bekenntnis wie alles Beten sind ihm nur des Menschen Antwort auf Gottes Tatensprache in der heiligen Geschichte und in unserem Leben.

Aber das Dankgebet wäre nicht denkbar ohne das erhörte Beichtgebet. Das Beichtgebet mit dem Sündenbekenntnis und der Bitte um Vergebung steht im Mittelpunkt des Gebetslebens Luthers. Es entspricht seinem religiösen Hauptgedanken von der Rechtfertigung allein durch den Glauben. Er pflegte vom Dankgebet zum Beichtgebet fortzuschreiten und darum besonders auch die Sünde des Undanks gegen Gottes Wohltaten und des Unglaubens

gegenüber den Offenbarungstaten Gottes zu bekennen. Man kann Gott durch nichts so beleidigen wie durch den Unglauben, der seiner Vaterliebe undankbar mißtraut und seine Wohltaten nicht annimmt. Luthers Auslegung der sieben Bußpsalmen und unendlich viele Beichtgebete, die er in Predigten, Schriften und Briefen eingeflochten hat, sind Zeugnis für seinen beichtenden Bußernst. Sein Beichtlied: „Aus tiefer Not schrei ich zu dir" war auch ursprünglich ein persönliches Sündenbekenntnis, in welchem es hieß: „denn so du willst das sehen an, wie manche Sünd' ich hab' getan, wer kann, Herr, vor dir bleiben". Auch seine Kranken- und Sterbegebete waren immer zugleich Beichtgebete. Nahe verwandt mit dem Beichtgebet (der fünften Bitte) sind auch die bei Luther stark hervortretenden Anfechtungsgebete (der sechsten Bitte), die dem Kampf mit Teufel, Welt und Fleisch dienen. Diese Anfechtungsgebete werden oft zu Kampfgebeten, auch gegen die Menschen. Luthers cholerisches Temperament und seine Neigung zu scharfer Polemik gegen die Feinde Gottes haben hier manche menschliche Unvollkommenheit in sein Gebetsleben hineingetragen. Andererseits haben gerade die Erfahrungen seiner Anfechtungs- und Kampfgebete seinen sieghaften Glauben gestählt und vertieft. Nur angefochtene Gewissen lernen recht beten und die Bibel verstehen.

Die Bittgebete Luthers sind ganz besonders oft Fürbitten. Und die reiche Liebe, die diese Fürbitten erfüllt, zeigt, daß der Kampfzorn seiner Kampfgebete nicht als persönliche Gehässigkeit gedeutet werden darf. Er bittet für seine Frau, seine Kinder, seine Hausgenossen, für seine Freunde und Glaubensgenossen, für die evangelischen Fürsten und den katholischen Kaiser, für seine Gemeinde und für das deutsche Heer, das gegen die Türken zieht, für gefangene Märtyrer, angefochtene Mönche, leidtragende Witwen und Kinder, für die aufrührerischen Bauern und für Kranke auf dem Sterbebett, für seine Eltern und für

seine Gegner. Oft spricht sich der Wunsch nach noch innigerer Gebetsgemeinschaft in seinen Schriften und Briefen aus.

Unter den sonstigen Bittgebeten stehen die Reichsgottesgebete, die Reformatorengebete, voran. Auch das Missionsgebet fehlt nicht. Aber das schlichte Notgebet hat ebenfalls seine Stelle in seinem Gebetsleben, vom Kriegsgebet und Kranken- und Sterbegebet bis zur Bitte um das tägliche Brot. In der Bitte um das Ende der Welt, um die selige Erscheinung Christi zum Jüngsten Tage faßt er alle Notschreie seines Herzens zusammen.

Unendlich viel wäre noch zu sagen über Luthers persönliches Gebetsleben, seine Gebetsschriften und Gebetsanschauungen, seine Gebetserziehung und Gebetspolemik, seine Auslegungen des Vaterunsers und die Nachwirkung von dem allen in der evangelischen Kirche. Aber es mag mit dem Gesagten genug sein. Gott gebe unserer Kirche — nicht gelehrte Theologen, die haben wir; nicht diplomatische Kirchenfürsten, die fehlen nicht — vielmehr gebe uns Gott Beter, die etwas haben vom Gebetsgeiste Luthers. Dann wird der blitzgetroffene Baum der evangelischen Kirche, allen Stürmen trotzend, blühen und Frucht bringen.





Aus dem Stellungskrieg im Westen

Feldpredigererinnerungen von P. W. Kähler

I.

Bei den Kolonnen.

Als ich im Herbst 1914 ins Feld hinauskam, war der große Vormarsch in Frankreich gerade zum Stehen gekommen, und der Bewegungskrieg erstarrte allmählich zum Stellungskrieg. Der große Schützengraben von den Vogesen bis nach Flandern war ausgehoben. Aber weder die Mannschaften noch die unteren Kommandostellen glaubten an eine längere Dauer dieses Zustandes. Man nahm diese Zeit relativer Ruhe hin wie eine Atempause, welche um so willkommener war, als der stürmische Vormarsch kaum Zeit zum Besinnen gelassen hatte. Das Gemüt kam zur Ruhe, und nun tauchten aus der Tiefe des Herzens manche ernste Fragen auf, welche unter den wild wechselnden Eindrücken des Kampfes nur angeregt, nicht durchdacht waren. Darum zeigte sich bei den Truppen ein dringendes Verlangen nach Gottesdiensten, und der Feldprediger war eine willkommene, meist bis dahin noch nicht gesehene Erscheinung.

Ich war damals den Kolonnen eines Korps in der Champagne zugeteilt und hatte es also mit Mannschaften zu tun, die naturgemäß in allen Stücken hinter der unmittelbar fechtenden Truppe zurückstehen müssen, auch in der geistlichen Versorgung. Um so dankbarer war die Aufgabe. Zunächst kampierten die Kolonnen im Freien. Auf einem Felde

neben der Heerstraße spielte sich ein buntes Treiben ab, das lebhaft an Wallensteins Lager erinnerte. Endlose Reihen von Pferden standen, an Pfählen angebunden, unter freiem Himmel. In ihrer Mitte hatten sich die Soldaten Erd- und Laubhütten gebaut, wo sie es sich so behaglich als möglich machten. Der Verkehr mit der Heimat war noch außerordentlich gering, weil die Post erst allmählich der großen Entfernungen Herr wurde, so daß es vorkam, daß ein Offizier von seinem Kameraden zur Geburt eines Stammhalters beglückwünscht wurde, ohne von seinem Vaterglück etwas zu wissen, während der andere in der „Kölnischen Zeitung“ es gelesen hatte. In diesen Zeiten waren die Feldgrauen dankbar, wenn man sie neben dem Lager versammelte und ihnen einen Gruß aus der Heimat brachte, auch die Schriften unter sie verteilte, die man von dorther mitgebracht hatte. Das knüpfte dann schon ein Band des Vertrauens; einer oder der andere sprach sich aus, so daß man sich nicht fremd war, wenn man sich beim Gottesdienst gegenüber stand.

Diese Gottesdienste in den kleinen Dorfkirchen der Champagne werden vielen unvergeßlich bleiben. Dicht drängten sich die Scharen in dem engen Raum — Mann bei Mann! Unzählige Male hatten wir uns im Frieden den Kopf darüber zerbrochen, wie die Männerwelt unter den Schall des göttlichen Wortes gebracht werden könnte! Was bei den Menschen unmöglich schien, das tat Gott und schuf eine große Gelegenheit zur Verkündigung des Evangeliums. Dort im Felde haben Unzählige wieder Gottes Wort aufmerksam angehört, die ihm seit Jahren und Jahrzehnten den Rücken gekehrt hatten. Denn die ernsten Erlebnisse und die erschütternden Eindrücke, welche auch bei den Mannschaften der Kolonnen nicht fehlten, hatten bei vielen das Verständnis für die ewige Welt wieder geöffnet. Es wäre grundverkehrt, wenn man diese mit elementarer Wucht durchbrechende innere Bewegung in vermeintlicher Nüchternheit

religionswissenschaftlich als „Angstreligion“ abtun wollte. Dagegen spricht schon die Erfahrung, daß in den stilleren Wochen nach den ernsten, ersten Erlebnissen das kirchliche Bedürfnis so stark anhielt. Neben den Kolonnen war meiner Pflege auch ein Ulanenregiment anvertraut, das im Stellungskampf auch in die zweite Linie zurückverlegt war. Diese Ulanen waren womöglich noch eifriger als ihre Kameraden von den Protzen und Fuhrwerken. Obwohl ihnen jede Woche Gelegenheit zum Kirchgang gegeben wurde, ließen sie im Besuch nicht nach. Da der Feldprediger an jedem Sonntag in verschiedenen Dörfern zur Stelle sein mußte, konnte ich mir nicht anders helfen, als oftmals den Sonnabend oder Montag zu Hilfe zu nehmen; und dann mußte der Gottesdienst nachmittags nach dem Dienst angesetzt werden. Welche Freude, wenn dann die Kirche bis auf den letzten Platz gefüllt war, obwohl ich mir beim Kommandeur ausdrücklich ausbedungen hatte, daß der Besuch ganz freiwillig gehalten werden sollte!

Die Gottesdienste hielten sich in den einfachsten Formen. Dicht umdrängt von den Zuhörern stand der Prediger auf dem Altar. Wo es anging, legte ich den Talar an; aber oftmals war auch das nicht möglich, wenn ich auf dem Pferd Abendmahlsgeräte und Wein hatte verpacken müssen, so daß für nichts anderes mehr Raum blieb. Dann stand man im feldgrauen Rock als Kamerad unter Kameraden. Das gab dem Ganzen ein wohltuendes Gepräge von Natürlichkeit. Ich vermute, daß nicht nur mir diese besonderen Umstände auch eine neue Form der Rede aufnötigten. Alles feierlich Steife fiel von selbst hin. Unsere kirchliche Sitte, so schön sie ist, erstickt doch oft die rechte Natürlichkeit. Hier aber, wo man sich zum Greifen nahe stand, suchte man unwillkürlich bei jedem Wort ernsthafte Fühlung mit dem Zuhörer. Eine biblisch durchtränkte Ausdrucksweise hätten die vielfach entkirchlichten Männer doch nicht verstanden. So galt es denn, die alten Wahr-

heiten in das Deutsch unserer Tage zu übersetzen. Und dafür dankten die Feldgrauen zum Teil ausdrücklich, wie es mir denn einer einmal so sagte, daß er zu Hause den Pfarrer gar nicht verstanden hätte, der immer nur einen Bibelspruch an den anderen gereiht hätte. Auch von den agendarischen Formen konnten und mußten wir Feldgrauen uns frei machen. Die kunstvollen Gebete unserer Agende wären dem Geist des Augenblicks nicht gerecht geworden; hier war eine Gemeinde versammelt, die unter völlig gleichen Erlebnissen von einheitlichen Gedanken, Sorgen und Hoffnungen beherrscht war: da mußte der Mund dessen übergehen, wes das Herz voll war. Oft habe ich unter dem Eindruck gestanden, daß ich lieber fünf Worte reden wollte, die jedem verständlich waren, als zehntausend mit der Agende, wenn sie auch noch so schön und feierlich klingen mögen! — Es bot sich hier eine Gelegenheit, die nicht verpaßt werden durfte. Gerade die natürliche Form und Redeweise ließ manch einen Zutrauen fassen, welcher der altkirchlichen Art mit einem, wahrscheinlich ganz unbegründeten, aber dennoch starken, Mißtrauen und Vorurteil begegnet wäre. Es vollzog sich draußen im Felde vielleicht die größte Evangelisation, die wir an unserer Männerwelt je ausüben durften. Und unser Kaiser sagte mit Recht, als er die Feldprediger unserer Armee im Hauptquartier einmal versammelte: Es muß Ihnen doch leicht sein, jetzt zu predigen! Ja, es ging uns das Herz auf, wenn wir die vielen ernsten Männeraugen auf uns gerichtet sahen. Wenn es überhaupt von der Zeit auf der Kanzel gilt, daß sie die kostbarste Zeit ist im ganzen Umfang des Lebens, so galt das hier doppelt, wo wir uns immer sagen mußten, daß viele vor uns standen, die vielleicht zum letzten Male das Wort des Lebens hörten, ehe sie den Schrecken des Todes entgegengingen.

Der Krieg bot vielen eine unvergleichlich günstige Gelegenheit, zu vergessen, was dahinten ist, und einen neuen Anfang zu machen. Der Zwang der alten Gewohnheit und

der Druck der Nachbarn oder Bekannten fällt fort. Und weil alle zusammen ernster gestimmt sind, wird dem Bedürfnis des inneren Menschen befreiend Raum geschaffen. Standesvorurteile und Amtsrücksichten gehen im allgemeinen „Feldgrau" unter. Deshalb fanden sich auch viele wieder beim Tisch des Herrn ein, die dem Abendmahlsgang ganz entwöhnt waren. So war ich Zeuge, wie ein Offizier laut zu seiner Umgebung sagte: Es ist doch eine Schande, aber seit meiner Einsegnung ist es heute das erste Mal, daß ich zum Abendmahl gegangen bin! — Der Segen des Sakraments ist manchem im Felde neu aufgegangen. In der Erinnerung an schwere Stunden, wo die Durchhilfe Gottes sichtbar erfahren war, stellte sich das Bedürfnis des dankbaren Bekennens ein, oder unter dem Eindruck des drohenden Todes meldete sich das Verlangen, mit dem alten Leben aufzuräumen und dem neuen Willen der Umkehr einen markanten Ausdruck zu geben. Es ist ganz gewiß, daß die Hunderte, welche sich sonntäglich zum Abendmahl drängten, nur zum geringsten Teil von der Sehnsucht getrieben wurden, sich mit ihrem Heiland aufs innigste zu vereinigen, oder nur zum geringsten Teil ein klares Verständnis für das Opfer Christi zur Sühnung unserer Sünden hatten. Und doch waren sie berechtigte Gäste am Tische des Herrn. Wie beweglich war es, als einer in stiller Stunde sich bei mir mit der Frage einfand, ob er an der Kommunion teilnehmen dürfe, obwohl er noch nicht zum vollen Glauben an die Wahrheiten des zweiten Artikels durchgedrungen sei! Mit welcher Freude habe ich ihn auf das Wort Jesu verwiesen: Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen! Recht würdig und geschickt zum Empfang des Abendmahls ist doch jeder, welcher den Glauben hat an diese Worte: für mich gegeben und vergossen zur Vergebung der Sünden! Jesus selbst hat das Abendmahl mit den Jüngern gefeiert, denen er bekümmert sagen mußte: Einer unter euch wird mich verraten! Deshalb habe ich selbst konfessionelle Scheidewände

nicht ängstlich aufrecht halten zu dürfen gemeint. Als ein bayrischer Unteroffizier für seine katholischen Kameraden fragte, ob sie teilnehmen dürften, weil sie seit langem keine Gelegenheit zum Gottesdienst gehabt hatten, habe ich sie getrost zugelassen, in der Erinnerung daran, daß unser Heiland das Mahl der Gemeinschaft an dem Abend stiftete, als er den Vater bat, „daß sie alle eins seien"!

Was ich an allgemeinen Urteilen niederschreibe, ist nicht graue Theorie. Denn ich habe in ergreifender Weise in manches Herz bei stillen Zwiegesprächen hineinschauen dürfen, wie man es in Friedenszeiten nicht so häufig erlebt. Gelegenheit dazu gaben besonders die Besuche, die „im Pfarrhaus" während der Woche gemacht wurden. Nicht weit von der Kirche meines Quartierdorfes hatte ich in einem kleinen Häuschen Unterkunft gefunden. Dort teilte ich den Luxus eines eigenen Zimmers mit einem katholischen Kollegen. In der Kirche machte ich bekannt, daß ich im Pfarrhaus gute Bücher verschiedensten Inhalts ausgäbe, was nun die einzelnen mit den allerverschiedensten Anliegen und Interessen in mein Zimmer führte und ihnen die Möglichkeit persönlicher Aussprache bot. Der katholische Kollege hatte genug Feingefühl, um unter einem Vorwand das Zimmer zu verlassen, wenn der Besucher ernstere Absichten durchfühlen ließ; er wußte ja, daß ich auf diese Weise etwas zu ersetzen versuchte, was ihm mühelos durch die Institution der Beichte zufiel. Bei dem engen Zusammenleben mit diesem Priester ist mir der ungeheure Wert der Ohrenbeichte für die kirchliche Beeinflussung lebhaft entgegengetreten. Wird sie mit Innerlichkeit und Ernst verwaltet — und das geschah bei diesem trefflichen Manne, der am Sonnabend abend immer ganz erschöpft und tief bewegt aus dem Beichtstuhl zurückkehrte —, dann ist es doch eine köstliche Gelegenheit für den einzelnen, das Herz zu erleichtern und Hilfe zu suchen in den Gewissensnöten. Ich werde die schmerzlich enttäuschten Gesichter nie vergessen, in die ich je

und dann hineinblicken mußte, wenn ich zu neuen Truppenteilen kam, wo die Katholiken auf mich zueilten in der Hoffnung, beichten zu können! In jenen schweren Kriegszeiten ist die Beichte sicherlich manchem zum Segen geworden; es ist und bleibt bedauerlich, daß wir Evangelische auf diese Form der Seelsorge verzichten müssen, um der Werkgerechtigkeit und Priesterherrschaft keinen Vorschub zu leisten. Für uns war es eine schwere Aufgabe, Ersatz zu schaffen. Ich versuchte es auch mit Besuchen der Einzelnen in ihren Quartieren, wobei aber die starke Belegung dem ernsteren Gedankenaustausch große Schwierigkeiten bereitete. Allgemeinere Fragen ließen sich wohl dabei besprechen, z. B. die bedeutsame Frage nach abergläubischen Schutzmitteln, von denen auch unsere evangelischen Mannschaften durchaus nicht frei waren. So zeigte mir ein prächtiger, tapferer Ulan den bekannten „Haus- und Schutzbrief", dem wir nur zu oft im Feld begegnet sind, ein fürchterliches Machwerk dümmsten Betruges, angeblich ein von Jesus selbst im 18. Jahrhundert geschriebener und vom Himmel zur Erde gesandter Brief, welcher den Träger gegen jeden Hieb und Schuß sichern soll. „Was sagen Sie dazu, Herr Pfarrer?" — Antwort: Ich würde mich als Soldat schämen, so feige zu sein und meine Zuflucht zu einem Fetzen Papier zu nehmen. „Ja," lautete die Erwiderung, „aber meine Frau hat ihn mir als letztes mitgegeben beim Auszuge!" Es gelang mir dann doch, den Mann von seiner Pflicht zu überzeugen, als Christ sich davon loszumachen und den Brief ins Feuer zu werfen. — Als ich merkte, daß viele ähnliche Fragen unter den Leuten umgingen, versuchte ich eine andere Form persönlicher Berührung: ich sagte meinen Besuch abends in den Quartieren an, wo wir uns bei einer Zigarre gemütlich zusammensetzten, Heimatslieder sangen und dann ernstere Dinge durchsprachen. Viele hatten sich schon mit dem Problem herumgeschlagen, ob man als Christ zum Töten im Kriege berechtigt sei, wie weit die Pflicht der Feindes-

liebe ginge und ähnliches mehr. Da drängten wir uns dann im Schulhaus oder in einer Bauernstube zusammen, und ein Wort gab das andere. Den Schluß machte eine Abendandacht mit Gesang. Ich hatte den kleinen Triumph, daß nun die Katholiken zu ihrem Priester kamen und ähnliche Veranstaltungen erbaten, wozu es aber nie kam. Darin zeigten wir uns nun doch wieder überlegen.

Ergreifend war unser Dienst in den Lazaretten, wo so viele nach einem Wort persönlicher Teilnahme und kräftigen Trostes sich sehnten. Freilich darf man sich nicht vorstellen, daß in den Lazaretten an der Front ein niedergeschlagener oder mürrischer Geist herrschte. Meistens bin ich ganz erhoben aus den Lazaretten herausgegangen, weil ich soviel duldendes Heldentum gesehen hatte. In den Oktobertagen des Jahres 1914 waren die Feldlazarette der Champagne überfüllt von den Opfern des letzten Angriffsversuches im September; dazu waren alle Vorrichtungen noch sehr primitiv und mehr nur Notbehelfe des Augenblicks. So lagen denn die Verwundeten auf den Strohsäcken in überfüllten Räumen, geplagt und gepeinigt von den Myriaden von Fliegen, die sich nicht abwehren ließen, und warteten auf den Transport in die Heimat. Trotzdem waren sie meistens zuversichtlich gestimmt, zum Teil wohl in dem Glücksgefühl, „aus der Hölle der Granaten und Schrapnelle" gerettet zu sein. Ich denke an einen jungen Kriegsfreiwilligen, dem der Arm abgeschossen war, und der auf meine teilnehmenden Worte ganz ruhig antwortete: Das macht nichts, es ist nur der linke, und ich bin Schreiber, kann also meinen Beruf ruhig fortführen! — Ein munterer schwäbischer Brauersknecht wies mir den Stumpf seines amputierten Beines vor und meinte: Mit einem Bein kann man noch vieles werden, ich will zum Schneiderhandwerk übergehen! — Daneben ein Westfale, der dem letzten Ende entgegensah und mit aller Inbrunst um ein seliges Abscheiden betete. — Man hatte immer dankbare Hörer vor sich, wenn man den

einzelnen Belegschaften eine kurze, kräftige Andacht hielt; nur durfte man sich nicht aus der Fassung bringen lassen, denn es geschah oft, daß die Verwundeten mit Kopfschüssen unruhig wurden, wie denn einer während meiner Ansprache sich mehrmals erregt aufrichtete und mit ängstlicher Stimme in seinen Phantasien rief: Kameraden, helft mir doch, ihr helft mir ja nicht! Er war wohl in Gedanken noch auf seinem vorgeschobenen Posten vor dem Feind und durchlebte die spannungsvollen Augenblicke des Gefechts immer von neuem. — Wenn man bedenkt, daß unsere Verwundeten dort draußen die sorgsame Pflege zunächst entbehren mußten, so großartig auch die Bemühungen der Ärzte waren, und daß sie damals kaum die nötigste Verpflegung erhielten, dann schätzt man erst den zufriedenen und stillen Sinn in seiner ganzen Größe ein, wie er dort allermeist herrschte.

II.

Bei den kämpfenden Truppen.

Als ich nach zwei Monaten von den Kolonnen zur vordersten Linie versetzt und dem Stabe einer Infanteriebrigade zugeteilt wurde, kam es mir doch so vor, als ginge es vom Manöver in den Krieg. Hier zeigte sich mir erst der ganze Ernst des Kriegslebens. Man sah das schon ganz äußerlich an den Gesichtern der Leute, die durchweg so gefaßt und still dreinschauten, daß man es ihnen abspürte: sie stehen unter einem großen Erleben! Die Empfindungen, welche man bei einem beständigen Verweilen in der Gefahrzone durchmacht, lassen sich schwer durch Schilderungen mitteilen. Zuerst werden die meisten von der alten, deutschen Abenteuerlust ergriffen werden. Alles ist neu und interessant, was man sieht. Das Unberechenbare der Gefahr spannt die Nerven an, welche zudem von dem Hochgefühl gehalten werden, daß man nun am Schauplatz weltgeschichtlicher Taten steht und an seinem bescheidenen Teil daran Anteil nimmt. Als ich zum ersten Male in ernste Feuer-

gefahr hineinritt und das Pfeifen der Infanteriegeschosse hörte, war mein Herz von fröhlicher Sterbensbereitschaft durchzogen, und ich stand unter dem einen Eindruck, daß ich Gott gar nicht genug für alle seine Wohltaten danken könnte, wenn jetzt das Leben zum Abschluß kommen sollte. Wie anders wird das im Laufe der Zeit! Rein körperlich läßt die Spannkraft der Nerven nach, wenn Tag um Tag die Gefahr sich von neuem einstellt oder selbst die Nacht keine Befreiung von ihr bringt. Kommt Hunger und Kälte in ihren bedrückenden Einflüssen auf das Gemüt hinzu, dann sind nur wenige imstande, die alte Freudigkeit zu bewahren oder gar mit Humor über den Ernst der Lage sich hinwegzuhelfen. „Die Länge hat die Last!" Das machte sich uns in der Champagne in aller Grausamkeit deutlich. Wenn man bedenkt, daß die berühmte Winterschlacht in der Champagne nach offizieller Rechnung vom 16. Februar bis 18. März 1915 dauerte, unsere Truppen aber auch vorher und nachher in dauernden, kleinen Gefechten standen, so daß uns die ganze Zeit von Weihnachten bis Ostern wie eine einzige Kampfhandlung erschien, dann gewinnt man eine ahnende Vorstellung von der seelischen Anspannung, die dem Soldaten im modernen Stellungskrieg zugemutet wird. Es fehlt hier das Romantisch-Erhebende des Krieges, der Wechsel gesteigerter Kraftäußerung und erhebender Befriedigung nach dem erkämpften Erfolge. Des Dienstes ewig gleich gestellte Uhr zeigt hier die Stunden des Tages und der Nacht mit dem besonderen Ernste an, daß jede Stunde die letzte sein könnte! Da schwindet dann allmählich die frische Begeisterung und der jugendliche Frohsinn dahin und macht dem nüchternen Pflichtgefühl und einer stillen Ergebung Platz, welche nicht ohne innere Kämpfe errungen wird. Es setzt unsere Truppen nicht herab, wenn wir offen bezeugen, daß die beständige Todesnähe sie still und ernst stimmte, und oft auch ein Zittern und Entsetzen vor dem Sterben sich einstellte. Deswegen fehlte im entscheidenden

Augenblick der Kampfhandlung wahrlich nicht der Mannesmut und der furor teutonicus. Aber in den Pausen des stillen Aushaltens und Abwartens zogen durch das Herz viele Gedanken und Erinnerungen, die anklagend und entschuldigend, warnend und drohend widereinander aufstanden. Unzählige erlebten draußen im Stellungskampf ein inneres Gericht!

Daher erklärten sich die stereotypen Wendungen, welche wir Feldprediger zu hören bekamen: Jetzt haben viele wieder beten gelernt! oder: Im Kriege lernt man doch gewaltig um! und ähnliches mehr. Als eines der Regimenter, das ich zu bedienen hatte, aus dem sogenannten Hexenkessel zurückkam, sagte mir ein Landwehrmann: Herr Pfarrer, heute waren nicht zehn im ganzen Regiment, die nicht gebetet haben!

So durften wir mit einer allgemeinen Erschütterung, mit einer Erweichung des harten Herzensackers rechnen. Und danach mußte sich das Wort unserer Verkündigung richten. Es wäre grausam und unbarmherzig gewesen, diese geschlagenen Gemüter mit den Skorpionen des Gesetzes zu züchtigen. Ja, es wäre ein Unrecht gewesen, die Gelegenheit zu versäumen, hier das herrliche Evangelium der Gnade zu verkündigen. Wir brauchten nicht zu fürchten, mit dem Trost der rechtfertigenden Gnade die in sich getrösteten Herzen vollends in Gewissensschlaf einzulullen, wie es so oft das Schicksal einer gedankenlos angewendeten reformatorischen Predigt im Frieden war. Nein, hier mußte die freie, große Gnade Gottes in ihrer befreienden Gewalt und in ihrer beugenden Unverdientheit angeboten werden. Dazu galt es, den Glauben an das ewige Leben zu bezeugen, welcher auch den letzten Feind überwindet — den Tod!

Nie habe ich mit größerer Freudigkeit reden können, als in jenen Gottesdiensten, die wir in den Reservestellungen und Lagern abhielten, während die feindlichen Geschosse über uns durch die Luft zischten und heulten. Unvergeßlich

bleibt mir die Feier des Karfreitags, wo wir in der Sterbestunde des Herrn mitten in dem bunten Durcheinander eines Lagers uns sammelten, und dort mit den allereinfachsten äußerlichen Vorbereitungen das heilige Abendmahl nahmen. Über uns zog ein französischer Flieger seine Kreise, beschossen von unseren Abwehrkanonen; hinter uns aber sahen wir eines der rückwärtig gelegenen Dörfer im Feuer der feindlichen schweren Artillerie liegen. Gerade an diesem Tage hatten es die Franzosen auf die große, schöne Kirche dort abgesehen; bald schlugen die Flammen aus dem stolzen Gebäude und ließen es so erscheinen, als wären die Fenster mit purpurnen Teppichen ausgelegt, bis dann der Turm in Trümmer sank. Unter diesen Eindrücken entstand ein Gedicht, welches mir später überreicht wurde, worin es heißt: „Gibt es wohl einen schöneren Tod, Als jetzt, da, befreit von allen Sünden, Versöhnung wir fanden vor unserm Gott!"

Unserem menschlichen Zeugnis standen in solchen Stunden mächtige Helfer zur Seite. Als Bußprediger ging uns der Tod voraus, der vielleicht am Tage vorher den Kameraden fortgerissen hatte oder dem Hörer selbst nahe gekommen war. Ich verstand es, als ein Offizier mir nach einer Predigt sagte, er hätte weinen müssen, denn noch sah man auf seiner Uniform die Spuren davon, daß ihn zwei Stunden vorher eine Granate im aufgewühlten Erdreich begraben hatte! Durch solche Erlebnisse schließt sich das Herz von selbst der ernsten Predigt von der Ewigkeit auf. — Aber mir hat sich noch etwas anderes aufgedrängt, was dazu beitrug, das Wort des Pfarrers mit einem Vertrauen und innerem Entgegenkommen aufzunehmen, wie es sonst in weiten Kreisen besonders der Arbeiter und der Gebildeten nicht zu finden ist: das war die Gemeinsamkeit der Gefahren und die Kameradschaftlichkeit in allen kleinen Nöten und Freuden. Es war ja das überhaupt unvergeßlich schön an dem Leben in der Front, daß dort alle verschiedenen

Stände und Lebensalter zu einer einzigen Kameradschaft zusammenschmolzen, wie denn sogar das Verhältnis von Vorgesetzten und Untergebenen von einem warmen, gegenseitigen Vertrauen getragen wurde, wie es sonst undenkbar ist. Naturgemäß gab es hiervon auch schmerzliche Ausnahmen, und es entwickelte sich überall entsprechend den verschiedenen Charakteren und Anschauungen in starken Abstufungen. Als Gesamteindruck blieb mir aber doch, daß hier das „Volksheer" zur Wirklichkeit geworden war. Jeder einzelne wurde als Kamerad gewertet und galt soviel, als er im Dienst und Kampf leistete. Jeder half dem anderen, soviel er konnte, und fühlte sich ihm als „Nächster". Wie bunt mischten sich die Stände! Dort in der Sappe sinkt ein Soldat unter der schweren Last des spanischen Reiters zusammen, den er zur Verstärkung der Hindernisse nach dem Schützengraben tragen soll. Der Oberstleutnant erkundigt sich teilnehmend und erfährt, daß es ein Oberlehrer ist, welcher als Kriegsfreiwilliger eintrat. Und hinter jenem Wagen läuft ein Mann und bedient den Hemmschuh — sonst Rechtsanwalt in Köln. In einem Kreise von Unteroffizieren überrascht mich einer mit besonderen Kenntnissen der Heeresverfassung, ein Staatsanwalt im Zivilberuf; gleich daneben ein Fabrikant, der interessant über seine Erzeugnisse zu erzählen weiß. Oder ich saß im elenden Schuppen zusammen mit einem Zentrumsabgeordneten und einem nationalliberalen Großkaufmann, und wir sprachen in größter Harmonie von Deutschlands Zukunft und Größe.

In diesen großen Kreis der Kameradschaft wurden wir Feldprediger nun auch aufgenommen. Mir ist draußen aufgegangen, wie stark uns in der Heimat die Isolierung auf unser Amt und Pfarrhaus das Eingehen auf die Gedankenwelt unserer Gemeinden erschwert. Es entsteht so eine gewisse Kluft zwischen Pfarrer und Gemeinde, welche mancher Prediger schmerzlich empfindet, ohne sie ganz überbrücken zu können. Im Felde aber teilte man alle Mahlzeiten, das

Zimmer, gelegentlich auch das Bett. Dadurch wurde uns Feldpredigern das Verständnis neu eröffnet, und auch wir wurden unseren Gemeindegliedern verständlicher. Besonders aber verband uns die gemeinsam überstandene Gefahr. Ich denke an eine böse Nacht, wo ich mit einer Anzahl junger Leutnants, die nun schon fast alle den Heldentod gestorben sind, in einem Zimmer wachte, während die schweren Granaten rings um das Haus einschlugen, und uns nichts anderes übrig blieb, als geduldig abzuwarten, ob auch uns die Geschosse finden würden. Wir haben damals keine tiefen Gespräche geführt; dazu waren wir zu müde. Aber es hatten uns diese Stunden doch so nahe geführt, daß ich es am nächstfolgenden Tage merkte, wie sie mit aufgetanenen Herzen der Predigt über Jesu Stillung des Sturmes lauschten, welche mir unter jenen Eindrücken entstanden war.

Dazu kam, daß unseren Feldgrauen manche Grundgedanken unseres Christenglaubens wie Offenbarungen in ihrem neuen Erdenleben entgegentraten. Mancher, der in Nietzscheschen Ideen vom Herrenmenschen groß geworden war, stand plötzlich unter dem Eindruck von der Gewalt des gegenseitigen Dienstes, den all die Tausende füreinander leisteten. Einer für alle, und alle für einen! Damit wurde dem Worte Jesu die Tür aufgetan, daß jeder, der der Größte sein will, dem anderen dienen muß. — Oder ich denke an die Schwierigkeit, welche gerade der tatkräftige Mann nicht selten empfindet, wenn ihm das Bild des leidenden, duldenden Erlösers als das herrlichste und hehrste vor Augen gemalt wird. In der Champagne lernten es alle, daß ein ungebrochenes, mannhaftes Aushalten und Dulden noch ein größeres Heldentum sei, als das begeisterte „Hinjauchzen in den Streit“ beim Sturm, wie es E. Geibel besingt.

Mit all dem will ich gewiß nicht sagen, daß die Widerstände gegen das Evangelium im Felde niedergebrochen wären. Das tiefe Mißtrauen, welches die Sozialdemokratie

jahrzehntelang gegen Kirche und Gottesglauben in die Herzen gepflanzt hatte, war nicht plötzlich entwurzelt. Und die erschütternde Unkenntnis in religiösen Dingen, wie sie mir besonders bei unzähligen Gebildeten entgegentrat, verbunden mit dem Gefühl innerer Überlegenheit über die „veralteten Dogmen", der völlige Mangel an der persönlichen Übung des Gebets und des religiösen Lebens überhaupt, war nicht mit einem Male ausgelöscht. Aber in vielen Herzen regte sich doch eine bisher ungeahnte Ehrfurcht vor dem Ewigen; in vielen, deren Zahl nur dem Herzenskündiger bekannt ist, brach sich ein ganz Neues Bahn. Vor allem aber erstarkte das Schüchterne, und wagte sich der Glaube heraus ans Tageslicht, der in unserer Männerwelt oft in unnatürlicher Zurückhaltung verborgen bleibt.

Fragen wir aber nach der sittlichen Bewährung des Glaubens, so tritt sie uns hell leuchtend in dem treuen, tapferen Aushalten unter allen Gefahren und Entbehrungen entgegen. Wenn auch die fröhliche Begeisterung der ersten Monate vergangen war, so hatte sie sich doch in eine unvergleichlich große, stille Pflichterfüllung umgesetzt. Es war eine Lust, unter diesem Geschlecht von Männern zu leben, die wir — aufs Ganze gesehen — getrost Helden nennen dürfen! Nirgends begegnete ein wilder Haß gegen den Feind oder ein verzweifelter Ingrimm; die Grundstimmung war Treue gegen das Vaterland, man kämpfte für Haus und Herd, man stand ein für Deutschlands Zukunft. So darf denn eine starke Hoffnung für unsere Männerwelt unser Herz erfüllen. Es wird viel darauf ankommen, wie unsere Soldaten in der Heimat empfangen werden; und es steht in Gottes Hand, wieweit er uns den Krieg zu einer inneren Erneuerung unseres Volkes segnen will. Jedenfalls wollen wir in der Heimat nicht vergessen, was wir unseren Kämpfern schuldig sind, besonders auch denen, die ihre Treue mit dem Tod besiegelt haben. Ihnen ist in der Landsturmzeitung von Vouziers in der Champagne ein tief empfundener Nach-

ruf gewidmet worden, in dessen letzte Verse ich meine Erinnerungen ausklingen lassen will:

„Aber wir, die wir hier oben
Noch im Sonnenlicht, geloben
Eins euch in die Gruft hinein:
Nicht umsonst habt ihr gestritten,
Nicht umsonst habt ihr gelitten;
Eure Erben wolln wir sein!

Eurer schweren Arbeit Erben,
Erben selbst von Not und Sterben,
Alles geh von Hand zu Hand;
Erben eures Herzens Brennen
Für das Größte, das wir kennen:
Deutsches Volk und Vaterland!"

Draußen im Felde ist mir neu die Zuversicht erwachsen zu dem Worte des Kriegsministers A. v. Roon: „Gott hat sichtbar Großes mit unserem Volke vor; so wollen wir uns immer ernster bemühen, sein Volk zu werden!"





Deutschland, halt aus!

Von Dr. Otto Blau

Halt aus, mein Volk! Halt aus in Sturm und Not!
Ob Lug und Trug sich wider dich vereinen,
Es muß, es muß ein helles Morgenrot
Des Glücks, des goldnen Friedens dir erscheinen.
Schwer ist die Prüfung. Bitterschwer und hart.
Doch Stein und Stahl nur können Funken wecken.
Ein Löwengeist nur kann als Wetterwart
Auf Deutschlands Zinnen seine Pranken recken.

Halt aus, mein Herz! Ob's dich auch schauerlich
Durchrieselt bei des Feuers Höllentosen,
Und ob bis in des Markes Tiefen dich
Die Leidenskrone drückt von Dornenrosen.
Ob Jahr für Jahr sich mehren auch ringsum
Die Kreuze, die da stehn in ernstem Schweigen:
Trag deinen Kummer als ein Heiligtum
Und sei zu stolz, um deinen Schmerz zu zeigen!

Halt aus, mein Heer! Sturmfreudig allezeit.
Noch stehst du aufrecht! Noch gibt's kein Erlahmen.
Von Mutterhänden, Vaterstolz geweiht,
So kämpfst du, Mann an Mann, in Gottes Namen.
Noch klirrt der deutschen Jugend Eisentritt,
Noch reiten wir im kriegsergrauten Haare.
Deutschland, halt aus! Noch gilt's nicht letzten Ritt.
Trompeter! Aufgesessen! Sturmfanfaren!

Brest-Litowsk 1916.



Deutsche See

Von Dr. Otto Blau

Ich darf dich wieder grüßen, blaues Meer!
Du heilig Bahrtuch deutscher Wundenmale.
Wie Silberglut rollst du die Wogen her,
Gekrönt vom ersten Morgensonnenstrahle.

Du birgst so manches deutsche Heldengrab,
Du deckst so manchen braven blauen Jungen,
Der mit Hurra zur Tiefe fuhr hinab
Und noch im Tod die Flagge hält umschlungen.

Nun furcht dich, unbeirrt vor Englands Macht,
Der deutsche Kiel, des U-Boots schlanke Spindel,
Und deutsche Größe sieghaft überragt
In Ost und West das englische Gesindel.

O, rausche freudig fort in Ewigkeit,
Roll deutschen Ruhm an aller Welten Enden.
Die Stunde kommt, der Tag ist nicht mehr weit
Da wird man deines Namens Zeichen wenden.

Berufen bist du aus der lichten Höh,
Daß man dich heißen wird: die Deutsche See.

Libau 1916.

Schwertsegen

Von Dr. Otto Blau

(Ein Bild aus der deutschen Weltenschmiede.)

Rundgesang der Gesellen:

Herdesfeuer glühe, glühe,
Weltenschmiede sprühe, sprühe,
Daß der Hammer nimmer ruht,
Daß der Hammer nimmer ruht.
Daß hoch über Berg und Tale
Steigen auf die Leuchtsignale
Von der Schmiede Feuerglut,
Von der Schmiede Feuerglut.

Der Meister:

Deutsches Erz! Nicht auf des Weltmeers Bahnen,
Nicht von fernen, fremden Ozeanen
Rollt dich her der Schiffe schwere Last:
Aus der deutschen Berge Schoß geboren,
Bist zu stolzem Werke du erkoren.
:,: Schmilz zusammen nun :,: in Gleiß und Glast!

Deutscher Hammer! Kling zum deutschen Liede.
Nicht in fremder Länder Waffenschmiede
Schmachtet eng gefesselt deine Kraft.
Unter deutschem Dach, an deutschem Herde
Schaffst du wuchtig an dem deutschen Schwerte,
:,: Das dein Dröhnen formt :,: — titanenhaft!

Rundgesang der Gesellen:

Herdesfeuer glühe, glühe,
Weltenschmiede sprühe, sprühe,
Daß der Hammer nimmer ruht,
Daß der Hammer nimmer ruht.

Daß hoch über Berg und Tale
Steigen auf die Leuchtsignale
Von der Schmiede Feuerglut,
Von der Schmiede Feuerglut.

Der Meister:

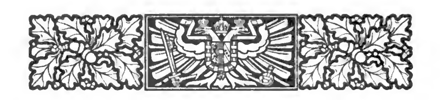
Deutsches Schwert, nun frei und stolz geboren:
Deutsches Heldenkleinod, unverloren,
Überdauern sollst du Blut und Tod.
Unentweiht und heilig alle Zeiten
Sollst du deine Ruhmesbahnen schreiten:
Brechen :,: sollst du, mußt du :,:
Deutschlands Not!

Deutsche Männer, reißt empor die Klingen
Und erhebt ein ungestümes Singen!
Steht wie Erz in diesem Weltenringen,
Eine Panzermauer, stahlbewehrt!
Bei den Ahnen, die vom Himmel schauen,
Bei den Kindern, die uns gläubig trauen,
Bei den Herzen unsrer deutschen Frauen
Laßt uns schwören: Heilig dieses Schwert!

Rundgesang:

Herdesfeuer glühe, glühe,
Weltenschmiede sprühe, sprühe,
Daß der Hammer nimmer ruht,
Daß der Hammer nimmer ruht.
Daß hoch über Berg und Tale
Steigen auf die Leuchtsignale,
Deutschen Schwertes Flammenmale:
Weltenbrandes Opferglut!
Weltenbrandes Opferglut!

Warschau 1916.



Soldatenheime im Osten

Von Ludwig Weichert

Heim —! Welch ein trautes Wort, wieviel Sonnenschein und Liebe, Frauensinnigkeit und Kinderlachen, wieviel warme Heiterkeit und gesunde Gemütlichkeit atmet dieses Wort! Und alle Worte, die mit der Silbe „Heim“ verbunden sind, haben so etwas Trautes. Soldatenheim, das Wort verrät schon, daß das etwas Gemütliches ist. Wir kannten die Soldatenheime bereits in Friedenszeiten. Von den Verbänden der evangelischen Jünglingsvereine waren hin und her in unserem Vaterlande auf den Truppenübungsplätzen große Soldatenheime angelegt worden. Hier war der Gedanke maßgebend gewesen, den Soldaten in den meist öden Landstrecken, in denen die Truppenübungsplätze liegen, heimelige Stätten zu bieten, in die sie sich nach dem Dienst aus der Eintönigkeit des Barackenlebens flüchten könnten. Und auch in den großen Garnisonstädten waren Soldatenheime errichtet worden. Hier sollten sie die Soldaten aus den Kneipen, von den Straßen und aus den Tanzlokalen weglocken zu edler Geselligkeit, reinen Freuden und ernster Unterhaltung. Aber nun Soldatenheime auf dem Kriegsschauplatz? Das war etwas Neues.

Das war etwas Neues und doch nicht ganz neu. Im Russisch-Japanischen Kriege hatte das internationale Komitee der Christlichen Vereine junger Männer 14 amerikanische Sekretäre ausgesandt, damit sie dicht hinter der japanischen Front in der Mandschurei Soldatenheimsarbeit trieben. Diese Arbeit fand die hervorragende Anerkennung des da-

maligen Generalstabschefs der japanischen Armee, General Kodama Gentaro, der im Namen des japanischen Kaisers dieser Soldatenfürsorge 10 000 Yen zukommen ließ. In einem Dankschreiben der Militärverwaltung Sr. Kaiserlichen japanischen Majestät heißt es u. a.: „Japan hat nie eine Niederlage erlitten, weder zu Lande, noch zur See. Das ist hauptsächlich den kaiserlichen Tugenden und Gnaden zuzuschreiben, welche die tapferen, treuen und gehorsamen Untertanen beseelt haben. Es hat jedoch der Einfluß der christlichen Enthusiasten, die von fern hergekommen sind, der Not der Seele zu dienen, ebenfalls großartig zu diesem Endziel beigetragen." Diese Worte einer heidnischen Heeresleitung verraten tiefes Verständnis für die Bedeutung der Soldatenheimsarbeit dicht hinter der Front und in den Etappengebieten. Es ist in der Tat so, Siege werden heute nicht mehr errungen durch die physische Kraft allein, der moderne Soldat muß auch eine starke, fröhliche, gesunde Seele haben. Und darum ist es nicht nur von ungeheurer Wichtigkeit, daß der leibliche Gesundheitszustand der Armeen auf der Höhe gehalten wird, es muß gerade in dem modernen Kriege nach Kräften für das seelische Wohlergehen der Truppen gesorgt werden. Der moderne Krieg stellt solch ungeheure Anforderungen an das Nervensystem der Soldaten wie nie ein Krieg zuvor. Nervenstärke und Seelenleben stehen aber in inniger Wechselbeziehung. Wird der Seele Nahrung zugeführt, wird das Innenleben eines Menschen erfrischt und erquickt, so beeinflußt das ebenso wohltuend die Nerven, wie die Seele es spürt, wenn die Nerven strapaziert oder gestählt werden. Das hat auch die deutsche Heeresleitung erkannt, und darum sorgt sie auf alle erdenkliche Art und Weise für die Stärkung und Erquickung des Seelenlebens der Soldaten. Die vornehmste Aufgabe in dieser Hinsicht haben ja die Feldgeistlichen zu erfüllen, die ständig unter den Truppen weilen. Die Truppenführer rufen aber auch aus derselben Erwägung Künstler (Schauspieler,

Sänger, Vortragskünstler) an die Front, die durch Darbietung heiterer oder ernster Gaben ihrer Muse sozusagen der Seele des Soldaten eine Luftveränderung verschaffen sollen. Die Heeresleitung unterstützt aus demselben Grunde alle Bestrebungen, die den Truppen unterhaltenden und belehrenden Lesestoff zuführen wollen. Sie gibt aber vor allem in gewissen Abständen Mannschaften und Offizieren immer wieder Heimatsurlaub, denn sie weiß sehr wohl, daß nirgends sonstwo sich die ermüdete Seele des Kriegers so sehr erholen kann als — daheim. Das Heim ist der Gesundbrunnen für die Seele. Und darum ist die Arbeit, deren Ziel es ist, den Kriegern dort draußen in den Etappengebieten und dicht hinter der Front das Heim in etwas zu ersetzen, für die seelische Gesundheit des Heeres und damit für den endlichen Sieg eine außerordentlich bedeutsame: die Soldatenheimsarbeit.

Die Männer, die die Gründung von Kriegssoldatenheimen in Angriff nahmen, waren in dieser Arbeit keine Neulinge mehr. Es waren dieselben, die in vieljähriger Friedensarbeit in den großen Garnisonstädten und auf den Truppenübungsplätzen gelernt hatten, mit Soldaten umzugehen, ihren leiblichen und geistigen Bedürfnissen gerecht zu werden und ihnen das zu geben, was sie beim Militär naturgemäß am meisten entbehren müssen: das traute Heim. Sobald die Kriegslage einigermaßen geklärt war, d. h. sobald der Stellungskrieg im Westen einsetzte, wurde besonders in Belgien, aber auch in den besetzten Gebieten Frankreichs, mit der Einrichtung von solchen Soldatenheimen begonnen. Im Anfang des Jahres 1916 bestanden im Westen bereits über 100 solcher Soldatenheime, die von den Feldgrauen und den Blaujacken überaus fleißig besucht werden. Doch ist es nicht meine Aufgabe, hier von den Soldatenheimen des westlichen Kriegsschauplatzes zu erzählen, ich soll die Soldatenheimsarbeit an der Ostfront schildern, die ich persönlich kennen gelernt habe. Im Osten setzte naturgemäß

diese Soldatenheimsarbeit später ein, sie konnte dort auch wegen der ungleich schwierigeren Verhältnisse im Anfang längst nicht den Umfang annehmen wie im Westen. Vor allem war es der rasche Wechsel der strategischen Lage und dann die wunderbare Schnelligkeit des Vordringens unserer siegreichen Armeen, die das Errichten von Soldatenheimen zunächst unmöglich machten. Fliegende Soldatenheime — die Zukunft möge sie uns bescheren — gibt es leider noch nicht, und feste Soldatenheime können nur da angelegt werden, wo man sicher ist, am nächsten Tage nicht wieder abbauen zu müssen, weil die Front zurückgenommen werden muß, oder wo man die Gewähr hat, daß auch ständig Truppen am Ort bleiben werden. Sobald auch im Osten stabile Verhältnisse eingetreten waren, d. h. sobald auch dort der Stellungskrieg begonnen hatte, konnten dort Soldatenheime angelegt werden.

Die Errichtung von Soldatenheimen an der Westfront war von der „Nationalvereinigung der evangelischen Männer- und Jünglingsvereine" und der „Christlichen Vereine junger Männer" in die Hand genommen worden. Sie trat den gleichen Dienst an der Ostfront an die „Deutsch-Christliche Studenten-Vereinigung" ab, die zunächst mit der Gründung von Soldatenheimen in Polen begann. Mit dem Wachsen dieser Arbeit wurde aber auf Anregung der D. C. S. V. ein „Ausschuß zur Errichtung von Soldatenheimen an der Ostfront" ins Leben gerufen. Präsident dieses Ausschusses ist Unterstaatssekretär Dr. Michaelis, Vorsitzender Hofprediger Lic. Dr. Döhring, Geschäftsführer Dr. Gerhard Niedermayer, der Sekretär der D. C. S. V., welcher nach wie vor die treibende Kraft der Soldatenheimsarbeit im Osten blieb. Der Ausschuß hat jetzt in dem Missionsinspektor Baudert einen besonderen Dezernenten für seine Soldatenheime berufen.

Das gesamte Kriegsgebiet des Ostens wurde von diesem Ausschuß in bestimmte Bezirke eingeteilt. Für jeden

Bezirk wurde eine geeignete Persönlichkeit berufen, die das ihr zugeteilte Gebiet kreuz und quer bereiste, die einzelnen Orte auf die Notwendigkeit und Möglichkeit der Errichtung von Soldatenheimen untersuchte und dann die erforderlichen Wege einschlug, um an den geeigneten Plätzen die Gründung von Soldatenheimen zu ermöglichen. Für den nördlichen Bezirk (Kurland und Litauen) ist Pastor Humburg-Elberfeld verantwortlich, für Polen Pastor Geißler, für die Bugarmee der frühere Bundesagent des ostdeutschen Jünglingsbundes, Fahrenhorst, für Galizien und Serbien Verlagsbuchhändler Fischer-Hamburg (der Leiter der Agentur des Rauhen Hauses), für Konstantinopel Pfarrer Graf Lüttichau.

Wie entsteht ein solches Kriegssoldatenheim? Ist die Notwendigkeit der Errichtung eines Soldatenheims für einen Ort erkannt worden, so ist die wichtigste Aufgabe des Gründers, ein geeignetes Haus für das Heim zu finden. Das ist gar nicht immer so einfach. In kleineren Orten sind die großen Gebäude meistens gleich von den Militärbehörden in Benutzung genommen worden. Da muß dann manch saurer Gang gemacht, manch flehendes Wort gesprochen werden, bis die betreffenden Behörden sich erweichen lassen, ein anderes Quartier zu beziehen. Wohl dem, der da gleich möglichst verlockende Vorschläge machen kann, der mit scharfem und geübtem Blick passende Baulichkeiten entdeckt hat, und der dann die nötige Redegabe besitzt, die betreffenden Herren zu überzeugen, daß sie eigentlich in dem ihnen vorgeschlagenen Quartier besser daran wären als in dem jetzigen. In großen Städten ist die Sache erheblich einfacher, d. h. wenn man sich in Feindesland befindet, da wird einfach das gewünschte Gebäude mit Beschlag belegt. In Freundesland, z. B. in Galizien, sind oft wieder langwierige Verhandlungen nötig, um die Hausbesitzer zu bewegen, ihre Gebäude für die Einrichtung eines Soldatenheims herzugeben. Nicht alle sind so schnell bereit, wie

jener Rechtsanwalt in Stryj, der meinem Freund F. unentgeltlich den ersten Stock seines großen Hauses zur Verfügung stellte und ihm noch dazu ein Harmonium und einen großen Flügel zur unentgeltlichen Benutzung überließ. Was für Gebäude müssen jetzt Soldatenheime beherbergen! Ihre Erbauer und ihre Besitzer haben es sich gewiß niemals träumen lassen, daß ihre Häuser den Deutschen einmal für solche Zwecke dienen würden! Da sind in Warschau zwei Heime eingerichtet in dem großen russischen Gymnasium, einem Prachtgebäude an der Nowy-Swiat, ein drittes Heim ist in einem ehemaligen Offizierskasino, das angeblich von dem berüchtigten Nikolajewitsch einem Warschauer Regiment geschenkt wurde, eröffnet worden, das Heim in Praga blüht munter in der geräumigen Wohnung eines geflüchteten Popen. Dem Soldatenheim in Stanislau wurde bereitwilligst in den bekannten Anstalten des Pfarrers D. Zöckler Platz gegeben. In Libau hat ein Kinounternehmer seine Räumlichkeiten hergegeben; es hat mich seltsam bewegt, daß ich gerade an dem Tage, da das Kino eröffnet werden sollte (vielleicht gar mit einem der üblen Filmdramen von Asta Nielsen), vor den Feldgrauen und den Matrosen der Garnison einen Sittlichkeitsvortrag in dem trefflich geeigneten Vorführungssaal halten durfte. In Wilna wurden die vorzüglich geeigneten Räume eines großen Klubhauses in ein Heim umgewandelt. In Üsküb richtete ich selbst ein türkisches Kaffeehaus zu einem deutschen Soldatenheim her. Und so würde noch viel Interessantes zutage kommen, wenn man der Bedeutung und der Geschichte der Gebäude nachgehen würde, in denen sich jetzt deutsche Soldatenheime befinden.

Ist ein geeignetes Haus gefunden, dann gilt es, dasselbe herzurichten für seinen neuen Zweck. . Nicht immer liegen die Verhältnisse so günstig wie seinerzeit in Warschau. Auf dem Bahnhof in Praga waren etwa 100 Eisenbahnwaggons entdeckt worden, die von den fliehenden Russen nicht hatten fortgerollt und auch nicht mehr hatten verbrannt werden

können, so eilig hatten die Feinde abziehen müssen. Diese Eisenbahnwaggons waren gefüllt mit den prächtigen Möbeln der geflüchteten russischen Offiziers- und Beamtenfamilien. Auf Anordnung der Obersten Heeresleitung sollten diese Möbel zur Ausstattung von deutschen Offiziersquartieren und Kasinos auf den Kriegsschauplätzen und zu ähnlichen Zwecken benutzt werden. Der Gouverneur von Warschau gab die freundliche Erlaubnis, von diesen Möbeln auch das zu nehmen, was zur Ausstattung der Warschauer Soldatenheime nötig war. Schwieriger schon lag die Sache in Stryj. Da war es nach langen Mühen meinem Freunde F. gelungen, von der Stadtverwaltung die Erlaubnis zu erhalten, in den Wohnungen der geflüchteten russischen oder russenfreundlichen Einwohner Stryjs requisitionsweise das zu nehmen, was er wünschte. Und so zog denn F. mit einem Lastauto, das ihm von dem freundlichen Kommandeur der Kraftfahrer nebst handfester Bemannung zur Verfügung gestellt worden war, kreuz und quer durch die Stadt. Hier wurde ein Kanapee, dort ein Klubsessel, hier ein mächtiger Familientisch, dort ein Bücherschrank requiriert, in jenem Hause wurden 15, in diesem zwei Dutzend, in dem da 17, in jenem 8 Stühle gefaßt. Und so wurden aus allen Stadtteilen die verschiedensten Möbel für die Einrichtung des Soldatenheims zusammengeschleppt. In großen feindlichen Städten wird mit Genehmigung der Ortskommandantur ähnlich verfahren, aus den zahlreichen verlassenen Wohnungen wird der Bedarf an Möbeln gedeckt. In kleineren Orten muß man sich eben an die nächstliegende große Stadt halten, da setzt es dann schwierige Transporte. Das Heim in Biala mußte seinen ganzen Bedarf an Inventar in Warschau decken. Neuerdings sind im Osten auch Heime unmittelbar an der Front errichtet worden, und zwar sind hier einfache Blockhäuser aufgeschlagen worden. Für diese mußte die Ausstattung — wenn sie an Ort und Stelle nicht von dazu geschickten Feldgrauen aus vorhandenem Holz möglichst

einfach gezimmert werden sollte — gar aus der Heimat hergeschafft werden. Auch für die Zeltheime an der Salonikifront, von denen ich eins — das zu Krali Marko — aufschlagen durfte, muß alles in zeitraubenden Transporten aus der Heimat überführt werden. Und der „Ausschuß zur Errichtung von Soldatenheimen“, dem es sehr daran liegt, unseren Brüdern da draußen, die alle Annehmlichkeiten unserer Kultur entbehren müssen, in den Heimen eine möglichst schöne und behagliche Umgebung zu schaffen, scheut die Ausgaben nicht, die die Beschaffung ganz neuer Heimausstattungen in der Heimat kosten.

Ehe die Heime aber mit Möbeln und anderem Hausrat eingerichtet werden können, müssen sie meistens einer gründlichen Reinigung unterzogen werden. Diese Aufgabe fällt in der Regel gefangenen Russen zu, und sie ist oft russenwürdig. Ich habe einmal einer solchen Reinigung beigewohnt, war aber nachher derart mit Ungeziefer versehen, daß ich kein zweites Mal Verlangen danach trug, ein Soldatenheim zu betreten, ehe es zur Eröffnung fertig ist. Dem Reinemachen folgen die Handwerker, meist Feldgraue, die mit großer Freude daran gehen, die Räume, die es oft sehr nötig haben, heimelig herzurichten. Da werden die Wände geweißt oder gar tapeziert, da werden die Fußböden gestrichen, da zimmern die Tischler Schränke für die Speisekammer, Tresen und Ausgabetische und Büfetts für die Speiseräume, da werden Bilderrahmen gefertigt, in die der Glaser die köstlichen Steindrucke aus dem Teubnerschen Verlag und andere Bilder spannt. Gerade auf die Ausstattung der Heime mit guten Bildern wird großer Wert gelegt. Es soll das Nützliche mit dem Angenehmen verbunden werden, die feldgrauen Besucher sollen erfreut werden durch schöne Bilder, die das Auge des Beschauers z. B. erinnern an die liebe schöne Heimat, für die er kämpft (gerade unter den Steindrucken sind ja wundervolle Landschaften aus allen Gauen Deutschlands zu finden), die feld-

grauen Besucher sollen aber auch erzogen werden zum Erkennen des wirklich Schönen, sie sollen Gefallen finden an diesen künstlerischen Gaben und sollen dermaleinst womöglich das Bedürfnis haben, die häßlichen Öldrucke daheim zu vertauschen mit den billigen Gaben gediegener Volkskunst. Und sie sehen sich diese guten Bilder gern an, unsere Feldgrauen. Wie oft sah ich nicht in ernstem Sinnen einen Krieger vor dem ergreifenden Bilde Haugs „Morgenrot, Morgenrot" stehen, und es ergab sich vor einem solchen Bilde wohl eine unvergeßliche Unterredung über die Bereitschaft für den Tod, die da schloß mit den Worten dieses beliebten Soldatenliedes: „Darum still, darum still füg ich mich, wie Gott es will". Oder es steht einer in inniger Versenkung vor dem Uhdebild „Unser täglich Brot", der Lieben daheim gedenkend, denen unter den Folgen des englischen Aushungerungskrieges diese Bitte jetzt wichtig geworden ist. Das gibt Gelegenheit, ein von Sorgen umdüstertes Herz hinzuweisen auf den, der alle unsere Sorgen auf sich nehmen will, der für die Vögel unter dem Himmel und die Lilien auf dem Felde sorgt, und der derer nicht vergessen wird, die doch viel mehr sind als jene. Wenn man sich nur an ihn hält, er verläßt die Seinen nicht. Und, was mancher Mann zu Friedenszeiten kaum beachtet hat, das schaut er sich da draußen im feldgrauen Kittel mit fragenden Gedanken an. Wie oft sah ich mit hilfesuchenden Augen einen deutschen Krieger vor dem Gekreuzigten in der Darstellung Steinhausens oder Dürers stehen! Da geht man am besten still beiseite, behält aber den Kameraden im Auge und drückt ihm, wenn er das Heim verläßt, still ein Schriftchen in die Hand, das von der Bedeutung des Kreuzes zeugt. O, sie sind etwas wert, die guten Bilder in unseren Soldatenheimen, sie wirken oft mehr als viele Predigten. Mancher mag es vielleicht Luxus nennen, wenn er sieht, wie reich unsere Heime mit guten Bildern ausgestattet sind. Aber sie dürfen nicht fehlen, sie gehören ins Heim, wenn

das Heim seinen Zweck erfüllen soll. Doch zurück zu den Handwerkern! Da werden Büchereischränke aufgestellt, denn gute Büchereien spielen eine Hauptrolle in den Soldatenheimen. Es wäre töricht, nur religiöse Literatur vorrätig zu halten. Aus allen Gebieten der unterhaltenden und belehrenden Literatur sind Werke vorhanden: Von Goethe bis Wilhelm Busch, von Fritz Reuter bis Carlyle, von Martin Luther bis Gustav Freytag, von Thomas a Kempis bis Mark Twain. Über den Bau von Unterseebooten und über die Metamorphose der Insekten, über die Dekorationskunst der alten Ägypter und über die Herstellung von Farbenphotographien, über den Lebensgang David Livingstones und über moderne Torfverwertung, über die Gefahren des Alkoholismus und über die Bedeutung der Radiumstrahlen kann in unseren Büchereien Aufklärung geholt werden. Und wie gern werden alle diese Bücher, Romane und Lehrbücher, Biographien und Dramen, mit in die Langeweile der Dienstpausen hineingenommen!

Gardinen werden aufgesteckt, die Durchgangstüren werden mit Fahnen geschmückt, die Tische werden mit gefälligen Decken, die von freundlichen Damen aus der Heimat geschickt worden sind, belegt, und nachdem noch all die vielen Kleinigkeiten, die hier nicht beschrieben werden sollen, erledigt sind, ist das Heim fertig zur Eröffnung.

Aber halt, die Küche ist vergessen. Jedes Heim hat seine richtiggehende Küche, manche kann wohl die Konkurrenz mit der Küche eines großen Gasthausbetriebes in der Heimat aufnehmen. Da blitzen die Töpfe und Kessel, da schälen unermüdlich gefangene Russen von morgens früh bis abends spät Kartoffeln, da schneiden und stampfen und schaben und würzen und feuern und kochen und kosten die Frauen, die meist am Orte gedingt sind, unter der Leitung eines Küchenchefs, meistens eines gelernten Kochs in Feldgrau, oder einer Küchenschwester. Da werden Brote gestrichen, da wird Kaffee gekocht. Denn es gilt, je nach der Größe des Heims,

ein paar Hundert bis ein paar Tausend hungrige Mäuler zu füttern. Es wird viel Wert darauf gelegt, daß den Besuchern der Heime für möglichst billiges Geld möglichst gute Speisen verabfolgt werden können. Es muß dabei dem Rechnung getragen werden, daß die Feldgrauen, wenn sie im Heim essen, eine Abwechslung in der notwendigerweise eintönigen Speisefolge der Feldküche wünschen. Und so wird viel Gebratenes gereicht. Belegte Butterbrote sind sehr begehrt. Und wo — wie z. B. bei der Hausmutter Schwester Hedwig v. B. im Brest-Litowsker Heim — besonderer Wert auf die Darreichung eines besonders guten Kaffees gelegt wird, da steht die Kaffeemaschine den ganzen Tag nicht still, und Deutschlands streitbarste Männer machen den leistungsfähigsten Kaffeetanten ernstlich Konkurrenz. Alkohol wird grundsätzlich nicht gereicht. In einzelnen Fällen zwangen zwar die Verhältnisse zum Ausschank von Bier, aber auch da wurde Bier nur zu bestimmten Stunden geschenkt. Zu diesem Grundsatz, Alkohol aus den Heimen fernzuhalten, hat längere Erfahrung geleitet. Es ist nicht so gemeint, als ob die Soldaten bevormundet werden sollten, oder als ob man sie zu strenger Abstinenz bekehren wollte. Aber es ist unvermeidlich, daß ein Heim an innerem Werte verliert, daß das Niveau des ganzen Verkehrs sinkt, sobald das „Heim" auch nur ganz leise an eine Schenke oder, bezeichnender ausgedrückt, an ein „Restaurant" erinnert. Hinzu kommt die Erfahrung, daß der Soldat, der sich des Alkoholgenusses enthält, nicht nur als Krieger leistungsfähiger ist (ich erinnere an die Enthaltsamkeit aller erfolgreichen Sportsleute), daß er auch den mannigfachen sittlichen Gefahren, die gerade dem Krieger in der Etappe begegnen, viel fester entgegenstehen kann.

Es ist klar, daß es eine Aufgabe für sich ist, Küchen und Speisekammern all der Heime (im Anfang dieses Jahres waren es schon nahezu 50 im Osten) stets leistungsfähig zu erhalten. Man kann ja alle notwendigen Lebens-

mittel in den militärischen Marketendereien oder in den Etappenmagazinen der betreffenden Orte kaufen. Das ist auch vielfach geschehen und geschieht bis zu einem gewissen Grade noch heute. Aber mit dem Wachsen der Zahl der Soldatenheime und der damit verbundenen riesigen Steigerung des Bedarfs erwies es sich vorteilhaft, möglichst alle Heime von einer Zentralstelle aus zu speisen. So richtete der Ausschuß denn eine „Einkaufsgenossenschaft" unter der Leitung eines erfahrenen und gewandten Kaufmanns ein, der hier in der Heimat die Masseneinkäufe besorgt und für rechtzeitige Lieferung an die einzelnen Heime bedacht ist. Schnell verderbliche Waren, wie z. B. Fleisch, müssen natürlich an Ort und Stelle gekauft werden. Hier spielt der Jude den Vermittler. Damit ist schon gesagt, daß der Vorsteher des Heims oder die Hausmutter beim Einkauf tüchtig zu feilschen haben. Ich habe mit schmunzelndem Behagen manchem Auftritt beigewohnt, wo solch ein Soldatenheimsleiter ganz erstaunliche Gaben in der Preisdrückung entwickelte. Wo, wie in Wilna, mit dem Soldatenheim eine großzügige Marketenderei verbunden ist, ist die Versorgung des Heims mit Proviant wesentlich erleichtert. In Wilna leitet ein tüchtiger Kaufmann, Herr A., die Marketenderei. Mit großem Geschick erfüllt er die Aufgabe, auch alle die kleinen Blockhaus-Frontheime mit allem Notwendigen zu versehen.

Zum Tage der Eröffnung ist dann auch der Leiter des Heims mit seinem Stabe eingetroffen. Was für Persönlichkeiten üben dieses Vorsteheramt aus? Das erste Erfordernis ist natürlich, daß der Leiter des Heims ein ernster, gläubiger Christ mit tadellosem Lebenswandel ist. Er muß aber auch gewisse kaufmännische Kenntnisse besitzen, muß einige Rednergabe haben (soll er doch mit Andachten und mit Vorträgen dienen können), er muß gewandt sein im Verkehr mit den höheren Militärkommandos wie mit den Mannschaften, er muß mit christlicher Demut bestimm-

tes Auftreten und freundliche Autorität in sich vereinen. Es ist für den Ausschuß mitunter nicht immer leicht, die geeigneten Persönlichkeiten für diesen Posten zu finden, zumal die meisten christlichen Berufsarbeiter zu den Waffen eingezogen worden sind. Da aber die Heeresleitung in der Erkenntnis der Bedeutung der Soldatenheimsarbeit in weitgehendem Entgegenkommen besonders geeignete Männer auf gut begründetes Ersuchen für den Dienst in den Soldatenheimen abkommandiert, so ist es bisher gelungen, fast alle Posten in gewünschter Weise zu besetzen. Die Heimleiter entstammen den verschiedensten Berufen. In Kowno z. B. fand ich in den seinerzeit bestehenden vier Heimen als Leiter einen Arbeitersekretär (den Sekretär der evangelischen Arbeitervereine für Brandenburg a. H. und Umgegend), einen Dresdener Architekten, einen Schriftsteller aus Birkenwerder und einen Baseler Missionar. In Warschau liegt die Oberleitung der fünf Heime in den Händen des bekannten Bürgermeisters Dr. B. aus W. in Mecklenburg, der in herzlicher Gemeinschaft mit dem Generalsekretär M. des christlichen Vereins junger Männer Berlin-Süd (Vorsitzender Le Seur), mit dem Redakteur des Gemeinschaftsblattes „Auf der Warte“ und mit anderen das Werk treibt, in Biala steht ein tapferer württembergischer Feldwebel, der in Friedenszeiten Gemeinschaftspfleger unter den Altpietisten Schwabens ist, unter schwierigen Verhältnissen seinen Mann, in Brest-Litowsk arbeitet ein gläubiger Dachdeckermeister in bestem Einvernehmen mit einem adeligen Fräulein, in Wilna waren — als ich Weihnachten 1915 zur Abhaltung einer Evangelisationswoche dort weilte — vier deutsche Heidenmissionsgesellschaften vertreten: In dem Hausvater, einem Missionar, die Baseler Missionsgesellschaft, in seinen beiden Gehilfen, zwei Theologen und Missionskandidaten, die Barmer und die Bielefelder Missionsgesellschaft und in mir die Berliner Missionsgesellschaft. In Stryj und Stanislau wirkten Sekretäre christlicher Jungmännervereine. Diese Auslese möge ge-

nügen. Den Heimleitern stehen meistens zwei oder mehr Schwestern zur Seite. Das sind freiwillige Helferinnen aus verschiedenen Gesellschaftsklassen. Hier und da ist die Gattin des Heimleiters ihrem Manne gefolgt, wie in Wilna, wo ein Hamburger Lehrer mit seiner Frau dem Eisenbahnerheim vorstehen, oder in Varna, wo ein deutscher Kaufmann aus Mexiko mit seiner Gattin das deutsch-bulgarische Heim leitet. Wie sich die Schwesternschaft eines größeren Heims zusammensetzt, dafür bietet das Wilnaer Heim ein treffliches Beispiel. Hausmutter war zu der Zeit, als ich in Wilna weilte, das in Missionskreisen wohlbekannte Fräulein Hedwig Br., die Mitherausgeberin des Korrespondenzblattes für die deutsche Missionsstudienbewegung, Küchenschwester war die Schwester eines schwäbischen Pfarrers, die mannigfaltigen anderen Posten, u. a. die Besorgung der Post und der Bibliothek, verteilten sich auf Schwester Anna von B., die Nichte des Armeeführers Eichhorn, und ihre Freundin Fräulein Hedwig v. Sch., in der Marketenderei stand die Frau des Kaufmanns A. ihrem Manne mit einer anderen Dame treu zur Seite. Beide waren ebenfalls in die Tracht der Soldatenheimsschwestern gekleidet. Die Herzuziehung der weiblichen Hilfskräfte für die Soldatenheime geht auf eine Anregung Hindenburgs zurück, der da meinte, in ein deutsches Heim gehörten auch deutsche Frauen. Das ist ganz gewiß wahr. Die Anwesenheit reiner, christlicher Frauen macht das Heim traut, schon in seinem Äußeren, manche Kleinigkeiten im Schmuck des Heims bedenkt der Mann gar nicht, und gerade Kleinigkeiten, liebe, kleine Aufmerksamkeiten, sind es oft, die ein Heim erst zum Heim machen. Aber auch auf den Geist des Hauses hat es Einfluß, wenn reine Frauen darin weilen. Das Benehmen der rauhen Krieger wird weniger laut und weniger derb, wird gesitteter, wenn Frauen in der Nähe sind. Und wieviel wohltuender sind Freundlichkeiten und liebevolle Dienste von Frauenhand als von Manneshand, die nie so zart und

lind zuzufassen versteht. Sie brauchen gar nicht zu reden, durch ihren christlichen, stillen Wandel ohne Worte schon üben sie guten Einfluß aus auf unsere Feldgrauen, unsere Soldatenheimschwestern.

Die Eröffnung eines Soldatenheims ist meist ein feierlicher Akt. In der Regel sind die am Ort befindlichen hohen Militärstellen vertreten, und in den Worten, die hohe und höchste Offiziere bei dieser Gelegenheit der Soldatenheimsarbeit widmeten, sprach sich allemal tiefes Verständnis für die hohe Bedeutung dieses Liebesdienstes an unseren Feldgrauen aus. Wie eine solche Eröffnung verläuft, schildere ich am besten, indem ich die Eröffnung des Soldatenheims in Stryj kurz beschreibe, die ich miterleben durfte. Mein Freund F., der Gründer des Heims, hatte alle deutschen und österreichischen militärischen Behörden dazu eingeladen, und alle waren durch ihre Leiter mit deren Stäben vertreten. Auch der Oberbefehlshaber der Südarmee, Graf Bothmer, war gebeten worden. Nachmittags um 3 Uhr sollte die Eröffnung stattfinden. Der größte Teil der geladenen Herren war bereits erschienen, wir wagten nicht mehr zu hoffen, daß der Feldherr auch kommen würde. F. führte die Offiziere durch das festlich geschmückte Heim, ich stand am Eingang zum Empfang bereit. Da kam die Treppe herauf ein hagerer, hochgewachsener Offizier in der Uniform eines kommandierenden Generals, ihm folgten mehrere Generalstäbler. Mich durchschoß es heiß — — das ist ja — —! Ich eile dem General entgegen. Ehe ich zu Wort kommen kann, stellt er sich schon vor: Graf Bothmer! Freundlich beginnt er nach kräftigem Handschlag ein Gespräch über das Heim, während wir die Räume betreten. Mittlerweile nahten sich F. und die übrigen Herren, und ich trat zurück und konnte ungestört den Sieger von der Zlota-Lipa beobachten. Eine rassige, adlige Erscheinung von ungewöhnlicher Körpergröße, hager, zäh und sehnig, Haupt- und Barthaar greis, das Profil scharf und kühn.

Das Auge stahlblau, ruhig spähend, ab und zu mit flüchtigem, weichem Glanz. Die scharfen Linien des Gesichts klug beherrscht. Die Hände schmal und lang, mit sprechenden Linien. Die Stimme klangvoll. Die Rede fließend, aber gezügelt. Das Gebaren schlicht und freundlich und gütig. Die Haltung stolz, ohne Hochmut. So sah ich den Bezwinger des Zwinin. Es folgte dann der kurze Eröffnungsakt. F. übergab mit knappen Worten des Grußes und des Dankes im Namen des Ausschusses das Soldatenheim der Etappeninspektion. Oberstleutnant von Czetteritz übernahm das Heim herzlich dankend zum Gebrauch für die Truppen. Dann sprach Exzellenz Graf Bothmer. Nach sehr liebenswürdigen Worten der Anerkennung für F. sagte er etwa, daß dies Heim mit zu dem gehöre, was in diesem furchtbaren Kriege Licht im Schatten sei. Die Feldgrauen und ihre Führer seien ja eigentlich dazu bestimmt, nur zu zerstören und zu vernichten, aber sie seien unendlich dankbar, wenn die Heimat es ihnen zu erkennen gäbe, daß sie in ihnen nicht nur Zerstörer sehe, wenn die Heimat mit ihren mannigfaltigen Liebesoffenbarungen ihnen zeige, daß sie in ihren Söhnen die Menschen suche, die wahre Freude nur am Bauen hätten. Das mache ihnen ja das Zerstören erträglich, daß sie wüßten, nur so ein neues Vaterland bauen zu können. Die eigentliche Stätte des friedlichen Bauens sei das Heim. Unter diesem Gedanken begrüße er dies Soldatenheim als Licht im Schatten. Der Feldherr schloß dann mit einem frohen Hurra auf die beiden ersten Soldaten, auf die Kaiser der verbündeten Monarchien. An diesen ersten Teil der Feier, dem eine kurze Erfrischungspause gefolgt war, schloß sich der zweite Teil, in welchem ich in kurzer Rede „Zweck, Bedeutung und Wesen der Kriegssoldatenheime" darzulegen hatte. Die ganze Feier war umrankt und durchschlungen von den Liedern des vierstimmigen Männerchors der Kraftfahrer. — — In ähnlicher Weise verlaufen die meisten Eröffnungsfeierlichkeiten. In Kowno

beteiligte sich an der Eröffnung eines der dortigen Heime auch Hindenburg mit seinem Generalstabschef Ludendorff. Hindenburg bewies hier, wie zu anderer Zeit, sein reges Interesse und sein tiefgehendes Verständnis für die Notwendigkeit der Soldatenheime. Bezeichnend für seine väterliche Fürsorge, mit der er auch des Gemütslebens seiner Truppen gedenkt, ist seine Frage an die Heimleiter: „Haben Sie denn auch ein gutes Witzblatt aufgelegt? Es ist sicher schön und gut, daß meine Feldgrauen hier auf die ernstesten Gedanken, die ein Menschenherz bewegen können, geführt werden. Aber der Soldat muß sich auch einmal herzhaft auslachen können." Das Witzblatt war da. Und schon das beweist, daß die Männer, die die Soldatenheimsarbeit betreiben, mit Hindenburg ganz darin einig sind: so sehr das Soldatenheim ernsten christlichen Charakter tragen soll, so sehr soll es eine Stätte starker, gesunder und erfrischender Fröhlichkeit sein.

Wie sieht es denn bei alltäglichem Betrieb in einem Soldatenheim aus? Morgens 8 Uhr — oft noch früher — schon kommen die ersten Besucher, meist Soldaten, die auf irgend welchem Transport von der Front kommen oder an die Front gehen und nun an dem betreffenden Ort eine kurze Ruhepause machen müssen. Aber auch solche Feldgrauen, die kurze Zeit zur Ruhe oder zur Erholung dort weilen. Sie trinken vielleicht eine gute Tasse Kaffee im Speisezimmer, die ihnen von weißgekleideten Ordonnanzen oder gar von einer freundlichen Schwester gereicht wird, und gehen dann in eines der anderen Zimmer. Da sieht man sie im Schreibzimmer, wo ihnen unentgeltlich Feldpostkarten und Briefpapier zur Verfügung stehen, in ungestörter Stille an ihre Lieben schreiben. Andere verschwinden im Lesezimmer und suchen die lange, lange Reihe der ausgehängten Zeitungen nach ihrem Heimatblättchen durch. Es ist in der Regel dafür gesorgt, daß in den Soldatenheimen die Zeitungen aus den Heimatprovinzen der Truppen vorhanden sind, die in dem Sitz des Soldaten-

heims und in dessen Umgebung in Quartier liegen. Aber auch die großen führenden Zeitungen Deutschlands werden aufgelegt. Doch nicht nur Zeitungen, sondern auch Zeitschriften aller Art stehen unseren Feldgrauen zur Verfügung: „Der deutsche Wille“ (früher „Kunstwart“), „Die Grenzboten“, „Der Türmer“, „Über Land und Meer“, „Die Woche“, „Die illustrierte Zeitung“, „Das Daheim“. Fachzeitschriften für verschiedene Berufe, kirchliche Zeitschriften, Missionsblätter und dergl. sind in großer Menge auf den Tischen verstreut. Daneben auch Neuerscheinungen der Kriegsliteratur, Swen Hedins Kriegsbücher, die Bändchen von Ganghofer, die Kriegsbilderbücher aus dem Montanusverlag usw. usw. Auf jedem Tisch liegt auch eine Bibel. Und sie wird nicht selten in die Hand genommen.

Man kann nicht immer lesen. Im Spielzimmer wird Abwechslung geboten. Da messen zwei Feldgraue mit angestrengt gefalteter Stirn ihre Kräfte auf dem Schachbrett, dort macht einer fröhlich lachend unendliche Sprünge beim Halmaspiel, hier ergötzen sich vier an einem Quartettspiel, drüben lassen mit lautem Behagen Feldgraue die glatten Steine des „Flohspiels“ — wie sie es nennen — hüpfen; Raum und Zeit und Welt vergessend, spielen sie wie die Kinder, und es sind Männer im grauen Haar darunter. Aber das ist so köstlich, daß sie noch so spielen können, diese Männer, die im furchtbaren Kampfe die heilige Heimaterde verteidigen müssen. Wir sehen ihnen ein Weilchen zu, dann lauschen wir hinüber nach dem Musikzimmer, aus dem wohlbekannte Töne an unser Ohr dringen. Auf den Zehenspitzen treten wir ein. Einsam, versunken in sein Spiel, sitzt ein Feldgrauer an dem schwarzen Flügel, Beethovens Pathétique aus den Tasten zaubernd. Bewegt hören wir seinem verständnisvollen Spiel zu. Er schließt, tritt ans Fenster und preßt die Stirn an die kalten Scheiben. Ein lustiger Unteroffizier ist mittlerweile eingetreten. Flink setzt er sich an das Instrument, und kräftig tönt sein rauher Baß

durch den Raum, er begleitet sich selbst, fest den schwer genagelten Stiefel auf das Pedal gesetzt, so daß die Akkorde arg ineinander verschwimmen, und er singt in gedankenloser Inbrunst (man gestatte mir dieses Paradoxon): „Seemannstod". Der am Fenster zuckt zusammen und macht sich eilig aus dem Staube, aber den handfesten Klavierspieler umgeben bald 8—10 Kameraden, die dröhnend in seinen Sang einfallen. Nebenan, in einem gemütlichen Zimmer, hocken auf Stühlen und Sesseln Krieger aus allen Waffengattungen in munterem Geplauder, gewaltige Tabaksrauchwolken paffend.

So geht es vom frühen Morgen bis zum späten Abend ununterbrochen fort. Mittags und abends, zu den Mahlzeiten, steigert sich der Besuch natürlich außerordentlich. Dann fehlt es oft an Platz. In allen Zimmern herrscht ein reges und buntes Gedränge. Und der Heimleiter und die Schwestern und die Hilfskräfte müssen im Schweiße ihres Angesichts schaffen, um den Andrang zu bewältigen. Den Schluß des Soldatenheimstages bildet immer eine Andacht, die meistens auch recht gut besucht wird, wenn auch natürlich längst nicht alle Gäste des Soldatenheims daran teilnehmen. In den Andachten trifft man die Mitglieder der christlichen Jungmänner- und Jünglingsvereine und die Mitglieder von Gemeinschaften, aber auch viele, denen erst der Krieg den Zug zu Gott ins Herz gelegt hat, und die in diesen Stunden Vertiefung suchen und finden.

Das ist so der Alltagsbetrieb der größeren Heime. An bestimmten Abenden finden besondere Veranstaltungen statt. Ich fand in Stanislau auf dem Programm z. B. den Vortrag eines Verlagsbuchhändlers über seine Erlebnisse in Afrika; ich begegnete in Warschau dem Geheimsekretär des Prinzen Salm, einem weitgereisten und viel erfahrenen Mann, der in außerordentlich anziehender Weise seiner großen Zuhörerschaft die wirtschaftlichen und politischen Beziehungen Deutschlands zu den anderen Welt-

mächten darlegte; ich wohnte ebenda dem Vortragsabend einer begabten Schauspielerin bei, die unsere Feldgrauen mit der Rezitation ernster und heiterer Dichtungen und mit der Vorlesung erschütternder und humoristischer Erzählungen erfreute; ich hörte dort einen Feldwebel, der im Zivilberuf Universitätsprofessor ist, den Kameraden einen Vortrag über „Rotrußland, Land und Leute“ halten; ich lauschte in Bialystock den Erzählungen des deutschen Ortspfarrers über die glänzende Vergangenheit dieses polnischen Versailles; ich erlebte in Kowno einen musikalischen Abend, an dem Klavier und Violinvorträge mit Chorliedern und gemeinschaftlichen Gesängen wechselten; in Wilna wurden sogar Lichtbilder über den Krieg an der Westfront vorgeführt, und ich selbst reiste ja mit dem Auftrag über die sämtlichen östlichen Kriegsschauplätze, in allen Soldatenheimen eine Reihe von Evangelisationsvorträgen zu halten. An Vortragenden ist draußen meist kein Mangel, da unter Offizieren und Mannschaften redegewohnte Vertreter aller Berufe genügend vorhanden sind.

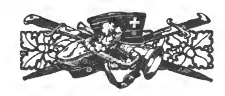
Höhepunkte im Soldatenheimsleben sind allemal die Festzeiten. Ich hatte die Freude, um Weihnachten 1915 im Soldatenheim zu Wilna zu weilen. Wie wurde da mit eifriger Liebe beraten und getatet, gerüstet und geheimnißt auf das Fest, das den Feldgrauen, die es fern von ihren Lieben in Feindesland verleben mußten, besonders lichtvoll gemacht werden sollte! Was erlebte ich da für köstliche Vorweihnachtstage! Allabendlich füllte sich der große Vortragssaal mit jungen und alten Kriegern. Einer setzte sich ans Klavier, und dann wurden Weihnachtslieder gesungen, eins nach dem andern. Es hat mich gerührt, zu beobachten, daß fast alle den Text der Weihnachtslieder auswendig wußten, das ist ja sonst nicht gerade eine Tugend der Deutschen. Vom ersten bis zum letzten Verse sangen alle mit, und es zitterte viel Heimweh und Wehmut durch die Freude an den Liedern: „Stille Nacht, heilige Nacht“,

„Alle Jahre wieder“, „O, du fröhliche“, „Herbei, o ihr Gläubigen“, „Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen“. Aber diese Wehmut machte die Herzen aufnahmebereit für die Frohbotschaft, die zum erstenmal aus Engelsmunde Menschenkindern verkündigt wurde, und die ich jetzt dort draußen an der Front vielen hundert deutschen Männern sagen durfte: „Euch ist der Heiland geboren!“ Die große Weihnachtsfeier am ersten Christfesttag, die durchzogen war von Liebe und Licht, von Tannenduft und Liedern, brachte mir dann noch eine besondere Freude: Als ich nach meiner Rede sagte, daß jeder, der ein Neues Testament haben möchte, ein solches unentgeltlich von mir empfangen könnte, da reichten die hundert schwarzen Büchlein, die bereitgelegt worden waren, bei weitem nicht aus, 200 waren noch zu wenig. Möchte doch auch in Friedenszeiten in vielen deutschen Männern dies Verlangen nach dem Worte Gottes wach bleiben.

Wenn man die Bedeutung der Heime bewerten will, muß man bedenken, in welcher Umgebung sie stehen. Unsere Feldgrauen befinden sich in Feindesland und haben namentlich im Osten meistens Quartiere in Häusern, denen alles Heimelige und Traute fehlt, die oft von Schmutz und Ungeziefer strotzen (solange unsere Feldgrauen nicht ein großes Reinemachen anstellen), mit deren Bewohnern — die in der Regel von deutscher Sauberkeit auch keine Ahnung haben und die äußerlich und innerlich in einer ganz anderen Welt leben — sie sich kaum oder gar nicht verständigen können, wenn es nicht gerade Juden sind, die ja das eigenartige an das mittelalterliche Deutsch erinnernde Jiddisch sprechen. Unsere Krieger können sich in diesen Quartieren nicht wohl fühlen und suchen sie meist notgedrungen nur zum Schlafen auf. Wo sollen sie ihre dienstfreie Zeit verbringen? Es bestehen ja allenthalben kleinere oder größere Schenkwirtschaften und jüdische Teestuben. Das sind recht oft schmutzige Löcher, in denen leider vielfach auch die Un-

zucht eine dunkle Brutstätte gefunden hat. Die besseren Restaurants sind — besonders in den kleineren Orten — verständlicher Weise meist für den ausschließlichen Verkehr der Offiziere bestimmt und für Mannschaften verboten. Schon aus dieser Tatsache ergibt sich die Notwendigkeit der Soldatenheime an möglichst allen Orten, wo in größerer Zahl unsere Truppen liegen. Aber auch da, wo genügend anständige und saubere Wirtschaften den Mannschaften geöffnet sind, dürfen Soldatenheime nicht fehlen. Denn alle Wirtschaften vermögen nur dem Bedürfnis nach leiblichen Genüssen zu genügen, der hungernden Seele, die unter den Härten und Nöten des Krieges zu leiden hat, können und wollen sie keine Erquickung und Stärkung bieten. Ihre Besitzer sind nur darauf bedacht, möglichst viel Geld zu verdienen. Die Soldatenheime aber wollen und können in uneigennütziger Weise Leib u n d Seele ihrer Gäste dienen.

Wer kann nach alledem noch bezweifeln, daß die Soldatenheime der Aufgabe gerecht werden, die ihnen zu Eingang dieser Zeilen gestellt worden ist?





Neues Land

Eine Skizze von W i l h. L e n n e m a n n.

Der Bauer Heinrich Enders war kein reicher Mann, und das Wenige, das er besaß, war ihm nun auch genommen worden. Er hatte seine Äcker bebaut, wie sie ihm von seinen Vätern übergeben waren, recht und schlecht als ein wahrer Haushalter, um sie dermaleinst wieder mit gutem Gewissen seinem Erben übergeben zu können. Die Träger seines Namens gingen und kamen, lebten ihre Jahre und starben; aber bleibend in ewiger Größe und Ruhe blieben Acker und Hof. Sie waren die Herrscher seines Geschlechts.

Und nun war dieser Herrscher gestorben. Zu Tode gepeinigt unter der Knute russischer Kosaken.

Drei Jahrhunderte hatten die Bauern Enders unter den Russen Livlands gewohnt, in einem entlegenen Walddorfe als einzige fremde Ansiedler. Aus Westfalen waren sie eingewandert, hatten eine kurze Rast von 50 Jahren in Ostpreußen gemacht und dann festen Fuß auf russischer Erde gefaßt. Mit steilen, ungelenken Buchstaben waren die Daten in eine alte Bibel eingetragen. Sie hatten sich wohl gefühlt auf der fremden Erde, hatten sich behaglich eingenistet und waren zu Wohlstand gekommen. Sie fühlten sich verwachsen mit der Scholle, die sie bebauten und durch Fleiß mehrten.

Da war der Krieg gekommen und der Haß aufgestanden wider alles, das deutsch war. Da wußten die Dörfler mit einem Male wieder, daß der Bauer Enders anderer Art sei

als sie, höher und stolzer, und von ihrem Popen erfuhren sie, daß er eingewandert sei aus dem barbarischen Westen. Aber auch der Bauer machte kein Hehl aus seinem Deutschtum, das ihn wie mit tausend feinen Äderchen stärkend und belebend durchzog und wie eine geheime Untergrundströmung seinem Geist und Leben Richtung und Gepräge gab.

Anfangs, da das Glück den Russen günstig schien, begnügten sich die Neider und Hasser mit scheelen Blicken und höhnischen Reden, dann aber, da die Heere Hindenburgs sich den russischen Armeen wie Sperrbäume in die Wege legten und sie von den hauenden Eisen zurückgetrieben wurden, fand die enttäuschte Meute nur eine Auslösung ihrer Wut in Mord und Brand. Da gingen die Strohdiemen auf den Feldern und eine etwas abseits gelegene Scheune in Flammen auf. Und von dem der Pöbel noch notgedrungen seine Hand hatte lassen müssen, das erreichte der Vandalismus der zurückflutenden asiatischen Horden. Mit brennenden Augen mußte der Bauer sehen, wie sie das Gehöft ausraubten, daß auch keine Maus mehr hätte darin ein Körnlein finden können. Er fraß seinen Grimm in sich hinein, er biß die Zähne zusammen, daß die Kinnbacken schmerzten, aber er sprach kein kleines Wörtlein. Er wußte, ein Aufbegehren würde das Wegschleppen, wenn nicht den Tod von Weib und Kindern herbeigeführt haben.

Doch als die Brände aufs Dach und in die Stallungen flogen und eine Riesenlohe aufschlug, da tat er einen Schrei, weh und wund, wie ein zu Tode getroffenes Tier, schlug die Hände vors Gesicht und stürzte hin. Ein grelles Hohnlachen der abreitenden Kosaken war der letzte Laut, den er vernahm.

Da der Bauer wieder zu sich kam, standen nur noch die verkohlten Reste seines stolzen Gehöftes. Nun wußte er nichts zu sagen, ob er es gleich gekonnt hätte. Wirr sah er in die Trümmer, wie ein alter, müder Mann.

Nach Tagen erst fand er sich wieder zurecht. Weib

und Kind hatten in einem Keller notdürftig Unterkommen gefunden. Zum Bettler hatte ihn das Land gemacht, das ihm durch Leid und Lust, durch Mühen und viel Arbeit zur Heimat geworden. Er hing mit Liebe an der Scholle, durch die der Pflug seiner Väter und Urväter gegangen, die sie erobert und gewonnen hatten mit tausend Spatenstichen und tausend Ernten. Sie war mit seinem Geschlecht verwachsen; sie waren eins: Hof, Acker und Bauer, eine heilige Dreifalt, die nicht auseinander gerissen werden konnte. Und nun stand der Bauer mit toten Augen vor den Ruinen hundertjähriger Mühen.

Dann rückten die Deutschen ein, und Ordnung und Sicherheit griffen wieder wohltuend in das wirre Gefüge des Tages.

Aber immer noch ging der Bauer einher wie in Ketten, irr und zerschlagen wie ein Verfluchter, den die Heimat ausgestoßen hatte. Aus diesen Bedrängnissen fand er nur einen Ausweg: Er beschloß, den Weg zurückzugehen, den seine Väter gekommen waren; und wieder gingen seine Augen über das verbrannte Gehöft, über die verlassenen Äcker. Tagelang quälten Unruhe und ein wehes Bangen den Bauer, die Erde wollte ihn nicht lassen.

Dann aber kam mit einem Male eine Lust über ihn, eine Hast und ein Treiben, als gehe es zu fröhlicher Kirchweih.

Von einem mitleidigen Hauptmann des Trains, dem er seine Nöte geklagt, erhielt er aus der mitgeführten Beute Wagen und Pferd, dann grub und suchte er in den Trümmern des Hauses, was des Mitnehmens noch wert schien. Das packte er auf den Wagen. Auch war es ihm gelungen, unter deutscher Mithilfe seine Äcker an einen reichen Bauern zu annehmbarem Preise zu verkaufen.

Dann hielt ihn auch nichts mehr in dem Lande, das ihm Heimat und beinahe auch Vaterland geworden war. Er spannte den Gaul vor den Wagen, setzte sein Weib und

sein Kleinstes darauf — der zehnjährige Junge konnte wohl neben ihm gehen — und machte sich zum Aufbruch bereit.

Schon wartete sein Weib darauf, daß er abfahren werde; da ging er noch einmal unter die restlichen Trümmer seines Hauses. Er sah sich mit schmerzenden Augen um, als wolle er das Brandbild gewaltsam in sein Gedächtnis schließen, daß kein Vergessen es je wieder daraus wischen könne. Dann löste er mit der Brechstange einen schweren Stein aus dem Boden, rollte ihn vor sich her und hob ihn mit äußerster Kraft auf den Wagen. Ebenso schleppte er als letztes Eigen einen prallen, schweren Sack herbei und verstaute ihn zwischen dem letzten geretteten Pflug und dem gehobenen Stein. Sein Gesicht war hart und eisern, als er diese Arbeit tat.

Die Frau sah ihn mit erstaunten Augen an. Er glaubte einen leisen Vorwurf darin zu erkennen. Zu anderer Stunde würde er vielleicht ein unliebsames Wort auf solchen Blick gefunden haben, aber was jetzt in ihm stürmte und bebte, riß den Vorwurf zu Boden, ehe er noch ausgesprochen war. Was er getan, hatte sein müssen, und nun war er dessen froh. Ein matter Glanz kam in seine wehen Augen, es huschte über sein Gesicht wie Triumph und Sieg.

Ihn bangte nun nicht mehr um das Glück seiner zukünftigen Tage, denn er nahm die Heimat und das Erinnern an seiner Väter Wirken mit sich. Sie waren an die Wunderdinge gebunden, die er auf dem Wagen barg.

„Jüh!" Er knallte mit der Peitsche über das Pferd hin, das Tier zog an. Der Bauer Enders verließ das Land seiner Väter.

Keinen Blick warf er zurück. Stumm und schwer schritt er neben dem Wagen dahin. Doch sah er wie in tiefer Scham zu Boden, als er an dem Brachland seiner Äcker vorüberfuhr. Ein heißes Weh drohte in ihm hochzusteigen.

„Jüh, jüh!" Wie ein erstickter Schrei klang es.

Sie fuhren. Das Dorf lag hinter ihnen. Der Weg

führte sie durch weite blache Felder; der würzige Duft der gebrochenen Schollen umfloß sie weich und schmeichelnd. Der Bauer fühlte etwas von der gärenden Kraft, die im Boden aufstieg und der Saat harrte. Da dachte er daran, daß er diese Schöpferkraft seiner Heimat eingefangen hatte und mit sich führte, und er hob seine Augen, und sein Herz wurde stark und froh.

Häufiger mußte er vom Wege abweichen, um endlose Wagenzüge und marschierende singende Kompagnien, die mit Lust und sieghafter Hast vorwärts drängten, an sich vorüber zu lassen, bis er die Grenze überschritten und in die deutschen Lande kam.

Und immer weiter fuhr er gen Westen; er sah sich mit prüfenden Augen um; und in einem Dorfe, das ihn gut dünkte, erstand er dann von dem Gutsherrn einige Wiesen und einige Stücke gerodeten Waldes.

Da er nun mit allem einig geworden war und sein künftiges Eigen abgesteckt hatte, und der Maurermeister schon die Schnur zog, wo die Hauswände stehen sollten, hielt ihn der Bauer an und fuhr auf seinem Karren den großen schwärzlichen Stein herbei, der einem Mühlstein nicht unähnlich sah. Er maß mit bedächtigen, ernsten Schritten den Raum ab, von links nach rechts, von vorn nach hinten. Nun hielt er an und machte ein Zeichen, dahin wälzte er den Stein und legte ihn fest.

Lange stand er vor ihm, still wie im Gebet. „Hier, Meister, soll das Feuer brennen, auf diesem Stein, den mein Urahn gelegt, soll es flammen. Und nun baut das Haus um den Stein herum. Gott gebe seinen Segen!"

Dann schritt er hinaus auf sein Land, er überschaute es, und sein Auge teilte es in Äcker und Streifen und sah Roggen- und Haferfelder. Da wogte die Saat, da blühte das Korn; da blinkte die rasche Sense durch die rauschenden Halme, und Wagen fuhren vor und knarrten schwerbeladen auf den Hof. . . .

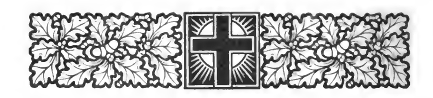
Der Bauer holte den Pflug herbei. Er spannte das Pferd ein, er setzte das blanke Eisen in die Erde und zwang es mit tiefem Schnitt durch den Boden, den noch keines Bauern Eisen durchwühlt hatte, über den noch keine Wünsche und Hoffnungen, keine Not und keine Erntefreuden dahingegangen waren. Es war jungfräuliche Erde, die seinem Geschlecht dienstbar werden sollte. Hoch und ernst ging der Bauer mit steifen Schritten hinter dem Pflug. Furche um Furche zog er, bis er an des Ackers Ende kam. Sein Herz ward warm, seine Augen lohten auf in tiefer Freude.

Aber dann ward es wieder still in ihm, ganz still. Zum zweiten Male schritt er an den Wagen und tat in das umgehängte Saattuch von der braunen Erde, die in dem mitgebrachten Sack war. Es war Erde von seiner Väter Äcker.

Schwer ward sein Gang, feierlich trat er auf die Schollen, griff eine Hand voll heiliger, heimatlicher Erde und warf sie wie kostbarste Saat in weitem Bogen über den Acker hin. So mag Gott wohl in den Schöpfungstagen mit gereckter Hand die Sterne über den Himmel hingestreut haben, und er schritt und warf und säte den Heimatgrund über das Neuland, daß es ihm seine Gnaden und Güten verleihe und der Segen der Heimat ihm wieder ersteige seiner Saat und seinem Geschlecht, seinem Hofe und seinem Namen. Mit feierlicher Gebärde säte er seine braune Saat, und Schauer seligsten Glückes durchrieselten ihn.

Ein heiliges Feuer brannte in ihm und verzehrte, was noch kleinmütig und ängstlich in seiner Seele geblieben. Die Sonne umstrahlte ihn mit goldigem Glanz; der Acker dampfte, und tausend Schollen riefen ein jubelndes Amen.

So nahm der Bauer Enders seine Äcker in Besitz und wandelte sie in Heimatland. Er breitete seine Arme aus, als müsse er Haus und Hof und Äcker in Liebe umfassen; er kniete nieder und küßte die deutsche Erde, die wieder seine Heimat geworden war.



Kirchliche Rundschau

Von L. Heine

Auf ein zweites Kriegsjahr blickt der Leserkreis unseres Jahrbuches zurück. Der kirchliche Jahreskalender läßt manche Tagung, manche Festfeier um der Kriegszeit willen vermissen, die sonst in regelmäßiger Wiederkehr am Wege des kirchlichen Jahres standen. Die öffentliche Anteilnahme ist vom Gange des Völkerringens, von der Abwehr nach außen, von der Notwehr im Landesinneren reichlich in Anspruch genommen. Wie lange noch? Niemand weiß es zurzeit. Nur eins erkennen wir: unser Volk muß weiter in Anspannung aller seiner Kräfte leben, um das große Ziel eines ehrenvollen, gesicherten Friedens zu erreichen. Bleibt da Zeit, an kirchliche Fragen zu denken? Es kommt darauf an, wie ein Mensch innerlich zum Evangelium steht. Fühlt er in ihm die Kraftquelle des Volkslebens in jeder Beziehung fließen, dann wird er auch für das kirchliche Leben als das Flußbett, in dem diese Kraft für unser Volk rinnt, Sinn und Liebe übrig haben. Ja, jetzt sogar in verstärktem Maße. Denn die Art, wie das deutsche Volk den Anforderungen der Zeit und ihrer Not gerecht wird, hängt mit seiner Stellung zum Evangelium auf das engste zusammen. Es wird darum berechtigt sein, daß unser Rückblick in manchen Punkten auf die Zeit seit Beginn des Krieges zurückgehen muß.

Zwei Menschen können einen Garten mit ganz verschiedenen Augen ansehen. Des einen Auge sieht nur die

Blumen und Blüten und entzückt sich daran. Das Gewürm und Geschmeiß, das als ein gefährlicher und unablässiger Feind dieser Pracht sein Wesen treibt und einen großen Teil der Ernte im Keime vernichtet, wollen sie nicht sehen. Im menschlichen Gemeinschaftsleben sind das die Optimisten, die überall alles in schönster Ordnung finden. Weil sie keinen Blick für Schädlichkeiten haben und darum auch keinen Trieb, sie zu beseitigen, verdirbt ihnen viel Ernte vorzeitig. Andere sehen nur die Raupen und Würmer im Garten, nur jedes welke Blatt und jede verdorrende Blüte; ihr Auge und Herz ärgert sich daran. Mit dem Blick auf das menschliche Leben sind es die Pessimisten, die Schwarzseher, die niemals zur Freude an dem kommen, was als Frucht wirklich reift. Beide Einseitigkeiten machen unser Leben unfruchtbar. Das Auge des geschulten Gärtners, der etwas schaffen will, muß den Garten sehen und nehmen, wie er wirklich ist, und danach handeln.

So müssen wir streben, einen klaren und wahren Blick auf den Garten unseres kirchlichen Lebens in der Kriegszeit zu tun. Im allgemeinen stehen sich da zunächst zwei Urteile scharf gegenüber. Viele möchten noch den Überschwang ihrer Gefühle aus der Zeit der Mobilmachung festhalten und in unserem Volke heute noch die Zeichen und Zeiten allgemein religiös-sittlicher Erneuerung feststellen. Der Traum war gar zu schön; warum denn auf ihn verzichten! Andere erinnern an den wieder zunehmenden Leichtsinn und die große Gleichgültigkeit gegen höhere Fragen und sagen: da seht ihr! ein hoffnungsloses Volk, weil auch die ernstesten Zeiten nicht wirklich bis in die Tiefen seines Wesens dringen! Wie stellen wir uns zu diesen Fragen? Niemals wird ein ganzes Volk in allen seinen Teilen religiös und sittlich neugeboren. Diese Verheißung finden wir nirgends. Wer am Anfang des Krieges solches für unser Volk erwartet hat, gab sich einer gefährlichen Täuschung hin. Der Rausch der

ersten Begeisterung und seine tieferen Gefühle auch für religiöses Leben glich dem warmen Frühlingssturm, der die Eisrinde vieler Herzen schmelzen und neues Leben sprossen ließ. Das war gut so und nötig. Aber das Gleichnis vom viererlei Acker behielt auch hier seine Geltung; nur Etliches kam zur Ernte. Die Natur bleibt auch hier Vorbild; von dem reichen Blütenflor kann nur ein Teil zur Frucht kommen. Der Sturm verinnerlichter Gefühle und Stimmungen vor zwei Jahren hat die Vorbedingungen geschaffen, daß hin und her manche in unserem Volke sich auf den Segen des Evangeliums und seiner irdischen Verwalterin, der Kirche, besannen und sich nun mit ihrem inneren Leben wirklich auf diesem Mutterboden einwurzelten. Sie werden Frucht bringen für sich und andere, für Volk und Kirche, für Zeit und Ewigkeit. Man mag um die zahllosen tauben Blüten, die unnütz abfielen, trauern; man soll aber auch den vermehrten Fruchtansatz nicht übersehen und sich seiner aufrichtig und dankbar freuen. Kirche und Evangelium sind vielen innerlich wieder etwas geworden, sie werden auch zur Ehre des Evangeliums und zum Segen der Kirche etwas werden und bleiben. Weiter müssen wir daran festhalten, daß während der Kriegszeit auch eine besondere Saatzeit der Kirche bleibt. Die Not der Zeit pflügt als eine tiefgehende und scharfe Pflugschar den Herzensacker des Volkes; sie räumt Hindernisse der Selbstbesinnung aus dem Wege; sie rückt göttliches und widergöttliches Leben, Ernst und Leichtsinn, Eigenliebe und Nächstenliebe in einen viel greller beleuchteten Gegensatz, als jemals eine ruhige Zeit dies tun kann. Auch dadurch wird manchem zur Selbstbesinnung und Gesundung geholfen. Das Schicksal schlägt alle. Innerlich große und tiefe Naturen werden dadurch größer und tiefer, innerlich kleine und gemeine Menschen werden kleiner und gemeiner. Der Sturm bricht den kranken Stamm,

die Spannkraft des gesunden Baumes erhöht er. Diese Wahrheiten gelten wie für das geistige Leben überhaupt, so auch für das engere Gebiet des religiösen und sittlichen Lebens, dem die Kirche dienen soll. Es erfüllt sich darin die Wahrheit des Herrenwortes: „Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe; wer aber nicht hat, dem wird genommen, was er hat."

Dadurch sind der evangelischen Kirche ihre Lebensaufgaben vorgezeichnet. Ist sie ihnen im weiteren Verlaufe des Krieges gerecht geworden? Viele sagen nein und sprechen von einem vollendeten Bankerott des Christentums und des christlichen Kirchentums in jeder seiner Ausprägungen. Das Christentum selbst als die einzige unübertreffliche Lebenswahrheit kann nicht bankerott machen. Zu einem solchen falschen Urteil kann nur der kommen, der ausgerechnet für unsere Zeit die Völker, die christlichen Namen tragen, als reine Glieder eines vollendeten Gottesreiches auf Erden ansah. Für solche Verstiegenheiten sollten wir zu nüchtern sein. Und von einer bankerotten Kirche kann nur der reden, der die in den unvollkommenen irdischen Verhältnissen stehende Kirche in ihrem Sammeln, Suchen und Ringen nicht anerkennen will.

Für uns kommt es darauf an, ob unsere Kirche diesem Sammeln, Suchen und Ringen um Einzelseele und Volksseele in der Kriegszeit gerecht geworden ist. Wer sachlich urteilen will, wird viel erfreuliche Arbeit finden. Ein großer Teil davon liegt überhaupt nicht offen zutage. Er hat sich in den zahlreichen, rein persönlichen Bemühungen der Gemeindepfarrer und ihrer Helfer ausgewirkt, um an die Seelen auf den verschiedensten Wegen heranzukommen. Durch Briefe und Schriften, in Lazaretten und auf Transporten, in Kriegsbetstunden und auf Gemeindefeiern. Hier ist eine Arbeit geleistet worden, deren Maß sich auch nicht annähernd

schätzen läßt. Ihr stets gleiches Ziel ist es gewesen, das eine lebenspendende Evangelium auf den verschiedensten Wegen im Lichte der Zeitverhältnisse den Menschenherzen zu einer Kraft zu machen, aus der heraus sie leben können. Wir dürfen dabei auch gern anerkennen, daß die verschiedenen Richtungen in der Kirche in dieser Arbeit sich gleich ehrlich angestrengt haben und nach ihren Kräften und Gaben ihr volles Können und Wollen für die Seele unseres Volkes eingesetzt haben.

Das Gefühl gemeinsamer Nöte und Pflichten hat die kirchlichen Lager und Parteien zurzeit einander genähert. Wohl aus diesem Gefühl heraus ist der Wunsch nach einer Arbeitsgemeinschaft aller Richtungen in der evangelischen Kirche entstanden. Der Gang der Geschichte hat die gemeinsamen Ziele in den Vordergrund gestellt. Wie weit können um ihrer willen auch die verschiedenen Geister zueinander kommen? Das ist die große und wichtige Frage. Wir dürfen uns ja auch in dieser Zeit nicht verhehlen und verschleiern, daß es viele Strömungen und Richtungen innerhalb der evangelischen Kirche gibt, daß an der Person Jesu Christi noch immer sich die Geister scheiden. Die einen ehren ihn als den Besten der Menschenkinder; sie stellen sich dem Wesen nach ihm gleich, lassen ihm nur einen gewissen Vorrang und Vortritt; sie lassen ihn im Leben höflich rechts von sich selbst gehen. Die anderen beugen sich vor ihm als der verkörperten Liebe Gottes und bekennen ihn als den Heiland ihrer Seele, dem sie ihr wahres Leben verdanken um seines Todes und seiner Auferstehung willen. Das sind gewiß scharfe und deutliche Gegensätze in der evangelischen Kirche. Kann über ihnen eine Arbeitsgemeinschaft entstehen? Im vollsten und tiefsten Sinne des Wortes jedenfalls nicht. Denn eine solche Arbeitsgemeinschaft setzt Glaubensgemeinschaft voraus. Diese aber ist nicht in jedem Punkte vorhanden; sie kann auch nicht ver-

ordnet oder erzwungen werden, sonst würde man die Gewissen von Tausenden von Christen vergewaltigen. Die Arbeit eines Menschen und ihre Früchte kommen doch aus den Tiefen seines Wesens, so wie es ist. Soll er es verleugnen, so schneidet er die Wurzeln seiner Kraft selbst ab. Der Krieg hat die inneren Gegensätze in der evangelischen Kirche nicht verschwinden, nur zurücktreten lassen. Wer darauf eine innerste Arbeitsgemeinschaft begründen will, würde ein Haus auf ein auseinanderstrebendes Fundament bauen und sein Werk nach dem Kriege wieder auseinanderplatzen sehen. Das aber wäre schlimmer, als wenn wir jetzt jede Richtung ruhig nach ihren Kräften für sich arbeiten und ihr Bestes geben lassen.

Es gibt Zeiten und Gelegenheiten, wo wir die Zersplitterung der evangelischen Kirche sehr tief beklagen müssen. Etwa dann, wenn innere Volksschäden und Gefahren nicht in allen Lagern der gleichen Aufmerksamkeit und Abwehr begegnen. Andererseits ist die Fülle der Kräfte doch wiederum eine Stärke, ein Lebenszeichen unserer Kirche, mehr wert als die äußere Einheit der katholischen Christenheit. Im ruhigen Vertrauen auf die innere Kraftfülle kann unsere Kirche das Arbeiten in verschiedenen Lagern ertragen. Die Früchte werden dann erweisen, wo das kraftvolle innere Leben zu finden ist, und diese Erkenntnis wird der Läuterung und dem Wachstum der Kirche dienen. Immerhin gibt es Dinge und Aufgaben genug, die — namentlich in unserer Zeit, aber auch für die Zukunft — von allen kirchlichen Lagern gemeinsam in Angriff genommen werden können und müssen. Darum wird die Begründung der Konferenz deutscher evangelischer Arbeitsorganisationen, die aus dem Wunsche nach verstärkter Arbeitsgemeinschaft erwachsen ist, von vielen Seiten begrüßt. Eine Reihe von Volksschäden geht uns alle in gleicher Weise an, wie z. B. Trunksucht und Unzucht. Eine Fülle von Aufgaben muß von allen Volksschichten ge-

tragen werden, wie z. B. die sozialen Fragen, die auch nach dem Kriege reichlich zu lösen sind und doch oft so eng mit dem religiösen und sittlichen Leben und dadurch mit den Interessen der Kirche zusammenhängen. Denken wir nur an die Stellung der Arbeiterkreise zur Religion und Kirche und an die Wohnungsfrage, mit der das deutsche und christliche Familienleben steht und fällt. Die innere Glaubensstellung der einzelnen Arbeitsorganisationen unserer evangelischen Kirche mag eine verschiedene sein, in der Erkenntnis dieser Schäden und der daraus erwachsenden Aufgaben und Ziele dürfte trotzdem volle Übereinstimmung herrschen. Darum sind die Bemühungen zu begrüßen, die auch ein gemeinsames Verständnis über die Wege zu diesem Ziele anstreben. Weil manche dieser Ziele z. B. durch Einfluß auf die Gesetzgebung zu erreichen oder wenigstens vorzubauen sind, so ist ein gemeinsames Vorgehen aller evangelischen Richtungen nicht nur möglich, sondern auch nötig. Und innerkirchlich ist doch wenigstens das eine zu erhoffen: ein tieferes Verständnis der einzelnen Lager füreinander, eine größere Achtung voreinander. So kann die geplante Konferenz deutscher evangelischer Arbeitsorganisationen doch praktische Früchte bringen. Wir können nur wünschen, daß sie bald einmal irgend eines der ihr zufallenden Arbeitsgebiete gründlich in Angriff nimmt.

Im Zusammenhange hiermit möchte man den Wunsch aussprechen, daß die kirchlichen Wahlkämpfe in Zukunft durch die gemeinsamen Pflichten eine Versittlichung erfahren möchten. Ob das gelingt, muß die fernere Zeit lehren. Die ernste Kriegszeit hat auch den kirchlichen Burgfrieden geboten. Darum zeigten die letzten kirchlichen Wahlen einen ruhigeren Verlauf. Vergessen wir nicht: die inneren Gegensätze sind nicht geschwunden; auch ihre Spannung ist geblieben. Die Not der Zeit hat nur

einen Waffenstillstand geschaffen. Mögen in ihm die ungeistlichen Waffen verrosten und unbrauchbar werden! Möchte man auf manchen Seiten vor allen Dingen lernen, daß es die Kirche verderben muß, wenn in ihren Wahlkämpfen die unkirchliche und völlig verständnislose Masse aufgeboten wird, der von Luther so oft verurteilte Herr „Omnes"*), die Menge, der an kirchlicher Kraft im Volksleben überhaupt nichts liegt, die im Gegenteil alle religiösen und sittlichen Mächte möglichst unterdrücken möchte. Aus diesem Grunde erscheint uns für die Zukunft eine Änderung des kirchlichen Wahlrechts unumgänglich notwendig, zum mindesten seine Beschränkung auf solche, die wenigstens nicht kirchenfeindlich oder gänzlich gleichgültig sind.

Vielleicht wird man uns entgegenhalten, daß damit eigentlich die Volkskirche, die doch alle Kreise des Volkes umfassen soll, aufgehoben würde. Gewiß, es ist eine schwierige Frage, ob man Teile der Masse vom kirchlichen Rechte ausschließen soll. Es mag manchem um so weniger möglich erscheinen, als diese Zeit politisch doch eine Stärkung des Reichsgedankens gebracht hat, so daß auf kirchlichem Gebiete hier und da sogar der Wunsch nach einer deutsch-evangelischen Reichskirche laut werden konnte und im Zusammenhang damit von einem deutschen Christentum geredet und geschrieben wird. Gibt es ein solches? Das Evangelium ist nur eins: es verkündet den Sünderheiland Jesus Christus. Darum ist das Evangelium international und übernational, d. h. es umfaßt alle Völker und kann sich von einzelnen völkischen Wünschen keine Bedingungen seiner Wirksamkeit vorschreiben lassen. Die Gedanken vom deutschen Christentum verfallen daher vielfach in den Fehler, aus den christlichen Gedanken nur das gelten zu lassen, was der deutschen Kraftnatur entspricht, die Selbstdemütigung,

*) „Alle" (die Masse).

die das Evangelium verlangt, aber willkürlich zu streichen. Das heißt aber die eigentlichen Wurzeln der christlichen Kraft abschneiden. Denn sie beruht gerade auf einer rechten Demut vor Gott. Wir sollten gerade umgekehrt lieber den Gedanken des „christlichen Deutschtums" betonen. Wir reden damit einer Wahrheit das Wort, die im Verlaufe unserer Geschichte sich schon erwiesen hat und sich immer herrlicher erweisen würde, wollte man sie in unserem Volke allgemein erkennen: die großen und guten Eigenschaften und Anlagen des deutschen Volkes entwickeln sich erst durch die läuternde Kraft des Evangeliums zu ihrer vollen Blüte und Reife, wie überhaupt jedes Volk das Beste seines Wesens erst dann geben kann, wenn es durch die Schule des Christentums hindurchgeht. Wir können unserem Volkstum daher gar nicht besser dienen, als wenn wir es auf den Boden des Evangeliums stellen.

Könnte zur Erreichung dieses Zieles eine deutsche evangelische Reichskirche einen Fortschritt bedeuten? Den Verfechtern dieses Gedankens mag wohl die äußere Einheit und Geschlossenheit der katholischen Kirche dabei besonders vorbildlich erscheinen. So z. B. sagte jemand dem Verfasser einmal im Laufe des Gesprächs: es sei doch eine großartige Tatsache und ein starker Grund eines gewissen Heimgefühls, daß jeder katholische Christ überall auf Erden dieselbe Messe hören könne, mag er hinkommen, wo er will. Demgegenüber habe jede evangelische Landeskirche ihre besonderen, fremd anmutenden Eigentümlichkeiten. Ist das wirklich so bedeutsam? Hat nicht die evangelische Kirche bei aller Mannigfaltigkeit liturgischer Form doch überall in der ganzen Welt dasselbe Evangelium, das sie verkündigt? Und dies Evangelium ist es schließlich doch, das uns in unserer Kirche überall gleiches Heimatsgefühl in der Nähe unseres Herrn gibt. Wir können in der Einheit der Messe keinen Vorzug der katholischen Kirche sehen. Auch eine deutsche evangelische Reichskirche würde nur uniformieren, ohne neue

innere Kräfte zu schaffen; sie würde vielleicht sogar innere Kräfte hemmen. Die frühere politische Zerrissenheit Deutschlands war gewiß vom Übel. Für das Gebiet des geistigen und künstlerischen Lebens ist die bunte Karte der Bundesstaaten aber von Vorteil gewesen. Frankreich z. B. hat nur einen geistigen Mittelpunkt, seine Hauptstadt; Deutschland hat von jeher viele geistige und künstlerische Brennpunkte gehabt. Ähnlich liegt es auf kirchlichem Gebiet. In vielen äußeren Fragen können die verschiedenen Landeskirchen zu einer Gemeinsamkeit kommen, ohne ihre Selbständigkeit aufzugeben und sich den starren Panzer einer Reichskirche anzuziehen. Deutsches Volkstum hat soviel eigenartige Ausprägungen, daß es auch kirchlich zu seinem Rechte kommen muß.

Mit vollem Rechte kann andererseits doch auch betont werden, wieviel gemeinsamen kirchlichen Besitz unser evangelisches Volkstum hat. Ein sichtbarer Ausdruck dafür ist das Deutsch-Evangelische Gesangbuch für die Schutzgebiete und das Ausland. Die Möglichkeit, es zu schaffen, ist genug Beweis eines reichen gemeinsamen Besitzes. Vielleicht bringen wir es in der Heimat auch noch einmal zu einem einheitlichen deutsch-evangelischen Kirchengesangbuch. Die Freizügigkeit und der vermehrte Wohnwechsel unserer Tage legt diesen Gedanken nahe. Wir haben einen so reichen Schatz herrlicher Lieder, daß über einen gemeinsamen Grundstock von alten Kirchenliedern und neuen geistlichen Volksliedern sich unschwer eine Einigkeit erzielen ließe. Solche Lieder, die einer Provinz oder einem Bundesstaat aus geschichtlichen Gründen eigentümlich und dem Volke daher besonders lieb und wert sind, ließen sich für diese Landesteile in einem Anhang sehr wohl vereinigen. Und wie diese, so gibt es noch andere Fragen, bei denen die evangelische Christenheit Deutschlands auch ohne Reichskirche ihre innere Einheit und Geschlossenheit auch nach außen bekunden könnte.

Gehen wir noch auf einige Lebensäußerungen unserer Kirche besonders ein. Eine erfreuliche Erweiterung und Ausdehnung hat durch die Not der Zeit die Sache der Frauenhilfe erfahren. Die evangelisch-kirchlichen Frauenhilfevereine und -verbände haben als konfessionelle Einrichtungen neben den vaterländischen Frauenvereinen und dem nationalen Frauendienst als interkonfessionelle Gruppen ihr volles Recht erwiesen, ohne störend oder zerreißend zu wirken. Es ist eben sehr wohl ein konfessioneller Zusammenschluß der Kräfte möglich, ohne das Zusammenarbeiten mit anderen Verbänden zu gefährden. Das mögen diejenigen einmal ernstlich verstehen lernen, die immer über konfessionelle Sondertümelei die Nase rümpfen. Die Kräfte der Frauenhilfe haben sich besonders der Liebesarbeit für die Truppen und Lazarette und der Ostpreußenhilfe zugewandt. Für die Zukunft wird der Frauenhilfe auch ein erweitertes Arbeitsgebiet in der Pflege und Heranbildung der weiblichen Jugend erwachsen. Viele Stimmen fordern das weibliche Dienstjahr. Wie auf so manchen Gebieten haben auch hier kirchliche und evangelische Kreise längst vorgearbeitet. Zu solchen Vorarbeiten gehört in gewisser Beziehung auch das Diakonissenwesen und die freieren Schwesternverbände. Ein neuer Zweig der Vorarbeit sind die Frauenschulen nach evangelischen Grundsätzen und die zahlreichen Kurse der Frauenhilfen. Man kann nur wünschen, daß die evangelische Kirche auf diesen Gebieten durch die konfessionelle Arbeit ihrer freien Verbände recht erstarkt, ehe eine gesetzliche Regelung des weiblichen Dienstjahres kommt. Je mehr die Kirche auf diesem Gebiete schon Pionierarbeit geleistet hat, um so mehr wird sie in der Pflege der weiblichen Jugend dann auch religiös sittliche Werte durchsetzen können.

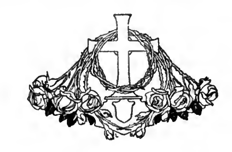
Der kirchliche Einfluß auf die männliche Jugend hat in der Kriegszeit mit vielen äußeren Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Teils fehlte die Jugend, teils fehlte es an

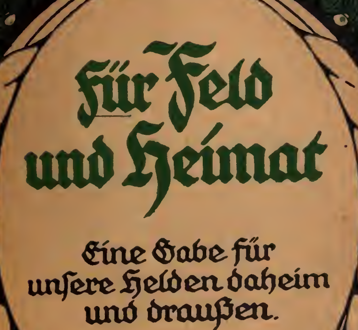
Arbeitskräften. Dringlicher und deutlicher aber erhebt sich die Notwendigkeit, die Männerwelt auch für die kommende Friedenszeit zahlreicher und tiefer für die Religion und das Leben aus ihr zu gewinnen. Da uns sicher eine Zeit nicht nur großer sozialer Aufgaben, sondern auch schwerer innerer Kämpfe bevorsteht, wird ihre segensreiche Lösung viel von der inneren Stellungnahme der Männerwelt zu diesen Fragen abhängen. Außer ihrer eigenen Arbeit an der männlichen Jugend muß die Kirche besonders das Recht des Sonntags für sie zu wahren wissen. Wie früher manche Fort- und Fachbildungsschulstunden den Sonntag beeinträchtigten, so liegt jetzt die Gefahr nahe, daß die militärische Vorbereitung und körperliche Stählung der Jugend auf den Sonntag gelegt wird. Von Körperkultur und Muskeldrill allein aber lebt auf die Dauer kein Volk. Die evangelischen Gemeinden müssen daher auf der Hut sein, sich auch ihr Recht an der männlichen Jugend zu wahren.

Eine innerkirchliche Erscheinung ist noch besonders zu nennen, weil sie in ihrem Geiste von der Kriegszeit berührt worden ist: die Gemeinschaftsbewegung. Auch eine freundliche Stellungnahme zu ihr mußte früher über ihr zu starkes Hinneigen zu englischer und amerikanischer Frömmigkeit Betrübnis empfinden. Noch etwa vor zehn Jahren konnte man häufig die Erfahrung machen, daß bei Gemeinschaftsversammlungen unter fünf gesungenen Liedern nur eins unserem alten evangelischen Liederschatz entstammte, während unter den anderen vier die für unser Empfinden vielfach recht geschmacklosen englischen Reimereien bevorzugt wurden. Das hat sich erfreulicherweise geändert. Mehr und mehr sind die besonneneren landeskirchlichen Gemeinschaftskreise in ihrem Gesange zu deutscher Tiefe und Weihe zurückgekehrt. Auch die Erfahrungen mit dem englischen Christentum in der Kriegszeit haben zu dieser Läuterung und Selbstbesinnung beigetragen. Möglicherweise gebiert das vertiefte und verselbständigte deutsche Gemein-

schaftschristentum aus sich heraus noch die wertvollen Töne, die hier und da unserem Gesangbuche noch fehlen, z. B. eine stärkere Betonung der Evangelisation. An der Schriftenmission unter den Truppen haben die Gemeinschaften sich außerordentlich beteiligt und namentlich viel zur Aufklärung über die Alkoholfrage bei den Soldaten geleistet. Auch für Ostpreußen, das bekanntlich selbst eine starke Gemeinschaftsbewegung hatte, haben sie nach Kräften aus ihren Mitteln Hilfe geleistet.

Der Gang durch das kirchliche Leben im zweiten Kriegsjahre zeigt weniger äußerlich hervortretende Ereignisse als in ruhigen Jahren. Dafür hat er eine Reihe innerlich wichtiger Probleme deutlich in den Vordergrund geschoben: Lebensfragen der evangelischen Kirche und des deutsch-evangelischen Volkstums. Sie ragen hinein in das Jahr 1917 mit seiner Jubelfeier der Reformation. Damit stellen sich diese Lebensfragen noch bedeutsamer und größer vor uns hin. Lassen wir es uns eine Mahnung sein: Was das deutsche Volk heute ist, wurde es durch Luther, der es zum Evangelium von Jesus Christus und der Fülle seiner Kraft zurückführte. Will unser Volk auf seiner Höhe bleiben, dann muß es dauernd aus der Macht dieses Evangeliums leben, alle seine Lebensfragen nach diesen Grundsätzen regeln.





Für Feld und Heimat

Eine Gabe für unsere Helden daheim und draußen.

Herausgegeben von
D. Paul Blau



C. F. Amelangs Verlag, Leipzig

Leben und Heimat in Gott

Eine Sammlung Lieder zur Erbauung und Veredlung

Herausgegeben von Julius Hammer

Gesichtet und ergänzt von D. Paul Mehlhorn

Sechzehnte Auflage. In Leinenband 4 Mark

Inhaltsübersicht: Gott: Schöpfer und Vater. Gott in der Natur. Gott in der Geschichte. — Christus: Heilandsverehrung. Jesusgedichte auf biblischer Grundlage. Spätere Legenden. — Festklänge: Die hohen Feste. Feiertagsweihe. — Glaube, Liebe, Hoffnung. — Gebet. — Friede in Gott: Kampf und Versöhnung. Ewige Heimat. — Kompaß für die Lebensfahrt. — Gesegnetes Tagewerk. — Menschliche Gemeinschaft. — Herd und Altar.

„Wenn wir von irgend einem Buche wünschen, daß es sich in den gebildeten Familien recht einbürgern möge, so ist es dieser wirkliche Liederschatz, in welchem sich die erhabensten und edelsten Gedanken und Empfindungen nicht allein unserer, sondern aller Zeit vereinigt finden."

Dieser Wunsch eines geschätzten Kritikers ist in Erfüllung gegangen: Hammer ist bereits in 100000 Exemplaren verbreitet.

Stille Andachtsstunden

in frommen Liedern unserer Tage

Gesammelt von Julius Sturm

Neu bearbeitet von Gustav Gerok

Mit Titelbild und zwölf Abbildungen von Hans Weißhaar

Achte Auflage. In Leinenband 4 Mark

Inhaltsübersicht: Morgen- und Abendlieder für die zwölf Monate. — Gottes Wort. — Gemeinsame Andacht. — Sinnsprüche. — Biblische Bilder. — Jesuslieder. — Die christlichen Feste.

Die schönsten edelsten Blüten christlicher Poesie von unseren besten Dichtern sind hier von einem christlichen Dichter zu einem lieblich duftenden Strauß zusammengebunden und der Verleger hat diesen Strauß in die Vase einer prächtigen Buchausstattung gestellt.

Die hier angezeigten Bücher können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Kataloge des Verlags und Prospekte auf Verlangen unberechnet.

Schriften für das hauswirtschaftliche und gewerbliche Frauenwirken

Die Hauswirtschaft. Leitfaden für erweiterte Haushaltungsschulen. Herausgegeben von der Erziehungsanstalt Marienburg-Coesfeld. 2., vollständ. umgearbeitete und vermehrte Auflage. 11.—30. Tausend. 1918. 8° 360 S. Geb. einzeln ℳ 1.25, beim Bezug von 50 Stück je ℳ 1.15

Handbuch für den hauswirtschaftlichen Unterricht. Herausgegeben von der Erziehungsanstalt Marienburg-Coesfeld. 2., umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1915. Gr. 8° (VIII u. 446 S.) Mit einer farbigen Nährwerttafel. Geb. ℳ 5.80

Abriß der ländlichen Wohlfahrtspflege. Von Joh. Schäfers. Heft 9/10 der Zeitschrift Frauenwirtschaft 1915. Gr. 8° 64 S. 80 ₰

Das hauswirtschaftliche Bildungswesen in Deutschland. Von Dr. W. Liese. Mit einem Nachtrag 1910—1914: Die neuesten Fortschritte auf dem Gebiete des hauswirtschaftlichen Bildungswesens. 2. Auflage 1910. Gr. 8° 158 S. Geb. ℳ 2.—

Wegweiser zum häuslichen Glück. Praktischer Leitfaden des Haushaltungsunterrichts für Jungfrauen. Neue Ausg. 301.—360. Tausend. 1913. Kl. 8° 270 S. Geb. 75 ₰ (Partiepreise), in Altgoldleinen ℳ 1.—, in fränkisches Leinen mit Goldpressung ℳ 2.—

Das häusliche Glück. Ein Büchlein für Frauen und Mütter mit vollständigem Haushaltungsunterricht. Der neuen Originalausgabe 6.—50. Tausend. 1909. 8° 320 S. Geb. 75 ₰ (Partiepreise).

Die Haushaltungsschule. Ein Lernbüchlein für Schülerinnen der Haushaltungsschule. 1912. Kl. 8° 190 S. Kart. einzeln 45 ₰, im Hundert 40 ₰, im halben Tausend 35 ₰

Die Gesundheit. Ein Büchlein für Schule und Haus. 2. Auflage. 11.—20. Tausend. 1910. 8° 178 S. Geb. 75 ₰ (Partiepreise).

Das Landleben. Ein Bauernbuch für Kurse und Haus. 1. Teil: Feld und Vieh. 1910. 8° 282 S. 2. Teil: Haus und Hof. 1912. 8° 282 S. Jeder Band geb. 75 ₰ (Partiepreise).

Die Erziehungskunst der Mutter. Ein Leitfaden der Erziehungslehre. 3. verm. Auflage. Geb. 75 ₰ (Partiepreise). Geschenkband in Leinen mit Goldpreß. ℳ 2.—

Die Chemie in Natur und Technik. Für Schulen, Kurse und jedermanns Haushalt dargestellt von Dr. W. Dederichs. 1.—15. Tausend. 1912. Kl. 8° 288 S. Geb. 75 ₰ (Partiepreise).

Tausend hauswirtschaftliche Rezepte. 1913—1916. Kl. 8° 350 S. Geb. ℳ 1.60

Die Bienenzucht. Anweisung zur Behandlung eines Bienenvolkes nach moderner Betriebsweise. Von Anton Apitzius. Mit 26 Abbildungen. 1915. 8° 86 S. Kart. 80 ₰

Die rentable Nutzgeflügelzucht. Für Mädchen und Frauen dargestellt von E. Aries. Mit 75 Abbildungen nach der Natur. 1915. 8° 102 S. ℳ 1.20

Die rentable Ziegenzucht. Aus der Praxis für die Praxis. Von E. Aries. Mit 15 Abbildungen. 1915. 8° 52 S. 80 ₰.

Die Kaninchenzucht des kleinen Mannes. Anleitung zur Anlage einer nutzbringenden Kaninchenzucht. Von L. Tendam. Mit 21 Abbildungen. 1914. 8° 50 S. 60 ₰

Die Seidenraupenzucht nach alter und neuer Zuchtmethode. Von L. Tendam. Mit 9 Abbildungen. 1915. 8° 29 S. 60 ₰

Erwerbsmöglichkeiten für Kriegsbeschädigte und Kriegerwitwen auf dem Lande. Von Willy Hinz. 1916. 8° 40 S. 40 ₰.

Natur und Heimat. Eine praktische Einführung in die Natur- und Heimatpflege. Von Dr. Clemens Wagener. 1918. 8° 184 S. Geb. ℳ 1.20.

Worüber müssen die Eltern von der Schule Bescheid wissen? Von Schulrat Ries. 1916. Kl. 8° 46 S. 25 ₰, 50 Stück ℳ 10.—

Frauenwirtschaft. Jahrbuch für das hauswirtschaftliche und gewerbl. Frauenwirken. 1.—5. Band. Geb. zusammen ℳ 20.—, einzeln ℳ 4.80 gebd. 6. Band (280 Seiten) ℳ 4.80. Jedes Jahr zu Ostern erscheint ein neuer Band!

Volksvereins-Verlag G. m. b. H., M. Gladbach.










UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 052735674